School of Theology at Claremont

K. Kousky Der Uriprung des Chriftentuns

GERMAN



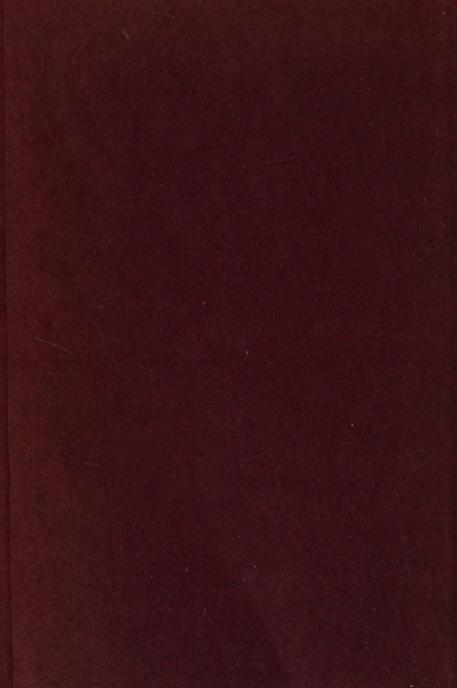
LIBRARY

Southern California SCHOOL OF THEOLOGY Claremont, California

> Aus der Bibliothek von Walter Bauer

> > geboren 1877 gestorben 1960





des Christentums

Eine historische Untersuchung von

Karl Kautsky



Stuttgart 1908 Verlag von J. h. w. dien nachf. Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Paul Singer in Stuttgart.

Inhalt.

Borwort	V
I. Die Persönlichkeit Jesu	1
1. Die heidnischen Quellen	1
1. Die heidnischen Quellen	8
3. Der Kampf um das Jesusbild	19
II. Die Gefellschaft der römischen Raiserzeit	26
1. Die Sklavenwirtschaft	26
a. Der Grundbesitz	26
b. Die Hausstlaverei	29
c. Die Sklaverei in der Warenproduktion	32
d. Die technische Rückständigkeit der Sklavenwirtschaft	40
e. Der ökonomische Niedergang	50
2. Das Staatswesen	70
a. Staat und Handel	70
h Ratrizier und Richeier	79
c. Der römische Staat	84
d. Der Bucher	91
c. Der römische Staat	96
3. Denken und Empfinden der römischen Kaiserzeit	102
a. Haltlofigfeit	102
b. Leichtgläubigkeit	120
c. Lügenhaftigkeit	135
d. Menschlichkeit	143
e. Internationalität	159
f. Religiofität	165
g. Monotheismus	177
III. Das Judentum	184
1. Frael	184
a. Semitische Völkerwanderungen	184
b. Palästina	188
c. Die Gottesvorstellung im alten Israel	199
d Kandel und Philosophie	203
e. Handel und Nationalität	210
f. Die Völkerstraße Kanaan	214
f. Die Völkerstraße Kanaan	219
h Der Untergang Afraels	223
i. Die erste Zerstörung Jerusalems	225

IV

			Seite
2. Das Judentum seit dem Exil			230
a Das Gril			230
h Die indische Diasnora			247
			260
c. Die jüdische Propaganoa d. Der Judenhaß e. Jerusalem f. Die Sadduzäer g. Die Pharisäer h. Die Beloten			273
a. Ver Judenhuß			280
e. Fernjalem	15	100	283
f. Die Sadduzaer	1		296
g. Die Pharisäer	2	•	200
h. Die Zeloten			322
i. Die Essener			344
IV. Die Anfänge bes Chriftentums			338
Iv. Die Ansange des Spripentams	2		338
1 Tie urchruffiche Gemeinde			338
a. Der proletarische Charafter der Gemeinde .			-
b. Klaffenhaß		•	343
a Communiamua			347
d. Einwände gegen den Kommunismus			353
o Die Rerachtung der Alrheit			363
f Dia Danitamina der Kamilie			365
2. Die chriftliche Messischee			374
2. Die christliche Wiesstassoee		100	
a. Das Kommen des Reiches Gottes			374
b. Die Abstammung Jesu			380
c. Das Rebellentum Jesu			384
d Wie Muferstehung des Gerreustalen		20.00	332
e. Der internationale Erlöser			401
3. Judenchriften und Heidenchriften		- 3	
a. Die Agitation unter den Heiden		11	
b. Der Gegensatz zwischen Juden und Christen	- 34		409
4. Die Passionsgeschichte Christi	1	100	418
5. Die Entwicklung der Gemeindeorganisation .			432
a Proletarier und Sklapen			432
h Der Riedergang des Kommunismus	1		441
b. Der Niedergang des Kommunismus	70		450
d. Der Bischof	-		468
e, Das Klosterwesen			481
6. Christentum und Sozialdemokratie	187.		498

Inhalt

vorwort.

Chriftentum und Bibelfritit sind Themata, die mich schon lange beschäftigen. Bor fünfundzwanzig Jahren veröffentslichte ich bereits im "Kosmos" eine Abhandlung über die "Entstehung der biblischen Urgeschichte", und zwei Jahre später in der "Neuen Zeit" eine über die "Entstehung des Christentums". Es ist also eine alte Liebe, zu der ich hier zurücksehre. Die Beranlassung dazu wurde gegeben, als eine zweite Auflage meiner "Borläuser des Sozialismus" wünschenswert erschien.

Die Kritik dieses Buches, soweit sie mir zu Gesicht gekommen ist, hatte hauptsächlich die Einleitung bemängelt, in der ich den Kommunismus des Urchristentums kurz kennzeichnete: Das sei eine Auffassung, die vor den neuesten

Ergebniffen der Forschung nicht ftandhalten könne.

Bald nach folchen Kritiken wurde aber auch, namentlich aus dem Munde des Genossen Göhre, verkündet, jene zuerst von Bruno Bauer versochtene und dann in wesentlichen Punkten von Mehring und mir akzeptierte Auffassung sei überholt, der ich schon 1885 Ausdruck gegeben, daß über die Person Jesu gar nichts Bestimmtes zu sagen sei und das Christentum ohne Heranziehung dieser Person erklärt werden könne.

Ich wollte daher eine Neuauflage meines Buches, das vor dreizehn Jahren erschienen war, nicht bewerkstelligen, ohne meine durch ältere Studien gewonnenen Anschauungen vom Christentum einer Nachprüfung an der Hand der neuesten

Literatur darüber unterzogen zu haben.

Ich kam dabei zu dem angenehmen Ergebnis, daß ich nichts zu revidieren habe. Wohl aber eröffneten mir die jüngeren Forschungen eine Fülle neuer Gesichtspunkte und Anregungen, so daß aus der Nachprüfung meiner Einleitung zu den "Vorläufern" ein ganzes neues Buch erwuchs.

VI Vorwort

Natürlich beanspruche ich nicht, den Gegenstand zu ersichöpfen. Dazu ist er zu riesenhaft. Ich bin zufrieden, wenn es mir gelungen ist, zum Verständnis jener Seiten des Christentums beizutragen, die mir vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung als die entscheidenden erscheinen.

Ich kann mich sicher auch an Gelehrsamkeit in Fragen der Religionsgeschichte mit den Theologen nicht messen, die deren Studium zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, während ich das vorliegende Buch in den Mußestunden zu schreiben hatte, die redaktionelle und politische Tätigkeit mir in einer Zeit ließen, in der die Gegenwart jeden an den modernen Klassenkämpsen teilnehmenden Menschen völlig gefangen nahm, so daß für die Vergangenheit kaum Plat blieb: in der Zeit, die zwischen dem Beginn der russischen und dem Ausbruch der türkischen Revolution liegt.

Aber vielleicht ift es gerade meine intensive Beschäftigung mit dem Klassenkamps des Proletariats, wodurch mir Einblicke in das Wesen des Urchristentums ermöglicht werden, die den Prosessoren der Theologie und Religionsgeschichte ferne liegen.

J. J. Rouffeau fagt einmal in seiner "Julie":

"Ich finde, es ist eine Narrheit, die Gesellschaft (le monde) als bloßer Zuschauer studieren zu wollen. Derjenige, der bloß beobachten will, beobachtet nichts, denn da er unnütz bei den Geschäften ist und lästig bei den Vergnügungen, wird er zu nichts zugezogen. Man sieht das Handeln der anderen nur in dem Maße, in dem man selbst handelt. In der Schule der Welt wie in der der Liebe muß man mit der praktischen Ausübung dessen ansangen, was man erlernen will" (Zweiter Teil, 17. Brief).

Man kann diesen Sat vom Studium der Menschen, auf das er hier beschränkt wird, auf die Erforschung aller Dinge ausdehnen. Nirgends kommt man weit mit bloßem Zusehen ohne praktisches Eingreisen. Das gilt sogar von der Ersforschung so weit entsernter Dinge wie der Sterne. Wo wäre die Ustronomie, wenn sie sich auf reines Beobachten beschränkte, wenn sie sich nicht mit der Praxis verbände, mit dem Telestop, der Spektralanalyse, der Photographie! Uber noch mehr gilt das von den irdischen Dingen, denen

Bormort VII

unsere Praxis ganz anders an den Leib rücken kann als bloßes Zusehen. Was uns das reine Anschauen von ihnen lehrt, ist blutwenig im Vergleich zu dem, was wir durch unser praktisches Wirken auf diese Dinge und mit diesen Dingen ersahren. Man denke nur an die ungeheure Vedeutung, die das Experiment in der Naturwissenschaft erlangt hat.

In der menschlichen Gesellschaft sind Experimente als Mittel ihrer Erkenntnis ausgeschlossen, aber deswegen spielt die praktische Betätigung des Forschers hier keineswegs eine weniger bedeutende Kolle, freilich nur unter den Voraussezungen, die allein auch das Experiment zu einem fruchtbaren gestalten. Diese Voraussezungen sind die Kenntnis der wichtigsten Erschrungen, die andere Forscher schon vorher gemacht, und die Vertrautheit mit einer wissenschaftlichen Methode, die den Blick sür das Wesentliche jeder Erscheinung schärft, es ersmöglicht, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und das Gemeinsame in verschiedenen Ersahrungen zu entdecken.

Ein Denker, der mit diesen Voraussetzungen ausgerüftet an das Studium eines Gebietes geht, auf dem er auch praktisch tätig ist, wird dabei leicht zu Ergebnissen gelangen können, die ihm als bloßem Zuseher unzugänglich blieben.

Das gilt nicht zum wenigsten von der Geschichte. Ein praktischer Politiser wird politische Geschichte, bei genügender wissenschaftlicher Borbildung, leichter begreisen und sich eher in ihr zurechtsinden als ein Studengelehrter, der mit den treibenden Kräften der Politist nie die geringste praktische Bekanntschaft gemacht hat. Namentlich dann wird der Forscher durch seine praktische Ersahrung begünstigt werden, wenn es sich um die Ersorschung einer Bewegung jener Klasse handelt, in der er selbst wirkt, mit deren Eigenart er aufs beste vertraut ist.

Das kam bisher freilich fast ausschließlich den besitzenden Klassen zugute, die die Wissenschaft monopolisierten. Die Bewegungen der unteren Volksklassen haben noch wenige

verständnisvolle Erforscher gefunden.

Das Chriftentum war in seinen Anfängen unzweifelhaft eine Bewegung besitzloser Schichten ber verschiedensten Art,

VIII Borwort

die man unter dem Namen Proletarier zusammenfassen darf, wenn man unter diesem Ausdruck nicht Lohnarbeiter allein versteht. Wer die moderne Bewegung des Proletariats und das Gemeinsame ihrer Eigenart in den verschiedenen Ländern durch praktische Mitarbeit kennt, wer als Mitkämpser des Proletariats dessen Fühlen und Sehnen mitempsinden gelernt hat, darf wohl erwarten, auch in den Ausängen des Christentums vieles leichter begreisen zu können als Gelehrte, die das Proletariat stets nur von der Ferne betrachtet haben.

Wenn sich aber der wissenschaftlich geschulte praktische Politiker vor dem bloßen Buchgelehrten bei der Geschichtschreibung in vielem begünstigt sieht, so wird dies freilich oft nur zu leicht wettgemacht dadurch, daß der praktische Politiker stärkeren Bersuchungen unterliegt als der weltskremde Büchermensch, die seine Unbesangenheit trüben. Zwei Gesahren sind es insbesondere, welche die Geschichtschreibung der praktischen Politiker mehr als die anderer Forscher bedrohen: Ginmal die Bersuchung, die Bergangenheit ganz nach dem Bilde der Gegenwart zu modeln, und dann das Streben, die Vergangenheit so zu sehen, wie es den Bedürfnissen der Gegenwartspolitik entspricht.

Vor diesen Gefahren fühlen wir Sozialisten, soweit wir Marristen sind, uns jedoch sehr geschützt durch die mit unserem proletarischen Standpunkt in Zusammenhang stehende matezialistische Geschichtsauffassung.

Die herkömmliche Geschichtsauffassung sieht in den politischen Bewegungen nur den Kampf um bestimmte politische Einrichtungen — Monarchie, Aristofratie, Demofratie usw. —, die wieder das Resultat bestimmter ethischer Ideen und Bestrebungen sind. Bleibt man dabei stehen, sucht man nicht nach dem Grunde dieser Ideen, Bestrebungen und Einrichtungen, dann wird man leicht sinden, daß sie im Laufe der Jahrhunderte sich nur äußerlich wandeln, im Kerne aber die gleichen bleiben; daß es dieselben Ideen, Bestrebungen und Einrichtungen sind, die immer wiederkehren, daß die ganze Geschichte ein ununterbrochenes Streben nach Freiheit

Borwort IX

und Gleichheit darstellt, das immer wieder auf Unfreiheit und Ungleichheit stößt, nie zu verwirklichen, aber auch nie gänzlich auszurotten ist.

Haben einmal irgendwo Kämpfer für Freiheit und Gleichscheit gesiegt, so wandelt sich ihr Sieg in die Begründung neuer Unfreiheit und Ungleichheit. Sofort erstehen aber auch wieder neue Kämpfer für Freiheit und Gleichheit.

Die ganze Geschichte erscheint so als ein Kreislauf, der immer wieder in sich selbst zurücksehrt, eine ewige Wiedersholung derselben Kämpse, wobei nur die Kostüme wechseln, ohne daß die Menschheit vom Flecke kommt.

Wer diese Auffassung teilt, wird stets geneigt sein, die Vergangenheit nach dem Bilde der Gegenwart zu malen, und wird, je besser er die Menschen der Gegenwart kennt, um so eher auch die der Vorzeit nach ihrem Muster sormen.

Dem wirkt eine Geschichtsauffassung entgegen, die bei der Betrachtung der gesellschaftlichen Ideen nicht stehen bleibt, sons dern deren Ursachen in den tiefsten Grundlagen der Gesellsschaft zu ersorschen sucht. Sie stößt dabei immer wieder auf die Produktionsweise, die wieder in letzter Linie vom Stande der Technik, wenn auch keineswegs von dieser allein, abhängt.

Sobald wir an die Erforschung der Technif und dann der Produktionsweisen der Borzeit gehen, verschwindet sofort die Anschauung, als wiederhole sich auf der Weltenbühne immer wieder dieselbe Tragisomödie. Die Wirtschaft der Menschen weist eine stete, wenn auch keineswegs unuterbrochene und in gerader Linie vor sich gehende Entwicklung von niedrigen zu höheren Formen auf. Haben wir aber die wirtschaftlichen Verhältnisse der Menschen in den verschiedenen historischen Perioden ersorscht, dann verschwindet auch soson der Schein der ewigen Wiederkehr der gleichen Ideen, Bestrebungen und politischen Einrichtungen. Man sieht dann, daß dieselben Worte im Laufe der Jahrhunderte ihren Sinn ändern, daß Ideen und Einrichtungen, die einander änßerlich gleichen, einen verschiedenen Inhalt haben, weil sie den Bedürsnissen verschiedenen Klassen unter verschiedenen

X Borwort

Bedingungen entspringen. Die Freiheit, nach der der moderne Proletarier verlangt, ist eine andere als die, welche die Vertreter des dritten Standes 1789 anstrebten, und diese wieder war grundverschieden von der Freiheit, für welche zu Beginn der Resormation die deutsche Reichsritterschaft kämpste.

Sobald man die politischen Kämpfe nicht mehr als bloße Kämpfe um abstrakte Ideen oder politische Einrichtungen auffaßt, sondern ihre ökonomische Grundlage bloßlegt, sieht man sofort, daß hier, ebenso wie in der Technik und der Produktionsweise, eine stete Entwicklung zu neuen Formen vor sich geht, daß keine Epoche völlig der anderen gleicht, daß dieselben Schlachtruse und dieselben Argumente zu versichiedenen Zeiten sehr Verschiedenes bedeuten.

Wenn der proletarische Standpunkt es gestattet, diesenigen Seiten des Urchristentums, die es mit der modernen Bewegung des Proletariats gemein hat, leichter zu begreisen, als es dürgerlichen Forschern möglich ist, so bewahrt die aus der materialistischen Geschichtsauffassung entspringende Betonung der ökonomischen Berhältnisse davor, über der Erkenntnis der gemeinsamen Züge die Gigenart des antiken Proletariats zu vergessen, die aus seiner besonderen ökonomischen Situation entsprang und die bei aller Gemeinsamkeit so vieler Züge doch sein Streben so grundverschieden von dem des modernen Proletariats sormte.

Indem uns die margiftische Geschichtsauffassung vor der Gesahr schüt, die Vergangenheit mit dem Maßstabe der Gegenwart zu messen und unseren Blick für die Besondersheit jedes Zeitalters und jedes Volkes schärft, entzieht sie uns aber auch der anderen Gesahr, die Darstellung der Vorzeit dem praktischen Interesse anzupassen, das man in der Gegenwart versicht.

Sicher wird sich ein ehrlicher Mensch, welches immer sein Standpunkt sein mag, nicht zu einer bewußten Fälschung der Bergangenheit verleiten lassen. Aber nirgends ist Unbefangensheit des Forschers notwendiger als in den Gesellschaftswissensschaften, und nirgends ist sie schwieriger zu erreichen.

Borwort XI

Die Aufgabe der Wiffenschaft besteht eben nicht darin, einsach darzustellen was ist, eine naturgetreue Photographie der Wirklichkeit zu geben, so daß jeder normal organisierte Bevdachter dasselbe Bild erzielt. Die Aufgabe der Wissenschaft besteht darin, aus der verwirrenden "Fülle der Gesichte", der Erscheinungen, das Allgemeine, das Wesentliche herauszuholen und dadurch einen Leitsaden zu schaffen, an dessen Hand man sich im Labyrinth der Wirklichkeit zurechtsindet.

Die Aufgabe der Kunft ist übrigens eine ähnliche. Auch sie hat nicht einfach eine Photographie der Wirklichkeit zu liefern, sondern der Künstler hat das wiederzugeben, was ihm an der Wirklichkeit, die er schilbern will, als das Wesentliche, das Charakteristische erscheint. Der Unterschied zwischen Kunst und Wissenschaft besteht darin, daß der Künstler das Wesentliche sinnlich erfaßbar darstellt und das durch seine Wirkungen erzielt, indes der Denker das Wesentliche als Begriff, als Abstraktion zur Darstellung bringt.

Je komplizierter eine Erscheinung und je geringer die Zahl der Erscheinungen, mit denen die eine zu vergleichen ist, desto schwieriger, das Wesentliche in ihr von dem Zusfälligen zu sondern, desto mehr wird die subjektive Eigenart des Forschers und Darstellers dabei zur Geltung kommen. Desto unerläßlicher aber auch die Klarheit und Unbefangensheit seines Blicks.

Nun gibt es wohl keine kompliziertere Erscheinung als die menschliche Gesellschaft, die Gesellschaft von Menschen, von denen jeder einzelne schon komplizierter ist als jedes andere Wesen, das wir kennen. Und dabei ist die Zahl der miteinander vergleichdaren gesellschaftlichen Organismen der gleichen Entwicklungsstuse eine relativ äußerst geringe. Kein Wunder, daß die wissenschaftliche Ersorschung der Gesellschaft später beginnt als die eines anderen Gebiets unserer Ersahrung, kein Wunder auch, daß gerade hier die Anschauungen der Forscher weiter auseinandergehen als anderswo. Diese Schwierigkeiten werden aber noch enorm vergrößert dann, wenn, wie das bei den Wissens

XII Sorwort

schaften von der Gesellschaft so häufig der Fall ist, die verschiedenen Forscher in sehr verschiedener, ost gegensählicher Weise an dem Ergebnis ihrer Forschungen praktisch interessert sind, wobei dies praktische Interesse kein persönliches zu sein braucht, ein sehr sachliches Klasseninteresse sein kann.

Es ift offenbar ganz unmöglich, die Unbefangenheit gegenüber ber Bergangenheit zu bewahren, wenn man an den gesellschaftlichen Gegenfägen und Kampfen feiner Beit in irgend einer Beise ein Interesse nimmt und gleichzeitig in diesen Erscheinungen der Gegenwart eine Wiederholung der Gegenfätze und Rämpfe ber Bergangenheit fieht. Lettere werden nun Prazedenzfälle, die die Rechtfertigung oder Verurteilung jener in sich schließen, von der Beurteilung der Vergangenheit hängt jett die der Gegenwart ab. Wer, bem seine Sache teuer ift, fonnte ba unbefangen bleiben? Je mehr er an ihr hängt, desto wichtiger werden ihm in der Bergangenheit jene Tatsachen erscheinen, und er wird fie als wesentliche hervorheben, die den eigenen Standpunft zu ftützen scheinen, indes er Tatsachen, die das Gegenteil zu bezeugen scheinen, als unwesentliche in den Hintergrund schieben wird. Der Forscher wird zum Moralisten ober Abvotaten, der bestimmte Erscheinungen der Bergangenheit verherrlicht oder brandmarkt, weil er ähnlichen Erscheis nungen ber Gegenwart — Kirche, Monarchie, Demokratie usw. — entweder als Verteidiger oder als Feind gegenübersteht.

Sanz anders dagegen, wenn man auf Grund ökonomischer Einsicht erkennt, daß nichts in der Geschichte sich wiederholt, daß die ökonomischen Verhältnisse der Vergangenheit unwiederbringlich dahin sind, daß die krüheren Gegensäße und Kämpfe der Klassen wesentlich verschieden sind von den heutigen, daß daher auch die modernen Ginrichtungen und Ideen bei aller äußerlichen Übereinstimmung mit denen der Vergangenheit doch einen ganz anderen Inhalt haben als diese. Man sieht nun ein, daß jede Zeit mit ihrem eigenen Maße zu messen ist, daß die Vestrebungen der Gegenwart durch die Verhältnisse der Gegenwart zu Borwort XIII

begründen sind, daß Erfolge oder Mißersolge der Bergangenheit darüber an sich sehr wenig sagen, daß die einsfache Berusung auf die Bergangenheit zur Rechtsertigung von Forderungen der Gegenwart direkt irreführend werden kann. Das haben Demokraten und Proletarier Frankreichs im letzten Jahrhundert oft genug ersahren, wenn sie sich mehr auf die "Lehren" der französisschen Revolution als auf die Ginsicht in die bestehenden Klassenverhältnisse stützten.

Wer auf dem Standpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung steht, der vermag die Vergangenheit mit vollster Unbefangenheit anzusehen, auch wenn er an den praktischen Kämpsen der Gegenwart den lebhaftesten Anteil nimmt. Die Praxis kann seinen Blick für viele Erscheinungen der Vergangenheit nur noch schärfen, nicht mehr trüben.

So bin auch ich an die Darstellung der Wurzeln des Urchristentums gegangen ohne die Absicht, es zu verhimmeln oder zu brandmarken, sondern nur mit dem Streben, es zu begreisen. Ich wußte, zu welchen Resultaten immer ich kommen mochte, die Sache, für die ich kämpse, konnte darunter nicht leiden. Wie immer mir die Proletarier der Kaiserzeit erschienen, welches immer ihre Bestrebungen und deren Resultate sein mochten, sie waren jedenfalls völlig verschieden von dem modernen Proletariat, das in einer ganz anderen Situation und mit ganz anderen Hilfsmitteln kämpst und wirkt. Welche Großtaten und Ersolge, welche Erdärmlichseiten und Niederlagen zene Proletarier ausweisen mochten, sie konnten nichts bezeugen für das Wesen und die Aussichten des modernen Proletariats, weder Günstiges noch Ungünstiges.

Wenn dem aber so ist, hat dann die Beschäftigung mit der Geschichte noch irgend einen praktischen Zweck? Nach der gewöhnlichen Ansicht betrachtet man die Geschichte wie eine Seekarte für die Schiffer auf dem Meere des politischen Handelns; sie soll die Riffe und Untiesen zeigen, an denen frühere Seefahrer gestrandet sind, und soll deren Nachfolger instand setzen, mit heiler Haut daran vorbeizukommen. Wenn aber das Fahrwasser der Geschichte sich ununters

XIV Vorwort

brochen ändert, die Untiesen sich immer wieder an anderen Stellen bilden, jeder Pilot von neuem erst selbst wieder durch stete Untersuchungen des Fahrwassers seinen Weg suchen muß, wenn das bloße Richten nach der alten Karte nur zu oft irre führt, wozu studiert man dann noch Geschichte, außer etwa aus antiquarischer Liebhaberei?

Wer das annähme, würde gar sehr das Kind mit dem

Bade ausgießen.

Wollen wir in dem eben gebrauchten Bilde bleiben, so ift die Geschichte als ständige Seekarte freilich für den Piloten eines politischen Fahrzeugs unbrauchdar. Aber das besagt nicht, daß sie nun überhaupt nutlos für ihn wäre. Nur der Gebrauch ist ein anderer, den er von ihr zu machen hat. Er muß sie als Lot benuten, als Mittel, das Fahrzwasser, in dem er sich besindet, zu erkennen und sich darin zurecht zu sinden. Der einzige Weg, eine Erscheinung zu begreisen, ist der, zu ersahren, wie sie sich gebildet hat. Ich kann die heutige Gesellschaft nicht begreisen, wenn ich nicht weiß, auf welche Weise sie entstanden ist, wie sich die einzelnen ihrer Erscheinungen, Kapitalismus, Feudalismus, Christentum, Judentum usw. entwickelt haben.

Will ich mir flar werden über die gesellschaftliche Stellung, die Aufgaben und Aussichten der Klasse, der ich angehöre oder der ich mich angeschlossen habe, dann muß ich Klarsheit erlangen über den bestehenden gesellschaftlichen Organismus, ich muß ihn allseitig begreisen, was unmöglich ist, wenn ich ihn nicht in seinem Berden versolgt habe. Ohne Einsicht in den Entwicklungsgang der Gesellschaft ist es unmöglich, ein bewußter und weitblickender Klassenkapper zu sein, bleibt man abhängig von den Eindrücken der nächsten Umgebung und des Augenblicks, ist man nie sicher, sich dadurch in ein Fahrwasser treiben zu lassen, das anscheinend vorwärts führt, dalb aber zwischen Klippen endet, durch die es kein Entsommen gibt. Sicher gab es manchen ersolgreichen Klassenkapps, ohne daß die daran Beteiligten ein klares Bewußtsein vom Wesen der Gesellschaft hatten, in der sie lebten.

Borwort XV.

Aber in der heutigen Gesellschaft schwinden die Bedingungen eines derartigen erfolgreichen Kampfes, ebenso wie es in dieser Gesellschaft immer schwerer wird, sich etwa in der Wahl feiner Nahrungs- und Genugmittel bloß vom Instinkt und bem Berkommen leiten zu laffen. Die mochten in einfachen, natürlichen Verhältnissen genügen. Je fünstlicher durch den Fortschritt der Technik und der Naturwiffenschaften die Lebensbedingungen werden, je mehr sie fich von der Natur entfernen, um so notwendiger wird für den einzelnen die naturwissenschaftliche Erkenntnis, um in der Fülle der ihm gebotenen fünftlichen Brodufte die für seinen Organismus zweckmäßigsten herausfinden zu können. Solange die Menschen nur Waffer tranken, genügte ber Inftinkt, der sie gutes Quellwaffer suchen und faules Sumpfwasser verschmähen heißt. Er versaat aber vollständig als Führer gegenüber den fabrizierten Getränken. Sier wird die wissenschaftliche Ginsicht zur Notwendigkeit.

Und ebenso ist es in der Politik, im gesellschaftlichen Wirken überhaupt. In den oft winzigen Gemeinwesen der Vorzeit mit ihren einfachen und durchsichtigen Verhältniffen, die sich jahrhundertelang nicht änderten, genügten das Serkommen und der "gefunde Menschenverstand", das heißt die aus persönlichen Erfahrungen gewonnene Ginsicht des ein= zelnen, ihm in der Gesellschaft seinen Plat und seine Aufgaben zu zeigen. Heute, in einer Gesellschaft, deren Markt das ganze Weltenrund umfaßt, die in beftändiger Umwälzung begriffen ist, technischer und sozialer Umwälzung, in der die Arbeiter sich in Millionenheeren organisieren, die Ravitalisten Summen von Milliarden in ihren Händen konzentrieren, da ist es unmöglich, daß eine aufstrebende Klasse, die sich nicht auf das Festhalten des Bestehenden beschränken kann, die eine völlige Erneuerung der Gesellschaft anstreben muß, ihren Klaffenkampf zweckmäßig und erfolgreich führt, wenn sie sich auf den gesunden Menschenverstand und die Kleinarbeit der Praktiker beschränkt. Da wird es vielmehr zu einer dringenden Notwendigkeit für jeden Kämpfer, seinen XVI Borwort

Horizont durch missenschaftliche Einsicht zu erweitern, sich die Erkenntnis der großen räumlichen und zeitlichen gesellschaft-lichen Zusammenhänge zu erschließen, nicht um die Kleinsarbeit aufzuheben oder auch nur zurückzudrängen, sondern um sie in bewußten Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Gesamtprozeß zu bringen. Das wird um so notwendiger, je mehr dieselbe Gesellschaft, die immer mehr den gesamten Erdball umfaßt, gleichzeitig die Arbeitsteilung immer weiter treibt, den einzelnen immer mehr auf eine Spezialität, auf eine Einzelverrichtung beschränft und dadurch die Tendenz erzeugt, ihn geistig immer mehr zu degradieren, unselbständiger und unsähiger zu machen zum Berständnis des Gesamtprozesses, der gleichzeitig ins Riesenhafte anschwillt.

Da wird es zur Pflicht für jeden, der den Aufstieg des Proletariats zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, dieser Tendenz auf Geistesverödung und Borniertheit entgegenzuwirken, das Interesse der Proletarier auf große Gesichtspunkte, große Zusammenhänge, große Ziele zu lenken.

Es gibt kaum etwas, wodurch dies wirksamer erreicht werden könnte, als durch die Beschäftigung mit der Geschichte, durch das Aberschauen und Begreisen des Entwicklungsganges der Gesellschaft durch große Zeiträume hind durch, namentlich wenn diese Entwicklung gewaltige soziale Bewegungen umfaßte, die in heute herrschenden Mächten fortwirken.

Das Proletariat zu gesellschaftlicher Einsicht, zu Selbstebewußtsein und politischer Reise, zu weitumfassendem Denken zu bringen, dazu ist unentbehrlich das Studium des geschichtslichen Prozesses an der Hand der materialistischen Geschichtsauffassung. So wird für uns die Erforschung der Vergangensheit, weit entsernt, bloße antiquarische Liebhaberei zu sein, vielmehr eine mächtige Wasse in den Kämpsen der Gegenwart, um die Erringung einer besseren Zukunft zu besschleunigen.

Die Persönlichkeit Jesu.

1. Die heidnischen Quellen.

Wie immer man sich zum Christentum stellen mag, auf jeden Fall muß man es als eine der gigantischsten Erscheinungen der uns bekannten Menschheitsgeschichte anserkennen. Man kann sich nicht eines Gefühls hoher Bewunderung erwehren, wenn man die christliche Kirche betrachtet, die fast zwei Jahrtausende alt ist und noch immer voll Lebenskraft vor uns dasteht, in manchen Ländern stärker als die Staatsgewalt. So wird alles, was dazu beiträgt, diese kolossensten Erscheinung zu begreisen, also auch das Studium des Ursprungs dieser Organisation, trozdem es uns um Jahrtausende zurücksührt, zu einer höchst aktuellen Ansgelegenheit mit großer praktischer Bedeutung.

Das sichert den Untersuchungen der Anfänge des Christenstums ein weit größeres Interesse als jeder anderen historischen Untersuchung, die über die letzen zwei Jahrhunderte zurückgeht, das macht aber auch die Erforschung dieser Anfänge

noch schwieriger, als sie ohnehin wäre.

Die chriftliche Kirche ist zu einer Herrschaftsorganisation geworden, die entweder den Bedürsnissen ihrer eigenen Machthaber dient oder denen anderer, staatlicher Machthaber, die sich ihrer zu bemächtigen verstanden haben. Wer diese Machthaber bekämpst, muß auch die Kirche bekämpsen. So hat sich der Kamps um die Kirche wie der gegen die Kirche zu einer Parteisache gestaltet, mit der die wichtigsten ötonomischen Interessen verknüpst sind. Das ist nur zu sehr geeignet, die Unbesangenheit der historischen Forschung über die Kirche zu trüben, es hat auch lange genug dazu

Rautstn, Der Urfprung bes Chriftentums.

geführt, daß die herrschenden Klassen die Erforschung der Anfänge des Christentums überhaupt verboten, daß sie der Kirche einen göttlichen Charakter beilegten, der überhalb und außerhalb jeder menschlichen Kritik zu stehen hatte.

Der bürgerlichen Aufflärung des achtzehnten Sahrhunderts gelang es endlich, diesen göttlichen Nimbus gründlich zu zerftören. Damit erst wurde eine wissenschaftliche Erforschung der Entstehung des Chriftentums möglich. Aber merkwürdiger= weise hielt sich auch im neunzehnten Jahrhundert die weltliche Wiffenschaft von diesem Gebiet fern, tat so, als gehöre es noch immer ausschließlich in das Gebiet der Theologie und gehe sie nichts an. Gine ganze Reihe von Geschichtswerken, verfakt von den bedeutendsten bürgerlichen Geschichtschreibern des neunzehnten Jahrhunderts, die von der römischen Kaiserzeit handeln, huschen vorsichtig an der wichtigsten Erscheinung dieser Zeit vorbei, der Entstehung des Christentums. handelt zum Beispiel Mommsen im fünften Bande seiner römischen Geschichte sehr ausführlich von der jüdischen Beschichte unter den Cafaren, er kann nicht umhin, nebenbei gelegentlich auch des Chriftentums zu gedenken, aber es tritt bei ihm unvermittelt als fertige Tatsache auf, die als be= kannt vorausgesett wird. Es waren bisher im wesentlichen nur die Theologen und ihre Widersacher, die freidenkerischen Propagandisten, die sich für die Anfänge des Chriftentums intereffierten.

Indes brauchte es nicht notwendigerweise Feigheit zu sein, was die bürgerliche Geschichtschreibung, soweit sie eben nur Geschichtschreibung und nicht auch Kampfliteratur sein wollte, davon abhielt, sich mit dem Ursprung des Christentums zu befassen. Schon der trostlose Zustand der Quellen, aus denen wir unsere Kenntnis dieses Gebiets zu schöpfen haben, mußte sie davon abschrecken.

Die herkömmliche Auffassung sieht im Christentum die Schöpfung eines einzelnen Mannes, Jesu Christi. Und diese Auffassung ift bis heute nicht überwunden. Wohl gilt Jesus,

wenigftens in den Kreifen der "Aufgeklärten" und "Gebildeten", nicht mehr als Gott, aber immerhin als eine außerordent= liche Bersönlichkeit, die auftrat mit der Absicht, eine neue Religion zu stiften, und dies mit dem bekannten ungeheuren Erfolg auch bewirfte. Dieser Auffassung huldigen aufgeklärte Theologen, nicht minder aber radikale Freidenker, und diese letteren unterscheiden sich von den Theologen nur durch die Kritik, die sie an der Verson Christi üben, der sie alles Erhabene möglichst zu nehmen suchen.

Indessen hat schon zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts der englische Geschichtschreiber Gibbon in seiner Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Weltreichs (verfaßt 1774 bis 1788) mit feiner Fronie darauf hingewiesen, wie auffallend es ift, daß keiner seiner Zeitgenossen etwas von Sefus berichtet, der angeblich so Erstaunliches geleistet hat.

"Wie sollen wir jene träge Aufmerksamkeit der heidnischen und philosophischen Welt für jene Zeugniffe erklären," schreibt er, "die von der Hand der Allmacht nicht ihrer Bernunft, sondern ihren Sinnen geboten wurden? Im Zeitalter Chrifti, feiner Apostel und ihrer erften Junger wurde die Lehre. welche sie predigten, durch zahllose Wunder befräftigt. Die Lahmen gingen, die Blinden fahen, die Kranken wurden ge= beilt. die Toten auferweckt, Dämonen ausgetrieben und die Gesetze der Natur oft zum Wohle der Kirche unterbrochen. Aber die Weisen Griechenlands und Roms wendeten sich von dem ehrfurchtgebietenden Schaufpiel ab und schienen, indem fie die gewöhnlichen Beschäftigungen des Lebens und der Studien verfolgten, aller Anderungen in der moralischen und physischen Regierung der Welt unbewußt zu fein."

Nach der chriftlichen überlieferung wurde beim Tode Jesu die ganze Erde oder mindeftens ganz Balaftina in dreiftündige Finsternis versett. Das trug sich bei Lebzeiten des älteren Blinius zu, ber in seiner Naturgeschichte ein eigenes Kavitel über Finsternisse hat; aber von dieser erwähnt er

nichts. (Gibbon, 15. Kapitel.)

Wenn wir aber auch von den Wundern absehen, ift es schwer zu verstehen, daß eine Persönlichkeit, wie der Jesus der Evangelien, der nach deren Berichten eine solche Aufregung in den Gemütern erweckte, wirken und schließlich als Märtyrer seiner Sache sterben konnte, ohne daß die heidenischen und jüdischen Zeitgenossen auch nur ein Wort über ihn verloren.

Die erste Erwähnung Jesu durch einen Nichtchriften finden wir in den "Jüdischen Altertümern" des Josephus Flas vius. Das 3. Kapitel des 18. Buches handelt vom Profurator Bontius Vilatus, und da heißt es unter anderem:

"Um diese Zeit lebte Jesus, ein weiser Mann, wenn man ihn einen Mann nennen darf, denn er vollbrachte Wunder und war ein Lehrer der Menschen, die freudig die Wahrheit annahmen, und fand einen großen Anhang bei Juden und Hellenen. Dieser war der Christus. Obwohl ihn dann Bilatus auf die Anklage der Bornehmsten unseres Volkes mit dem Kreuze bestrafte, blieben ihm doch jene treu, die ihn zuerst geliebt. Denn er erschien ihnen am dritten Tage wieder, zu neuem Leben auserstanden, wie die Propheten Gottes dieses und tausende anderer wunderdarer Dinge von ihm geweissfagt hatten. Nach ihm werden die Christen genannt, deren Sekte (pödor) seitdem nicht ausgehört hat."

Nochmals spricht dann Josephus von Christus im 20. Buche, 9. Kapitel, 1, wo es heißt, der Hohepriester Ananus habe unter dem Landpsleger Albinus (zur Zeit Neros) bewirft, daß "Jakobus, der Bruder Jesu, des sogenannten Christus (τοῦ λεγομένου χριστοῦ), samt einigen anderen vor Gericht gebracht, als Übertreter des Gesehes angeklagt und der Steinigung überliesert wurde".

Diese Zeugnisse sind von den Christen stets sehr hoch gehalten worden. Sind es doch die Zeugnisse eines Nichtchristen, eines Juden und Pharisäers, der im Jahre 37 nach Beginn unserer Zeitrechnung geboren wurde und in Jerusalem lebte, also sehr wohl authentische Nachrichten über Jesus besitzen konnte. Und sein Zeugnis wäre um so mehr beachtenswert, da er als Jude ja keinen Grund hatte, zugunsten der Christen zu schwindeln.

Aber gerade die übermäßige Hochhebung Chrifti durch den frommen Juden machte die eine Stelle in seinem Werke frühzeitig verdächtig. Schon im sechzehnten Jahrhundert wurde ihre Echtheit angesochten, und heute steht es sest, daß sie gefälscht ist und gar nicht von Josephus herrührt. Im Laufe des dritten Jahrhunderts hat sie ein christlicher Abschreiber eingefügt, der offendar Anstoß daran nahm, daß Josephus, der den unbedeutendsten Klatsch aus Palästina erzählt, von der Person Jesu gar nichts mitteilt. Der fromme Christ hatte das richtige Gefühl, daß das Fehlen jeglicher Erwähnung gegen die Eristenz oder wenigstens die Bedeutung der Person seines Heilands spräche. So ist die Ausbeckung seiner Fälschung zu einem Zeugnis gegen Jesus aeworden.

Aber auch die Stelle über Jakobus ift sehr zweiselhafter Natur. Es ist richtig, daß schon Origenes, der von 185 bis 254 n. Chr. lebte, in seiner Erläuterung zu Matthäus ein Zeugnis des Josephus über Jakobus erwähnt. Er bemerkt dabei, es sei sonderbar, daß Josephus trozdem an Jesum nicht als Christus geglaubt habe. Auch in der Streitschrift gegen Celsus zitiert er diese Außerung des Josephus über Jakobus und konstatiert dabei ebenfalls den Unglauben des Josephus. Diese Säze des Origenes bilden einen der Beweise dafür, daß im ursprünglichen Josephus die so aussallende Stelle über Jesus nicht gestanden haben kann, in der er diesen als den Christus, den Messias, anerkannte. Gleichzeitig stellt sich aber heraus, daß jene Stelle über Jakobus, die Origenes im Josephus fand, auch eine christliche Fälschung war. Denn diese von Origenes zitierte Stelle

^{*} Vergleiche unter anderem Schürer, Geschichte des jüdischen Bolkes im Zeitalter Jesu Christi. 1. Band, 3. Auflage, 1901, S. 544 ff.

lautet ganz anders als die in den uns erhaltenen Handschriften des Josephus befindliche. Es wurde darin die Zerstörung Jerusalems als Strafe für die Hinrichtung des Jakobus bezeichnet. Diese Fälschung ist in die anderen Josephushandschriften nicht übergegangen, uns also nicht erhalten geblieden. Die in unseren Josephushandschriften erhaltene Stelle über Jakobus wird dagegen von Origenes nicht zitiert, während er die andere dreimal bei verschiedenen Gelegenheiten erwähnt. Und doch trug er sorgfältig alle Zeugnisse des Josephus zusammen, die für den christlichen Glauben verwertbar waren. Es liegt demnach nahe, anzunehmen, daß die uns erhaltene Stelle des Josephus über Jakobus ebenfalls gefälscht ist, daß sie erst nach Origenes, aber vor Eusebius, der sie zitiert, von einem frommen Christen zur höheren Ehre Gottes eingeschoben wurde.

Wie die Erwähnung Jesus und Jakobus ist auch die Johannes des Täusers bei Josephus (Altertümer XVIII, 5, 2) als eine "Interpolation" verdächtig.*

Also chriftliche Fälschungen im Josephus auf Schritt und Tritt, schon vom Ende des zweiten Jahrhunderts an. Das Stillschweigen des Josephus über die Hauptpersonen der Evangelien war eben zu auffallend und mußte korrigiert werden.

Aber selbst wenn die Aussage über Jakobus echt wäre, bewiese sie im besten Falle, daß es einen Jesus gab, den man Christum, das heißt Messias, nannte. Mehr konnte sie unmöglich beweisen. "Wenn nun wirklich die Stelle dem Josephus zugeschrieben werden müßte, so wäre für die kritische Theologie damit doch nur der Faden eines Spinngewebs gewonnen, an den eine Menschengestalt gehängt werden sollte. So viele Christusprätendenten gab es zur Zeit des Josephus dis ties in das zweite Jahrhundert hinein, daß von denselben vielsach nur noch summarische Kunde übrig geblieben ist.

^{*} Schürer, a. a. D., S. 438, 548, 581.

Da gibt es einen Judas von Galiläa, einen Theudas, einen namenlosen Agypter, einen Samariter, einen Bar Kochba, warum soll nicht auch ein Jesus unter ihnen gewesen sein? Jesus war ja ein weitverbreiteter jüdischer Personenname."*

Die zweite Stelle des Josephus sagt uns also im besten Falle, daß unter den Agitatoren in Palästina, die damals als Messias, als Gesalbte des Herrn, auftraten, auch einer Jesus hieß. Wir ersahren nicht das mindeste daraus über sein Leben und Wirken.

Die nächste Erwähnung Jesu durch einen nichtchristlichen Schriftsteller sinden wir in des römischen Geschichtschreibers Tacitus Annalen, die ungefähr um das Jahr 100 versaßt wurden. Im 15. Buch wird dort der Brand Roms unter Nero beschrieben, und da heißt es im 44. Kapitel:

"Um dem Gerücht entgegenzuwirken (das Nero die Schuld an dem Brande zuschob), stellte er Leute, die, wegen ihrer Schandtaten verhaßt, vom Volke Chriften genannt wurden, als die Schuldigen hin und belegte fie mit den ausgesuchtesten Strafen. Der Urheber ihres Namens, Chriftus, war unter der Regierung des Tiberius vom Profurator Pontius Vilatus hingerichtet worden; ber dadurch für den Augenblick unterdrückte Aberglaube brach dann wieder aus, nicht bloß in Judaa, dem Ursprungsland diefer Seuche (mali), fondern auch in Rom felbit, wo von allen Seiten alles Scheufliche und Schandvolle (atrocia aut pudenda) zusammenftrömt und Verbreitung findet. Zuerst wurden einige ergriffen, die ein Geftändnis ablegten, dann auf ihre Angabe hin eine ungeheure Menge, die aber gerade nicht des Berbrechens ber Brandftiftung, sondern des Menschenhaffes überwiesen wurden. Ihre Hinrichtung wurde zur Kurzweil; man bedeckte fie mit den Fellen wilder Tiere und ließ fie bann von hunden gerfleischen ober freuzigte sie oder richtete sie zum Anzunden her und verbrannte sie, sobald es finfter wurde, zur Er-

^{*} Alb. Kalthoff, Die Entstehung des Christentums, 1904, S. 16, 17.

leuchtung der Nacht. Zu diesem Schauspiel gab Nero seine Gärten her und er veranstaltete Zirkusspiele, bei denen er sich im Gewand eines Wagenlenkers unter das Volk mischte oder einen Rennwagen bestieg. Obwohl es sich um Misse täter handelte, die die härteste Strase verdienten, entstand doch Mitleid für sie, als sielen sie nicht dem allgemeinen Wohle, sondern der Wut eines einzelnen zum Opfer."

Dieses Zeugnis ist sicher nicht von Christen zu ihren Gunsten gefälscht. Wohl ist auch seine Richtigkeit angesochten worden, da Dio Cassius von einer Christenversolgung unter Nero nichts weiß. Indes lebte Dio Cassius hundert Jahre später als Tacitus. Sueton, der bald nach Tacitus schrieb, berichtet in seiner Biographie Neros ebenfalls von einer Bersfolgung von Christen, "Leuten, die sich einem neuen und bösartigen Aberglauben ergeben haben". (Kap. 16.)

Aber von Jesus teilt uns Sueton gar nichts mit und Tacitus überliesert nicht einmal seinen Namen. Christus, das griechische Wort für "der Gesalbte", ist nur die griechische übersetzung des hebräischen Wortes "Wessias". Über Christi Wirken und den Inhalt seiner Lehre sagt uns Tacitus nichts.

Und das ift alles, was wir aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von nichtchristlichen Quellen über Jesus ersahren.

2. Die driftlichen Quellen.

Aber strömen die christlichen Quellen nicht um so reichs licher? Haben wir nicht in den Evangelien die ausstührlichsten Beschreibungen über Jesu Lehre und Wirken?

Freilich, aussührlich sind sie genug. Aber leider, mit der Glaubwürdigkeit hapert es bedenklich. Das Beispiel der Fälschung des Josephus hat uns schon ein Charaktermerkmal der älteren christlichen Geschichtschreibung gezeigt, ihre völlige Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit. Nicht auf die Wahrheit, sondern auf die Wirkung kam es ihr an, und sie war dabei durchaus nicht bedenklich in der Wahl ihrer Mittel.

Um gerecht zu fein, muß man gefteben, daß sie in ihrer Zeit damit nicht allein steht. Auch die jüdische religiöse Literatur machte es nicht besser, und die "heidnischen" mystischen Richtungen in den Jahrhunderten vor und nach Beginn unserer Zeitrechnung machten sich der aleichen Sünde schuldig. Leichtgläubigkeit des Publikums, Sensationssucht fowie der Mangel an Zutrauen zur eigenen Kraft, das Be= dürfnis, sich an übermenschliche Autoritäten anzuklammern. Mangel an Wirklichkeitssinn, Gigenschaften, deren Ursachen wir noch kennen lernen, infizierten damals die ganze Literatur um so mehr, je mehr sie vom Boden des Herkömmlichen abwich. Wir werden Belege dafür in der christlichen und jüdischen Literatur noch zahlreich finden. Daß aber auch die dem Chriftentum freilich innig verwandte mustische Philosophie bazu neigte, zeigen uns zum Beispiel die Neupythagoreer, eine Richtung, die im Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung auffam, ein Gemisch von Platonismus und Stoizismus, voll Offenbarungsalauben und Wundersucht, das sich als Lehre bes alten Philosophen Pythagoras ausgab, der im sechsten Sahrhundert vor unserer Zeitrechnung — oder vor Chrifto, wie man faat - lebte und von dem man äußerst wenia wußte. Um so geeigneter war er, ihm alles unterzuschieben, wofür man die Autorität eines großen Namens brauchte.

"Die Neupythagoreer wollten für treue Schüler des alten samischen Philosophen gehalten sein: eben um ihre Lehren als altpythagoreisch darzutun, wurden jene zahllosen Unterschiebungen von Schriften vorgenommen, welche alles Beliebige, mochte es auch noch so jung und mochte sein platonischer oder aristotelischer Ursprung noch so bekannt sein, unbedenklich einem Pythagoras oder einem Archytas in den Mund legten."*

Ganz das gleiche finden wir bei der urchriftlichen Literatur, die daher ein Chaos bildet, an dessen Entwirrung seit mehr

^{*} Zeller, Philosophie der Griechen, 3. Teil, 2. Abteilung, Leipzig 1868, S. 96.

als einem Jahrhundert eine Reihe der scharffinnigsten Geister arbeitet, ohne dabei in der Erreichung gesicherter Resultate

allzuweit gekommen zu sein.

Wie heute noch die mannigfachsten Auffassungen des Ursprungs der urchriftlichen Schriften bunt durcheinander wirbeln, sei an einem Beispiel gezeigt, der Offenbarung Johannis, allerdings einer besonders harten Nuß. Über sie schreibt Pfleiderer in seinem Buch über "Das Urchristentum, seine Schriften und Lehren":

"Das Buch Daniel war die älteste solcher Apokalypsen und das Mufter für die ganze Gattung, Wie man nun ben Schlüffel für die Danielschen Bifionen in den Zeitereigniffen des judischen Krieges unter Antiochus Epiphanes gefunden hatte, so schloß man mit Recht, daß auch die johanneische Apokalypse aus den Verhältnissen ihrer Zeit zu erklären sein werde. Da nun die mystische Zahl 666 im 13. Kapitel, 18. Vers fast gleichzeitig von mehreren Gelehrten (Benary, Higig und Reuß) nach dem Zahlenwert der hebräischen Buchstaben auf Kaiser Nero gedentet worden mar. so schloß man aus Bergleichung von Kapitel 13 und 17 auf die Entstehung der Apokalypse bald nach Neros Tod im Jahre 68. Dies blieb lange die herrschende Ansicht, besonders auch in der älteren Tübinger Schule, die, unter der für sie noch feststehenden Voraussekung von der Abfassung des Buches durch den Apostel Johannes, in den Parteifämpfen zwischen den Judaisten und Paulinern den Schlüffel zur Erklärung des ganzen Buches gefunden zu haben meint, wobei es ohne grobe Willfür im einzelnen nicht abging (besonders bei Volkmar). Ein neuer Anstoß zur gründlichen Erforschung des Problems ging 1882 von einem Schüler Weizfäckers, Daniel Völter, aus, der eine mehrfache Erweiterung und Aberarbeitung einer Grundschrift durch verschiedene Verfasser zwischen 66 und 170 (später bis 140) annahm. Die hiermit aufgebrachte literargeschichtliche Methode erfuhr dann in den nächsten fünfzehn Jahren die

mannigfachsten Variationen: Vischer ließ eine jüdische Grundschrift von einem chriftlichen Redaktor überarbeitet sein: Sabatier und Schön nahmen umgekehrt eine chriftliche Grundschrift an, in die jüdische Elemente hineingearbeitet worden seien; Wenland unterschied zwei jüdische Quellen aus der Zeit von Nero und Titus und einen christlichen Redaftor unter Trajan; Spitta unterschied eine christliche Grundschrift vom Jahre 60 n. Chr., zwei jüdische Quellen von 63 v. Chr. und 40 n. Chr. und einen chriftlichen Redaktor unter Trajan: Schmidt: drei jüdische Quellen und zwei chriftliche Bearbeiter: Völter in einem neuen Werk von 1893 eine Uravokalnpse . vom Jahre 62 und vier Überarbeitungen unter Titus. Domitian, Trajan und Hadrian. Der Erfolg aller dieser fich gegenseitig immer widerlegenden und überbietenden Hopothesen war aber zulett nur der, daß die Nichtbeteiliaten den Eindruck gewannen, auf dem Boden der neutestamentlichen Forschung sei nichts und sei man vor nichts sicher (Sülicher)."*

Pfleiberer glaubt demgegenüber allerdings, daß "die eifrisgen Forschungen der letzten zwei Jahrzehnte" ein "gesichertes Resultat" ergeben, aber er wagt doch nicht, dies mit Bestimmtheit zu behaupten, sondern meint, es "scheine" ihm so. Zu einigermaßen sicheren Ergebnissen in der urchristlichen Literatur kam man fast nur in negativer Beziehung, in der Erkenntnis dessen, was sicher gefälscht ist.

Fest steht, daß von den urchristlichen Schriften nur die wenigsten von den Autoren herrühren, denen sie zugeschrieben werden, daß sie meist in späterer Zeit als der ihrer Datierung entstanden, und daß ihr ursprünglicher Text durch spätere Aberarbeitungen und Zusätze vielsach auß gröblichste entstellt wurde. Fest steht endlich, daß keines der Evangelien oder der sonstigen urchristlichen Schriftstücke von einem Zeitzgenossen Fesu herrührt.

^{*} Pfleiderer, Urchriftentum, 1902, II, S. 282, 283.

Als das älteste Evangelium wird jetzt das sogenannte Markusevangelium angesehen, das jedenfalls nicht vor der Zerstörung Jerusalems entstand, die der Verfasser durch Jesus prophezeit werden läßt, das heißt, die schon vollzogen war, als der Verfasser zu schreiben begann. Es wurde demnach wahrscheinlich nicht früher abgesaßt, als etwa ein halbes Jahrhundert nach der Zeit, in die man Jesu Tod verlegt. Bas es verzeichnet, ist also das Produkt einer halbehundertjährigen Legendenbildung.

Auf Markus folgt Lukas, dann der sogenannte Matthäus, endlich als letzter von allen Johannes, in der Mitte des zweiten Jahrhunderts, mindestens ein Jahrhundert nach Christi Geburt. Je weiter wir von Ansang an weiterschreiten, desto wunderbarer werden die Evangeliengeschichten. Schon Markus erzählt uns Bunder, aber sie sind noch harmlos gegenüber den späteren. So zum Beispiel die Totenerweckungen. Bei Markus wird Jesus zu Jairus' Tochter gerusen, die in den letzten Zügen liegt. Alle nehmen an, sie sei schon tot, aber Jesus sagt: Sie schläft nur, reicht ihr die Hand, und sie erhebt sich. (Markus, 5. Kapitel.)

Bei Lufas kommt dazu der Jüngling von Nain, der erweckt wird. Er ist schon so lange tot, daß er zu Grabe getragen wird, wie ihm Jesus begegnet. Dieser läßt ihn von der Bahre auserstehen. (Lufas, 7. Kapitel.)

Johannes endlich genügt das noch nicht. Er führt uns im 11. Kapitel die Erweckung des Lazarus vor, der schon vier Tage im Grabe liegt und bereits stinkt. Damit schlägt er den Resord.

Dabei waren die Evangelisten höchst unwissende Leute, die von vielen Dingen, über die sie schrieben, ganz verkehrte Borstellungen hatten. So läßt Lukas Joseph mit Maria wegen eines römischen Reichszensus von Nazareth nach Bethlehem reisen, wo Jesus geboren wird. Aber ein solcher Zensus ist unter Augustus gar nicht vorgesommen. Über dies wurde Judäa erst nach dem Datum, das für Christi Geburt ans

gegeben wird, eine römische Provinz. Im Jahre 7 nach Christi Geburt wurde allerdings ein Zensus abgehalten, aber in den Wohnorten. Die Reise nach Bethlehem machte er also nicht notwendig.* Wir kommen darauf noch zurück.

Auch das Prozekversahren Jesu vor Pontius Pilatus entspricht weder jüdischem noch römischem Recht. Also selbst da, wo die Evangelisten keine Wunder erzählen, berichten sie vielsach Falsches und Unmögliches.

Und was auf diese Weise als "Evangelium" zusammensgebraut wurde, das erlitt dann durch spätere "Redakteure" und Abschreiber noch mancherlei Beränderungen, zur Ersbauung der Gläubigen.

So schließen zum Beispiel die besten Handschriften des Markus das Werk mit dem 8. Vers des 16. Kapitels ab, wo die Frauen den toten Jesus in der Gruft suchen, aber statt seiner einen Jüngling in langem, weißem Kleid sinden. Da verließen sie die Gruft "und fürchteten sich".

Was in den herkömmlichen Ausgaben noch folgt, ift später hinzugefügt worden. Mit diesem 8. Bers kann aber das Werk unmöglich geschlossen haben. Schon Renan nahm daher an, das Weitere sei im Interesse der guten Sache gestrichen worden, weil es eine Darstellung enthielt, die der späteren Auffassung anstößig erschien.

Undererseits kommt Pfleiderer wie auch andere nach einsgehender Untersuchung zu dem Schlusse, "daß das Lukasevangelium noch nichts von der übernatürlichen Erzeugung Jesu erzählt habe, diese Erzählung vielmehr erst später aufgekommen und dann durch Einfügung der Verse 1, 34 ff.** und der Worte "wie man glaubte" in 3, 23*** erst nachs

^{*} Bergleiche darüber schon David Strauß, Das Leben Jesu. Tübingen 1840. 4. Anst., I, S. 227 ff.

^{** &}quot;Maria aber fprach zu dem Engel: Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkannt habe? Der Engel gab ihr zur Antwort: Heiliger Geist wird über dich kommen, des Höchsten Kraft wird dich überschatten usw."

^{*** &}quot;Er war, wie man glaubte, ein Sohn Josephs."

träglich in den Text eingetragen worden ist". (Urchristenstum, I, S. 408.)

Angesichts alles bessen ist es kein Wunder, daß schon in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts die völlige Unbrauchbarkeit der Evangelien als Quellen zur Geschichte Jesu von manchen Forschern erkannt wurde und Bruno Bauer sogar dahin kommen konnte, die Geschichtlichskeit Jesu völlig zu leugnen. Daß trohdem die Theologen von den Evangelien nicht lassen können und auch die liberalen unter ihnen alles ausbieten, deren Autorität zu erhalten, ist begreislich. Was bleibt vom Christentum, wenn die Person Christi ausgegeben wird? Aber um diese zu retten, müssen sie sich gar sonderdar winden und drehen.

So erklärte zum Beispiel Harnack in seinen Vorlesungen über das "Wesen des Christentums" (1900), David Friedrich Strauß habe wohl geglaubt, die Geschichtlichkeit der Evansgelien in Nichts aufgelöst zu haben. Aber der historischskritischen Arbeit zweier Generationen sei es gelungen, sie in hohem Umfang wieder herzustellen. Allerdings seien die Evangelien nicht Geschichtswerk, sie wurden nicht geschrieben, um zu berichten, wie es geschehen ist, sondern waren Ersbauungsschriften. "Dennoch sind sie als Geschichtsquellen nicht undrauchbar, zumal ihr Zweck kein von außen entslehnter ist, sondern mit den Absichten Fesu zum Teil zussammenfällt." (S. 14.)

Aber über diese Absichten wissen wir ja nur das, was die Evangelien uns mitteilen! Die ganze Beweisführung Harnacks für die Glaubwürdigkeit der Evangelien als Quellen über die Persönlichkeit Jesu beweist nur, wie unmöglich es ist, etwas Sicheres und Durchschlagendes dafür vorzubringen.

Im weiteren Verlauf seiner Abhandlung sieht Harnack selbst sich genötigt, alles, was die Evangelien über die ersten dreißig Jahre Jesu berichten, als unhistorisch preiszugeben, ebenso von dem späteren alles, was als unmöglich oder ersunden nachzuweisen ist. Aber den Rest möchte er doch

als geschichtliche Tatsache retten. Er meint, es bleibe uns immer noch "ein auschauliches Bild von Jesu Predigt, dem Ausgang seines Lebens und dem Eindruck, den er auf seine Jünger gemacht hat". (S. 20.)

Woher weiß aber Harnack, daß gerade Jesu Predigt so getreu in den Evangelien wiedergegeben wurde? Aber die Wiedergabe anderer Predigten jener Zeit urteilen die Theologen steptischer. So sagt Harnacks Kollege Pfleiderer in seinem Buch über das Urchristentum:

"Aber die Geschichtlichkeit dieser und anderer Reden der Apostelgeschichte zu streiten, hat in der Tat keinen Sinn: man bedenke doch nur, was alles vorausgesekt werden müßte, um die wörtlich genaue oder auch nur ungefähr treue Aberlieferung einer folchen Rede zu ermöglichen: sie müßte von einem Ohrenzeugen sofort niedergeschrieben (eigentlich geradezu stenographiert) worden sein, und diese Aufzeichnungen der verschiedenen Reden müßten in den Kreisen ber Hörer, die doch meistens Juden oder Beiden waren und zum Gehörten sich größtenteils gleichgültig oder feindlich verhielten, über ein halb Sahrhundert lang aufbewahrt worden, endlich vom Geschichtschreiber aus den verschiedensten Orten her zusammengetragen worden sein! Wer sich alle diese Unmöglichkeiten einmal klargemacht hat, der wird ein für allemal miffen, mas er von allen diefen Reden zu halten hat: daß sie in der Apostelgeschichte genau ebenso wie bei allen weltlichen Geschichtschreibern des Altertums freie Rompositionen sind, in welchen der Verfaffer seine Helden so sprechen läßt, wie er denkt, daß sie in den jeweiligen Situationen gesprochen haben könnten." (S. 500, 501.)

Sehr richtig! Aber warum soll alles das auf einmal für die Reden Jesu nicht gelten, die ja für die Verfasser der Evangelien noch weiter zurücklagen als die Reden der Apostelgeschichte? Warum sollen die Reden Jesu in den Evangelien etwas anderes sein als Reden, von denen die

Verfasser der Berichte wünschten, daß Jesu sie gehalten hätte? In der Tat sinden wir in den überlieserten Reden mannigsache Widersprüche, zum Beispiel rebellische und unterwürfige Reden, die sich nur dadurch erklären lassen, daß unter den Christen verschiedene Richtungen bestanden, von denen jede sich Reden Christi, die sie überlieserte, nach ihren Bedürsnissen zurechtsomponierte. Wie ungeniert auch die Evangelisten in solchen Dingen versuhren, dafür nur ein Beispiel. Man vergleiche die Bergpredigt dei Lukas und bei dem späteren Matthäus. Bei jenem ist sie noch eine Verherrlichung der Bestslosen, eine Verdammung der Reichen. Das war vielen Christen zu des Matthäus Zeit schon unbequem geworden. Frischweg macht daher das Matthäusevangelium aus den Besitzlosen, die selig werden, Urme im Geiste, und die Verdammung der Reichen ließ es ganz weg.

So wurde mit Reben manipuliert, die schon niedergeschrieben waren, und da will man uns weismachen, die Reden, die Jesus angeblich ein halbes Jahrhundert vor ihrer Niederschrift gehalten habe, seien in den Evangelien getreulich wiedergegeben! Den Wortlaut einer Rede, die nicht sosort niedergeschrieben wurde, durch bloße mündliche überlieserung fünfzig Jahre lang getreu zu bewahren, ist von vornherein unmöglich. Wer trozdem durch bloßes Hörensagen überlieserte Reden nach einem solchen Zeitraum noch im Wortlaut niederschreibt, bezeugt schon durch diese Tatsache allein, daß er sich berechtigt fühlt, niederzuschreiben, was ihm paßt, oder daß er leichtgläubig genug ist, alles für bare Münze zu halten, was ihm erzählt wird.

Andererseits kann man bei manchen Außerungen Jesu nachweisen, daß sie nicht von ihm herrühren, sondern schwange waren.

Als spezifisches Produkt Jesu wird zum Beispiel das "Baterunser" betrachtet. Aber Pfleiderer weist darauf hin, daß ein aramäisches, in hahes Alter hinaufreichendes Gebet Kaddisch mit den Worten schloß:

"Erhöht und geheiligt werde sein großer Name in der Welt, die er nach seinem Willen erschaffen hat. Er errichte sein Reich bei euren Lebzeiten und dei Lebzeiten des ganzen Hauses Frael."

Man sieht, der Anfang des christlichen Vaterunser ift

eine Nachahmung.

Wenn es aber mit den Reden Jesu nichts ist, mit seiner Jugendgeschichte nichts, mit seinen Wundern erst recht nichts, was bleibt dann von den Evangelien noch übrig?

Nach Harnack bliebe noch der Eindruck, den Jesus auf seine Jünger machte, und seine Leidensgeschichte. Aber die Evangelien sind nicht von Jüngern Christi versaßt, sie spiegeln nicht den Eindruck, den die Persönlichkeit, sondern jenen, den die Erzählung von der Persönlichkeit Christi auf die Glieder der Christengemeinde hervorrief. Aber die historische Wahrheit dieser Erzählung besagt selbst der stärkste Eindruck nichts. Auch die Erzählung von einer singierten Person kann den tiefsten Eindruck in der Gesellschaft hervorrusen, wenn die historischen Bedingungen dafür gegeben sind. Welchen Eindruck machte nicht Goethes Werther, und doch wußte alle Welt, daß man es da nur mit einem Roman zu tun habe. Trozdem erweckte er zahlreiche Jünger und Nachsolger.

Im Judentum haben gerade in den Jahrhunderten unmittelbar vor und nach Jesus ersundene Persönlichseiten die größte Wirkung geübt, wenn die ihnen zugeschriebenen Taten und Lehren starken Bedürsnissen im jüdischen Bolke entsprachen. Das bezeugt zum Beispiel die Figur des Propheten Daniel, von dem das Buch Daniels berichtet, er habe unter Nebukadnezar, Darius und Cyrus, also im sechsten Jahrhundert vor Christi, gelebt, die größten Wunder gewirkt und Prophezeiungen von sich gegeben, die sich später in überraschender Weise ersüllten und die mit der Weissagung endeten, es würden große Bedrängnisse über das Judentum kommen, aus denen es durch einen Heiland gerettet und zu neuem Glanze erhoben werde. Diefer Daniel hat nie gelebt, das von ihm handelnde Buch wurde erft um das Sahr 165, zur Zeit der mattabäischen Empörung, geschrieben, kein Wunder, daß alle Prophezeiungen, die der Prophet angeblich im fechsten Jahrhundert äußerte, bis zu diesem Jahre auffallend stimmten, was dem frommen Lefer die Aberzeugung beibrachte, auch die Schlufprophezeiung eines jo untrüglichen Propheten müffe unfehlbar in Erfüllung gehen. Das Ganze ift eine kecke Erfindung und doch übte es die größte Wirfung; der Meffiasglaube, der Glaube an einen kommenden Erlöser, zog aus ihm seine stärkste Nahrung, es wurde vorbildlich für alle kommenden Prophezeiungen eines Messias. Das Buch Daniels zeigt aber auch, wie unbedenklich man damals in frommen Kreisen schwinbelte, wenn es galt, eine Wirkung zu erzielen. Die Wirkung, die die Figur Jesu erzielte, beweist also für ihre historische Echtheit gar nichts.

So bleibt von dem, was Harnack felbst aus den Evangelien als historischen Kern noch zu retten glaubt, nichts übrig, als die Leidensgeschichte Christi. Indes ist die ebenfalls vom Ansang bis zum Ende, bis zur Auferstehung und Himmelsahrt, so mit Wundern versetzt, daß es auch da fast unmöglich ist, einen historischen Kern mit Bestimmtheit herauszuschälen. Wir werden die Glaubwürdigkeit dieser Leidensgeschichte übrigens noch näher kennen lernen.

Nicht beffer steht es mit der anderen urchriftlichen Literatur. Alles, was anscheinend von Zeitgenoffen Jesu, etwa von Aposteln herrührt, ist als Fälschung wenigstens in dem Sinne erkannt, daß es ein Produkt späterer Zeit ist.

Auch von den Briefen, die dem Apostel Paulus zugeschrieben werden, gibt es keinen, bessen Echtheit völlig unbestritten wäre; eine Anzahl sind von der historischen Kritik als unecht allgemein anerkannt. Die frechste unter diesen Fälschungen ist wohl die des zweiten Briefes an die Thessalonicher. In diesem nachgemachten Brief warnt der Verfasser, der sich

hinter bem Namen Pauli birgt: "Laßt euch nicht so leicht ben Kopf verrücken oder verwirren, weder durch einen Geist, noch durch eine Wort, noch durch einen (gefälschten) Brief unter unserem Namen." (2, 2.) Und zum Schlusse fügt der Fälscher hinzu: "Hier mein, des Paulus, eigenhändiger Gruß, das Zeichen in jedem Brief. So schreibe ich." Gesade diese Worte wurden zum Verräter des Fälschers.

Gine Reihe anderer Briefe Pauli bilden vielleicht die ältesten Literaturerzeugnisse des Christentums. Von Jesus erzählen sie aber so gut wie nichts, außer der Tatsache, daß er gekreuzigt wurde und wieder auferstand.

Was von der Auferstehung zu halten, brauchen wir unseren Lesern nicht auseinanderzusehen. Als gesichertes Resultat der christlichen Literatur über Jesus bleibt also kaum etwas übrig.

3. Der Kampf um das Jesusbild.

Im beften Falle erhalten wir als hiftorischen Kern ber urchriftlichen Berichte über Jesus nicht mehr, als was uns Tacitus berichtet: daß zur Zeit des Tiberius ein Prophet hingerichtet wurde, von dem die Sekte der Christen ihren Ursprung herleitete. Was dieser Prophet gelehrt und gewirkt, darüber ist bisher nicht das mindefte mit Bestimmtheit zu erforschen. Auf feinen Kall kann er das Auffehen erregt haben, von dem die urchriftlichen Darstellungen erzählen, sonst würde sicher Josephus darüber berichten, der vieles fehr unbedeutende er-Bahlt. Die Naitation und Hinrichtung Sefu erregte unter feinen Reitgenoffen jedenfalls nicht die mindeste Aufmerksamkeit. War aber Jesus wirklich ein Agitator gewesen, den eine Sette als ihren Borkampfer und Wegweiser verehrte, so mußte die Bedeutung seiner Persönlichkeit machsen, wenn die Sette wuchs. Run begann sich ein Legendenkranz um diese Perfönlichfeit zu bilben, in den die frommen Gemüter alles hineinverwebten, mas fie munschten, daß ihr Borbild gefagt

und getan habe. Je vorbildlicher aber dadurch Jesus für die ganze Sekte wurde, desto mehr suchte jede der zahlereichen Nichtungen, aus denen sie von Ansang an bestand, dieser Persönlichkeit gerade jene Ideen beizulegen, die ihr besonders am Herzen lagen, um sich dann auf diese Autorität berusen zu können. So wurde das Bild Jesu, wie es in den ansangs bloß mündlich kolportierten, später auch schristlich sixierten Legenden gemalt wurde, immer mehr das einer übermenschlichen Persönlichkeit, der Indegriff aller Ideale, die die neue Sekte entwickelte, so wurde es aber auch ein immer widerspruchsvolleres Bild, dessen einzelne Züge zuseinander nicht paßten.

Als dann die Sette zu einer festen Organisation kam, eine umfaffende Kirche wurde, in der eine beftimmte Tendenz die Herrschaft eroberte, da war es eine ihrer Aufgaben, einen festen Kanon zu entwerfen, ein Verzeichnis aller der urchriftlichen Schriften, die sie als echt anerkannte. Es waren natürlich nur folche, die im Sinne der herrschenden Tendens Alle jene Evangelien und sonstigen Schriften, iprachen. die ein Bild Jesu entwarfen, das mit dieser Tendenz der Rirche nicht übereinstimmte, wurden als "ketzerisch", als gefälscht, oder doch als "apokryph", als nicht ganz zuver= lässig verworfen und nicht weiter propagiert, ja sogar möglichst unterdrückt und ihre Abschriften vernichtet, so daß nur wenige und erhalten sind. Die in den Kanon aufgenommenen Schriften wieder wurden "redigiert", um möglichfte Ginheitlichkeit in sie hineinzubringen, glücklicherweise aber so ungeschickt, daß Spuren früherer, abweichender Darftellungen immer noch hie und da durchblicken und den Gang der Entwicklung erraten laffen.

Ihren Zweck, auf diese Art die Einheitlichkeit der Meinungen in der Kirche sicherzustellen, erreichte diese aber nicht und konnte ihn nicht erreichen. Die Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse erzeugte immer wieder Verschiedenartigkeiten der Anschauungen und Bestrebungen in der Kirche. Und dank der Widersprüche, die trot aller Redaktionen und Ausmerzungen in dem von der Kirche anerkannten Jefusbild erhalten waren, fanden biefe Verschiedenheiten immer wieder in jenem Bilde Bunkte, an die sie anknüpfen konnten. So murde ber Rampf ber gesellschaftlichen Gegenfätze im Rahmen der chriftlichen Kirche anscheinend ein bloßer Kampf um die Auslegung der Worte Jesu, und oberflächliche Geschichtschreiber glauben benn auch, alle die großen, oft so blutigen Kämpfe in der Chriftenheit, die unter religiöfer Flagge ausgefochten wurden, seien nichts als Kämpfe um bloße Worte gewesen, ein trauriges Zeichen für die Dummheit des Menschengeschlechts. Aber wo man eine gesellschaft= liche Maffenerscheinung auf bloße Dummheit der beteiligten Menschen zurückführt, da bezeugt diese anscheinende Dumm= heit bloß die Verständnislosigkeit des Beobachters und Kritifers, der sich in eine ihm fremde Denkart nicht hineinzufinden und zu den ihr zugrunde liegenden materiellen Bedingungen und Triebfräften nicht vorzudringen vermag. Es waren in der Regel fehr reale Intereffen, die miteinander rangen, wenn die verschiedenen chriftlichen Getten über die verschiedene Bedeutung der Worte Christi stritten.

Das Aufkommen der modernen, die Überwindung der firchlichen Denkweise hat dann freilich den Streitigkeiten um das Bild Christi immer mehr ihre praktische Bedeutung genommen und sie zu bloßen Haarspaltereien der Theologen herabgedrückt, die von Staats wegen dazu besoldet werden, die firchliche Denkart noch möglichst wachzuhalten, und die dafür doch etwas leisten müssen.

Die neuere Bibelfritif, die die Methoden der historischen Quellenforschung auf die biblischen Schriften anwendet, hat jedoch dem Streit um die Auffassung der Person Jesu einen neuen Anstoß gegeben. Sie erschütterte die Sicherheit des bisher überlieferten Jesusdildes, konnte sich aber, weil meist von Theologen betrieben, doch nur selten zu der zuerst von Bruno Bauer vertretenen, später auch von anderen, so

namentlich von A. Kalthoff vertretenen Anschauung aufschwingen, daß bei dem gegebenen Zustande der Quellen ein neues Bild überhaupt nicht wiederherzustellen sei. Sie versucht eine solche Wiederherstellung immer und immer wieder, mit demselben Resultate, wie es ehedem das Christentum früherer Jahrhunderte produzierte: jeder der Herren Theologen legt in sein Jesusdild seine eigenen Jesus dem zweiten, bezeugen auch die aus dem zwanzigsten Jahrhundert nicht das, was Jesus wirklich lehrte, sondern das, was die Herstellungen dieser Bilder wünschen, daß er gelehrt hätte.

Sehr fein kennzeichnet diese Wandlungen des Jesusbildes Kalthoff:

"Vom sozialtheologischen Standpunkte aus ift beshalb das Chriftusbild der sublimierteste religiöse Ausdruck alles beffen, was in einem Zeitalter an sozialen und ethischen Kräften wirksam gewesen ist, und in den Wandlungen, die biefes Chriftusbild ftandig erfahren hat, in feinen Erweiterungen und Verschränkungen, in dem Verblaffen seiner alten Rüge und bem Aufleuchten in neuen Farben haben wir ben feinften Gradmeffer für die Wandlungen, welche bas zeitgenöffische Leben von den Höhen feiner geiftigften Ideale bis zu den Tiefen seiner materiellsten Lebensvorgänge burchmacht. Diefes Chriftusbild trägt bald die Buge bes griechi= schen Denkers, bald die des römischen Cafaren, bann wieder die des feudalen Grundherrn, des Zunftmeisters, des gequalten, fronpflichtigen Bauern und bes freien Burgers, und diefe Büge find alle echt, alle lebendig, folange nicht die Theologen der Schule auf den Ginfall fommen, die einzelnen Züge gerade ihrer Zeit als die ursprünglichen und hiftorischen an dem Chriftus der Evangelien nachweisen ju wollen. Bochftens entfteht ein Schein ber Weschichtlichkeit biefer Ruge daraus, daß in den Entwicklungs- und Bildungszeiten ber chriftlichen Gesellschaft die verschiedenartigsten, ja entgegengesektesten Kräfte zusammengewirft haben, von denen

eine jede einzeln eine gewisse Ahnlichkeit mit den heute wirksamen Kräften verrät. Das Christusdild der Gegenwart sieht nun auf den ersten Blick sehr widerspruchsvoll aus. Es trägt zum Teil noch die Züge des alten Heiligen oder des himmslischen Monarchen, daneben aber auch die ganz modernen Züge des Proletariersreundes, ja des Arbeitersührers. Dasmit verrät es nur die innersten Widersprüche, die durch unsere Gegenwart hindurchgehen." Und früher:

"Die meisten Bertreter der sogenannten modernen Theologie brauchen bei ihren Erzerpten die Schere nach ber von David Strauß beliebten fritischen Methode: bas Mythische in den Evangelien wird weggeschnitten, was übrig bleibt, foll ber hiftorische Kern sein. Aber biefer Kern ift den Theologen schließlich selber unter den Banden zu dunn geworden. ... In Ermanglung jeder hiftorischen Bestimmtheit ist dann der Name Jesus für die protestantische Theologie ein leeres Gefäß geworden, in welches jeder Theologe feinen eigenen Gedankeninhalt hineingießt. So macht ber eine aus Diesem Jesus einen modernen Spinogiften, ber andere einen Sozialiften, mährend die offizielle Rathedertheologie ihn naturgemäß in der religiösen Beleuchtung des modernen Staates betrachtet, ja ihn neuerdings immer durchsichtiger als den religiösen Repräsentanten aller berjenigen Beftrebungen darftellt, die heute in der großpreußischen Staatstheologie eine führende Stellung beanfpruchen."*

Bei einem solchen Stande der Dinge ist es kein Wunder, daß die weltliche Geschichtschreibung nur ein geringes Bedürfnis nach der Erforschung der Ursprünge des Christentums verspürt, wenn sie von der Ansicht ausgeht, es sei von einer einzelnen Persönlichkeit geschaffen worden. Wäre diese Ansicht richtig, dann könnte man freilich das Forschen nach der Entstehung des Christentums aufgeben und deren Darstellung der religiösen Dichtkunst unserer Theologen überlassen.

^{*} Das Christusproblem. Grundlinien zu einer Sozialtheologie. 1902. S. 80, 81, 15, 17.

Anders gestaltet sich aber die Sache, wenn man eine Weltzeligion nicht als das Produkt eines einzelnen übermenschen betrachtet, sondern als ein Produkt der Gesellschaft. Die gesellschaftlichen Zustände zur Zeit der Entstehung des Christenztums sind ganz gut bekannt. Aber auch der gesellschaftliche Charakter des Urchristentums läßt sich aus dessen Literatur mit einiger Sicherheit erforschen.

Wohl ift der historische Wert der Evangelien und der Apostelgeschichte nicht höher zu veranschlagen als etwa der der homerischen Gedichte oder des Nibelungenliedes. Sie mögen historische Persönlichseiten behandeln, aber deren Wirken wird mit solcher dichterischen Freiheit erzählt, daß es unsmöglich ist, auch nur das mindeste daraus für die geschichtliche Darstellung solcher Persönlichseiten zu entnehmen, ganz abgesehen davon, daß sie mit Fabelwesen so gemischt sind, daß man, allein auf diese Gedichte gestützt, nie sagen kann, welche ihrer Persönlichseiten historische, welche ersundene sind. Wenn wir über Uttila nicht mehr wüßten, als was im Nibelungenlied über ihn steht, müßten wir ebenso wie von Zesus sagen, wir wissen nicht einmal mit Bestimmtheit, ob er gelebt hat, ob er nicht ebenso eine mythische Persönlichseit ist wie Siegsried.

Aber solche dichterische Darstellungen sind von unschätzbarem Werte zur Erkenntnis der gesellschaftlichen Verhältnisse, unter denen sie entstanden. Diese geben sie getreu wieder, mögen ihre Versasser einzelne Tatsachen und Persönlichkeiten noch so frei ersinden. Wie weit die Erzählung vom Trojanischen Krieg und dessen Selden auf einer historischen Grundlage beruht, das ist, vielleicht für immer, in Dunkel gehüllt. Aber welches die gesellschaftlichen Verhältnisse bes hervischen Zeitalters waren, darüber haben wir in der Ilias und Odyssee zwei historische Quellen ersten Kanges.

Für die Erkenntnis ihrer Zeit find dichterische Schöpfungen oft weit wichtiger als die getreuesten geschichtlichen Darsstellungen. Denn diese teilen bloß das Persönliche, Auf-

fallende, Ungewöhnliche mit, das historisch am wenigsten nachhaltige Wirkung hat. Jene dagegen gewähren uns einen Einblick in das alltägliche Leben und Treiben der Massen, das ununterbrochen und dauernd wirkt und die Gesellschaft am dauerndsten beeinflußt, was aber der Historiser nicht verzeichnet, weil es ihm allbekannt und selbstwerständlich erscheint. Darum haben wir zum Beispiel in den Romanen Balzacs eine der wichtigsten Geschichtsquellen über das gesellsschaftliche Leben Frankreichs in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts.

So können wir auch aus den Evangelien, der Apostels geschichte, den Apostelbriefen freilich nichts Bestimmtes über Jesu Leben und Lehre erfahren, wohl aber sehr Wichtiges über den gesellschaftlichen Charafter, die Ideale und Beftrebungen der urchriftlichen Gemeinden. Indem die Bibelfritif die verschiedenen Schichten bloglegt, die in den genannten Schriften übereinander gelagert find, bietet fie uns die Möglichkeit, ben Entwicklungsgang diefer Gemeinden wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu verfolgen, inbeffen uns die "heidnischen" und jüdischen Quellen einen Einblick in die gesellschaftlichen Triebkräfte ermöglichen, die gleichzeitig auf das Urchriftentum wirkten. Damit ift die Mög= lichkeit gegeben, es als Produkt seiner Zeit zu erkennen und zu begreifen, und das ist die Grundlage jeder historischen Erfenntnis. Wohl fonnen auch einzelne Berfonlichkeiten die Gefellschaft beeinfluffen, und für bas Gefamtbild ihrer Zeit ist die Zeichnung hervorragender Individuen nicht zu ents behren. Aber an hiftorischen Zeiträumen gemessen ift beren Einfluß nur ein vorübergehender, bildet er nur den äußerlichen Zierat, der am ehesten an einem Bau in die Augen fällt, uns aber über seine Grundmauern nichts fagt. Diese find es, die den Charafter des Baues und seine Dauerhaftigfeit bestimmen. Gelingt es, fie blogzulegen, bann ift für das Begreifen des Bauwerkes die wichtigste Arbeit getan.

Die Gesellschaft der römischen Kaiserzeit.

1. Die Sklavenwirtschaft.

a. Der Grundbefig.

Wollen wir die Anschauungen begreifen, die eine Zeit besonders kennzeichnen und von denen anderer Zeiten untersscheiden, dann müffen wir vor allem die ihr eigentümlichen Bedürfniffe und Probleme erforschen, die in letzter Linie in ihrer besonderen Produktionsweise wurzeln, in der Art und Weise, wie die Gesellschaft jener Zeit ihren Lebensunterhalt gewann.

Zunächst wollen wir die Wirtschaftsweise, auf der die Gesellschaft des Kömerreichs beruhte, in ihrer Entwicklung von ihren Anfängen an verfolgen. Rur so gelangen wir zum Verständnis ihrer Eigenart zur Zeit des Abschlusses dieser Entwicklung mährend der Kaiserzeit und der besons beren Tendenzen, die sie damals erzeugte.

Die Grundlage der Produktionsweise jener Länder, aus denen sich das Römerreich aufbaute, bildete die bäuerliche Landwirtschaft und daneben noch, aber in weit geringerem Grade, Handwerf und Warenhandel. Es überwog noch die Produktion für den Selbstbedarf. Die Warenproduktion, die Produktion für den Verkauf, war noch wenig entwickelt. Auch Handwerker und Kaufleute besaßen vielsach landwirtschaftliche Betriebe, und diese waren mit dem Haushalt eng verknüpft, ihre Hauptarbeit galt der Produktion für den Haushalt. Die Landwirtschaft lieserte die Lebensmittel für die Küche und daneben noch Rohftosse, Flachs, Wolle, Leder, Holz, aus denen die Familienangehörigen selbst Kleider, Hausrat, Werkzeuge herstellten. Bloß ein etwaiger überschuß über die Bedürsnisse des Haushaltes hinaus wurde verkauft.

Diese Produktionsweise erheischt das Privateigentum an den meisten Produktionsmitteln, an allen, in denen menschsliche Arbeit steckt, also auch das am Ackerland, aber noch nicht das an Wald und Weide, die Gemeinbesitz bleiben können. Das an den Haustieren, aber nicht am Wild. Endslich das an den Werkzeugen und Rohstoffen sowie den dars aus gewonnenen Produkten.

Mit dem Privateigentum ist aber auch schon die Möglichsteit ökonomischer Ungleichheiten gegeben. Glückliche Zufälle können den einen Betrieb begünstigen, bereichern, den anderen schädigen, verarmen lassen. Die Betriebe der ersteren Art wachsen, ihr Land, ihr Vieh nimmt zu. Damit ersteht jedoch auch für die größeren Betriebe schon eine besondere Art Arbeiterfrage, die Frage, woher die zusätlichen Arbeitskräfte nehmen, die ersorderlich sind, soll die größere Menge Viehrichtig gewartet, der außgedehntere Acker gehörig bearbeitet werden.

Klassenunterschiede und Klassengegensätze kommen jetzt auf. Je produktiver die landwirtschaftliche Arbeit wird, desto größere Aberschüffe über den Bedarf des Landwirtes hinaus liefert fie. Diefe überschüffe dienen auf der einen Seite bazu, Handwerfer zu ernähren, die fich auf die Berftellung mancher Gebrauchsgegenstände besonders werfen, wie Schmiede und Töpfer; andererseits kann man die Aberschüffe dazu verwenden. Gebrauchsgegenstände oder Rohmaterialien einzutauschen, die nicht im Lande hergestellt werden können, weil die Natur sie nicht liefert oder das Geschick dazu fehlt. Solche Produkte werden aus anderen Gegenden durch Kaufleute gebracht. Das Aufkommen des Handwerkes und des Sandels trägt dazu bei, die Ungleichheiten im Grundbefit zu vermehren. Bu der Ungleichheit zwischen größerem und fleinerem Besitz gesellt sich nun auch die der größeren Nähe ober Entfernung von den Bunkten, an denen Handwerker und Kaufleute sich zusammenfinden, um dort ihre Waren gegen die überschüffe der Bauern auszutauschen. Je schlechter die Berkehrsmittel, desto schwieriger ist es, die Produkte zu Markte zu bringen, desto mehr ist der nahe am Markte Wohnende dort begünstigt.

So bildet sich aus den durch alle oder mehrere dieser Momente Begunftigten eine Klaffe von Grundbesitzern, die größere Aberschüffe erzielt als die Maffe der Bauern, mehr Produtte des Handels und Handwerkes dafür eintauscht, mehr Muße hat als die Durchschnittslandwirte, über mehr Hilfsmittel der Technik bei der Arbeit wie im Kriege verfügt, mehr geiftige Unregungen empfängt durch das Zusammenwohnen oder doch den oftmaligen Verkehr mit Rünftlern und Kaufleuten und so ihren geistigen Horizont erweitert. Diese Klasse begünstigter Grundbesitzer gewinnt jest Reit, Fähigkeit und Mittel, Geschäfte zu besorgen, die über die Grenzen der bäuerlichen Beschränktheit hinausgehen. Sie gewinnt Zeit und Kraft zur Zusammenfassung mehrerer Bauerngemeinden in einem Staatswesen, zu beffen Berwaltung und Berteidigung sowie zur Regelung seiner Beziehungen mit benachbarten und auch ferneren Staaten.

Alle diese Klassen, größere Landwirte, Kausseute, Handwerfer, leben von den Überschüssen der landwirtschaftlichen Arbeit, zu denen sich bald auch Überschüsse des Handwerfes gesellen. Kausseute und größere Grundbesitzer ziehen immer mehr von diesen Überschüssen an sich, je wichtiger ihre Funktionen in der Gesellschaft werden. Bald benüßen die größeren Grundbesitzer nicht bloß ihre mirtschaftliche Überlegenheit, sondern auch ihre machtvolle Stellung im Staate dazu, der Masse der Bauern und Handwerker Überschüsse ihrer Arbeit abzunehmen. Sie gewinnen dadurch Reichtum weit über das bäuerliche und handwerksmäßige Maß hinaus, verstärken damit wieder ihre gesellschaftliche Macht und ihre Fähigkeit, weitere Überschüsse an sich zu ziehen, weiteren Reichtum zu gewinnen.

So erwachsen über den Bauern und Handwerkern versichiedene Schichten von großen Ausbeutern, Großgrunds

besitzer und Kaussente, daneben noch Wucherer, von welch letzeren wir in anderem Zusammenhang handeln werden. Je mehr deren Keichtum zunimmt, desto größer auch ihr Bedürsnis, ihren Haushalt zu erweitern, der mit dem landswirtschaftlichen Betrieb noch innig zusammenhängt. Wer einen eigenen Haushalt haben will, muß in dieser Zeit noch über einen eigenen landwirtschaftlichen Betrieb versügen, der am gesichertsten ist bei eigenem Grundbesitz. Alles drängt daher nach Grundbesitz, auch Handwerser, Wucherer und Kausseute. Und alles trachtet, den Grundbesitz zu vergrößern, denn noch herrscht die Produktion für den Selbstgebrauch vor; will man vermehrten Wohlstand, einen reicheren Hausshalt haben, muß man eine größere Vodenssläche besitzen.

Das Streben nach Gewinnung und Ausdehnung des Grundbesitzes ist die vorherrschende Leidenschaft dieser Periode, die sich von dem Zeitpunkt der Seßhaftmachung der Gesellschaft auf der Grundlage des Ackerbaus, von der Begründung der bäuerlichen Landwirtschaft dis zu dem der Bildung des industriellen Kapitals erstreckt. Die antike Gesellschaft ist auch auf dem Gipfelpunkt ihrer Entwicklung während der Kaiserzeit über diese Periode nie hinausgekommen. Das war erst der neueren Zeit, seit der Resormation, vorbehalten.

b. Die Hausiklaverei.

Aber der Grundbesit ist nichts ohne Arbeitskräfte, die ihn bebauen. Wir haben schon auf die eigenartige Arbeiterfrage hingewiesen, die aus dem Erstehen des größeren Grundbesites erwuchs. Bereits vor dem Beginn der historischen Zeit sinden wir bei den Reicheren das Suchen nach Arbeitsfrästen, die man dem Haushalt über das Bereich der durch Blutbande an ihn gesesselten Familienmitglieder hinaus einverleiben und auf die man stets zählen konnte.

Solche Arbeitskräfte waren zunächst durch Lohnarbeit nicht zu gewinnen. Wohl sinden wir schon früh Fälle von Lohns arbeit, aber immer nur als ausnahmsweise und vorübers gehende Erscheinung, etwa zur Aushilse bei Erntearbeiten. Die Produktionsmittel, die ein selbständiger Betrieb erheischte, waren zu geringfügig, als daß sie nicht eine tüchtige Familie in der Regel hätte erwerben können. Und der familiale und kommunale Zusammenhang war noch zu stark, als daß einzelne Unglücksfälle, die eine Familie trasen und sie besitzlos machten, nicht meist durch Silse von Berwandten und Nachbarn wieder autgemacht worden wären.

Gab es aber nur ein geringes Angebot von Lohnarbeitern, so auch nur eine geringe Nachfrage danach. Denn noch waren ja Haushalt und Betrieb eng vereinigt. Wollte man zufähliche Arbeiter dem Betrieb einverleiben, dann mußten sie auch dem Saushalt einverleibt werden, sie mußten nicht bloß ohne eigene Produktionsstätte, sondern auch ohne eigene Familie bleiben, ganz in einer fremden Familie aufgehen. Dazu taugten freie Arbeiter nicht. Auch noch im Mittelalter ließen fich die Sandwertsgefellen die Angehörigkeit zur Familie des Meisters nur als vorübergehendes Stadium gefallen, als übergang zur Meifterschaft und zur Begründung einer eigenen Kamilie. Dauernd ließen fich auf diefer Stufe zufähliche Arbeitsfräfte für eine fremde Familie nicht als Freie durch ein Lohnverhältnis sichern. Nur zwangsweise Feffelung konnte die erforderlichen zusätzlichen Arbeitskräfte für die größeren landwirtschaftlichen Betriebe schaffen. Diesem Zwecke biente die Sklaverei. Der Fremde galt ja für rechtlos, und bei der Kleinheit der Gemeinwesen jener Reit war der Begriff des Fremden ein weitausgedehnter. Kriege wurden nicht bloß die gefangenen Wehrmänner, son= dern oft auch die ganze Einwohnerschaft des überwundenen Landes zu Sklaven gemacht und entweder unter die Sieger verteilt oder verkauft. Aber auch im Frieden gab es Mittel. Sklaven zu erbeuten. Namentlich der Seehandel bot ein folches. Er war in seinen Anfängen vielfach mit Seeraub verbunden, und eines der meiftgesuchten Beuteobiefte bildeten arbeitsfähige und schöne Menschen, die man bei Ruftenfahrten aufgriff, wenn sie wehrlos am Strande gesunden wurden. Daneben versiel auch die Nachkommenschaft, die Sklaven mit Sklavinnen zeugten, der Sklaverei.

Materiell war die Lage dieser Sklaven anfangs keine allzu schlechte, und sie fanden sich mitunter leicht in ihr Los. Als Mitalieder eines wohlhabenden Haushaltes, vielfach der Bequemlichkeit oder dem Luxus dienend, wurden sie nicht über= mäßig angestrengt. Soweit sie produktiv arbeiteten, geschah es oft — bei den Großbauern — in Gemeinschaft mit dem Herrn: stets nur für den Selbstverbrauch der Familie, der seine bestimmten Grenzen hatte. Neben dem Charafter der Herren entschied über die Lage der Sklaven der Wohlstand ber Familien, benen fie angehörten. Sie hatten alles Interesse daran, ihn zu mehren, weil sie dadurch auch ihre eigene Lage verbefferten. Undererseits trat der Sklave durch den ftandigen persönlichen Verkehr mit seinem Herrn ihm menschlich näher und konnte ihm, wenn er Wit und Klugheit besaß, unentbehrlich, ja förmlich zum Freunde werden. Man kann bei ben antiken Dichtern zahlreiche Beispiele dafür finden, welche Freiheiten sich Sklaven ihrem Herrn gegenüber herausnahmen und mit welcher Innigkeit oft beide Teile aneinander hingen. Nicht felten wurden Stlaven zum Lohn für treue Dienste mit einem ansehnlichen Geschenk freigelassen, andere ersparten so viel, um sich loskaufen zu können. Nicht wenige aber zogen die Stlaverei der Freiheit vor, das heißt fie zogen es vor, als Mitglieder einer reichen Familie zu leben, statt, aus beren Schofie verbannt, allein eine dürftige und ungewisse Existenz zu führen.

"Man darf nicht glauben," sagt Jentsch, "daß mit dem empörenden juristischen Begriff des Sklaven im Privatleben Ernst gemacht worden wäre und daß man den Sklaven weder für einen Menschen gehalten, noch als solchen behandelt hätte; bis zum Ende des ersten Punischen Krieges haben es die Sklaven nicht schlimm gehabt. Was von der aesetzlichen Gewalt des Hausvaters über Frau und Kinder gesagt worden ist, das gilt auch von der über die Stlaven; gesetzlich unumschränkt, war sie durch Religion, Sitte, Bernunst, Gemüt und Interesse beschränkt, und der Mann, der vor dem Gesetz als eine käusliche und der Willkür des Herusschutzlos preisgegebene Sache galt, wurde auf dem Acker als treuer Arbeitsgenosse und daheim als ein Hausgenosse geschätzt, mit dem man nach gemeinsam vollbrachter Arbeit am Herdseuer gemütlich plauderte."*

Dies kamerabschaftliche Zusammenhalten war nicht auf die bäuerlichen Betriebe beschränkt. Auch die Fürsten versichteten im heroischen Zeitalter noch Handarbeiten. In der Odysse wäscht die Tochter des Königs Alkinoos mit ihren Sklavinnen die Wäsche, der Fürst Odysseus fordert einen Nebenbuhler nicht zum Duell, sondern zu einem Wettmähen und Wettpslügen heraus, und bei seiner Rücksehr in die Heimat sindet er seinen Vater im Garten mit der Schausel beschäftigt. Dasür erfreuen sich aber Odysseus und sein Sohn Telemach auch der herzlichsten Liebe ihres Sklaven, des "göttslichen Sauhirten" Eumäus, der sest davon überzeugt ist, für seine treuen Dienste hätte ihn sein Herr, wenn er heimgekehrt wäre, längst schon mit der Freiheit, einem Bauerngut und einer Ehegenossin beschenkt.

Diese Art der Sklaverei war eine der milbesten Formen der Ausbeutung, die wir kennen. Aber sie bekam ein anderes Gesicht, als sie in den Dienst des Gelderwerbes gestellt wurde, namentlich als die Arbeit in Großbetrieben aufstam, die vom Haushalt des Herrn losgelöst waren.

c. Die Sklaverei in der Warenproduktion.

Die ersten berartigen Betriebe bürften Bergwerke gewesen sein. Die Gewinnung und Verarbeitung von Mine-

^{*} Karl Jentsch, Drei Spaziergänge eines Laien ins klasssische Altertum. 1900. 3. Spaziergang, Der Römerstaat, S. 287. Bersgleiche auch den 2. Spaziergang in demselben Buche: Die Sklasverei bei den antiken Dichtern.

ralien, namentlich metallischen Erzen, eignet sich schon ihrer Natur nach schlecht dazu, bloß zum Selbstverbrauch des eigenen Haushaltes betrieben zu werden. Sobald sie nur einigermaßen entwickelt ist, liefert sie einen großen überschuß über deffen Bedürfniffe binaus: andererseits fann fie fich zu einiger Vollkommenheit nur entwickeln, wenn sie die Broduzierung größerer Massen regelmäßig betreibt, weil nur dann die Arbeiter die nötige Geschicklichkeit und Erfahrung erlangen und die nötigen Bauten sich lohnen. Schon in ber Steinzeit finden wir große Bläte, an denen die Berftellung von Steinwerfzeugen gewerbsmäßig und maffenhaft betrieben wurde, die dann durch Austausch von Gemeinde Bemeinde oder Stamm zu Stamm weiter verbreitet wurden. Diese mineralischen Produkte waren jedenfalls die ersten Waren. Sie sind wohl die ersten, die von vornherein als Waren, zum Austausch, produziert wurden.

Sobald sich an einer Fundstätte wertvoller Mineralien der Bergbau entwickelt hatte und über den primitivsten Tagbau hinausgegangen war, ersorderte er ständig größere Arbeitermassen. Das Bedürfnis danach vermochte leicht die Zahl der freien Arbeiter zu übersteigen, die aus den Reihen der Markgenossenschaft, der das Bergwerk gehörte, rekrutiert werden konnten. Die Lohnarbeit lieferte nicht dauernd zahlereiche Arbeiter, nur die Zwangsarbeit von Sklaven oder verurteilten Berbrechern sicherte die nötige Zahl von Arbeitsskräften.

Diese Sklaven produzierten aber nun nicht mehr Gebrauchsgegenstände für den begrenzten persönlichen Bedarsihres Herrn, sie arbeiteten sür seinen Gelderwerb. Sie arbeiteten nicht, damit er Maxmor oder Schwesel, Eisen oder Kupfer, Gold oder Silber in seinem Haushalt konstumiere, sondern daß er die Produkte des Bergwerks verkause und Geld dafür erhalte, jene Ware, um die man alles zu kaufen vermag, alle Genüsse, alle Macht, von der man nie zu viel haben kann. Aus den Arzusten der Kreikkenung

beitern in den Bergwerken wurde nun so viel Arbeit herausgeschunden als möglich, denn je mehr Arbeit sie leisteten, defto mehr Geld erwarb ihr Besitzer. Dabei wurden sie möglichst schlecht genährt und gekleidet. Ihre Nahrung und Kleidung mußte man ja faufen, man mußte Geld bafür ausgeben, die Sklaven im Bergwerk produzierten sie nicht felbst. Wunte der Besitzer eines reichen Haushalts mit seinem Aberfluß an Gebrauchs- und Lebensmitteln nichts anderes anzufangen, als seine Sklaven und Gaftfreunde damit reichlich zu versehen, so wurde bei der Warenproduktion jetzt der Gewinn an Geld, den der Betrieb lieferte, um so größer, je weniger die Sklaven verbrauchten. Ihre Lage verschlechterte sich um so mehr, je mehr der Betrieb zum Großbetrieb wurde, je mehr sie dadurch vom Haushalt des Herrn losgelöft, in eigenen Kafernen gehalten wurden, deren grauenhafte Kahlheit in grellem Kontrast zu dem Lurus des ersteren stand. Auch jedes persönliche Verhältnis zwischen dem Herrn und ben Sklaven ging verloren, nicht nur wegen der Trennung ihrer Arbeitsstätte von seinem Saushalt, sondern auch wegen der Maffenhaftigkeit der Arbeiter. So wird aus Athen zur Zeit des Beloponnesischen Krieges berichtet, daß Hipponifos 600 Sklaven in den thrafischen Bergwerken arbeiten ließ, Nifias 1000. Die Rechtlosiakeit des Sklaven wurde nun für ihn zu einer furcht= baren Geißel. Vermag der freie Lohnarbeiter immer noch, eine gewiffe Auswahl unter seinen Herren zu treffen und, wenigstens unter manchen, für ihn günftigen Berhältniffen. burch die Arbeitseinftellung auf seinen Berrn einen gewissen Druck auszuüben und das Schlimmste von sich abzuwenden. fo durfte der Sklave, der seinem Berrn entlief oder ihm die Arbeit verweigerte, ohne weiteres totgeschlagen werden.

Es gab nur ein Motiv, den Stlaven zu schonen, dasfelbe, weshalb man ein Arbeitsvieh schont: die Kosten des Erwerbes des Stlaven. Der Lohnarbeiter kostet nichts. Geht er bei der Arbeit zugrunde, so tritt ein anderer an seine Stelle. Der Sklave bagegen mußte gekauft werben. Ging er vorzeitig zugrunde, so verlor sein Herr babei die Kaufsumme. Aber dieses Motiv wirkte um so weniger, je billiger die Sklaven waren. Und es gab Zeiten, wo ihr Preis ungemein sank, wo ewige Kriege, äußere und innere, zahlreiche Kriegsgefangene auf die Märkte brachten.

So wurden im britten Kriege der Kömer gegen Mazebonien im Jahre 169 v. Chr. 70 Städte allein in Epirus an einem Tage geplündert und 150000 ihrer Einwohner als Sklaven verkauft.

Nach Böckh war der gewöhnliche Preis eines Sklaven in Athen 100 bis 200 Drachmen (80 bis 160 Mark). Xenophon gibt an, daß er zwischen 50 und 1000 Drachmen schwankte. Nach Appian wurden im Pontus bei einer Gelegenheit die gemachten Kriegsgefangenen um 4 Drachmen (etwas über 3 Mark!) pro Stück losgeschlagen. Joseph, den seine Brüder nach Agypten verkauften, erzielte auch nur 20 Sekel (18 Mark).*

Ein gutes Reitpferd war weit teurer als ein Sklave. Es kostete zur Zeit des Aristophanes etwa 12 Minen, sast 1000 Mark.

Diefelben Kriege, die billige Sklaven lieferten, ruinierten aber auch viele Bauern, denn die bäuerlichen Milizen bils beten damals den Kern der Heere. Mußte der Bauer Krieg führen, so verkam leicht inzwischen sein Betrieb, dem die Arbeitskräfte sehlten. Den zugrunde gegangenen Bauern blieb nichts übrig, als zum Käuberhandwerk zu greisen, wenn ihnen nicht der Abzug in eine benachbarte Stadt offen stand, in der sie als Handwerker oder Lumpenproletarier ihr Leben fristeten. So entstanden nun zahlreiche Bersbrechen und Berbrecher, die die frühere Zeit nicht gekannt hatte, und die Jagd auf die Berbrecher lieserte neue Sklaven. Denn noch waren Zuchthäuser unbekannt. Diese sind ein

^{*} Herzfeld, Handelsgeschichte der Juden des Altertums, 1894, S. 193.

Produkt der kapitalistischen Produktionsweise. Was man nicht ans Kreuz schlug, wurde zur Zwangsarbeit verurteilt.

So gab es zeitweise zahllose, äußerst billige Stlavenscharen, beren Lage eine ungemein elende war. Das bezeugen zum Beispiel die spanischen Silberbergwerke, die zu

den ergiebigsten des Altertums gehörten.

"Anfänglich," berichtet Diodor von diesen Bergwerken, "beschäftigten sich gewöhnliche Privatleute mit dem Bergbau und erwarben großen Reichtum, weil die Gilbererze nicht tief lagen und reichlich vorhanden waren. Nachher, als die Römer Herren von Iberien (Spanien) geworden waren, fand sich eine Menge Italiker bei den Bergwerken ein, die durch ihre Gewinnsucht große Reichtümer erwarben. Sie fauften nämlich eine Menge Sklaven und übergaben folche ben Aufsehern ber Bergwerksarbeiten . . . Diejenigen Stlaven, die in diesen Bergwerken zu arbeiten haben, bringen zwar ihrem Herrn unglaubliche Einfünfte ein: von ihnen felbft aber, die unter der Erde, in den Gruben Tag und Nacht ihren Körper anstrengen, sterben viele von der übermäßigen Arbeit. Denn sie haben keine Erholung ober Pause babei, sondern werden durch die Schläge ihrer Aufseher gezwungen, das härteste Ungemach zu ertragen und sich tot zu arbeiten. Einige, die genug Körperkraft und geduldigen Gleichmut haben, es auszuhalten, verlängern dadurch nur ihr Elend, deffen Größe ihnen den Tod wünschenswerter macht als das Leben. "*

Ist die patriarchalische Haussflaverei vielleicht die mildeste Form der Ausbeutung, so die Sklaverei im Dienste des Prosithungers sicher die scheußlichste.

In den Bergwerken war der Großbetrieb mit Sklaven unter den gegebenen Verhältnissen durch die Technik des Betriebs geboten. Aber mit der Zeit entstand auch ein

^{*} Diodorus Siculus, historische Bibliothek, V, 36, 38. Vergleiche das Zitat aus demselben Werk, III, 13, über die ägyptischen Goldbergwerke, auf das Marx in seinem Kapital, I, 8. Kapitel, 2, Note 43 verweist.

Bedürfnis nach Warenproduktion im großen durch Sklaven auf anderen Gebieten der Produktion. Es gab Gemeinwesen, die an friegerischer Kraft ihre Nachbarn weit überragten. Sie zogen aus bem Krieg folche Borteile, daß fie feiner nicht fatt wurden. Die Kriegführung lieferte immer wieder neue Scharen von Sklaven, die man profitabel zu beschäftigen fuchte. Solche Gemeinwesen waren aber auch mit großen Städten verbunden. Gine Stadt, die, durch ihre Lage begunftigt, ein großer Stapelvlat eines regen Sandels murbe, zog schon durch den Handel viele Menschen an und murbe, wenn fie mit dem Bürgerrecht Fremden gegenüber nicht fparfam umaing, balb reicher an Menschen, aber auch an Mitteln, wie andere Gemeinden ringsum, die sie sich unterwarf. Die Plünderung und Ausbeutung der Umgebung vermehrte noch ben Reichtum ber Stadt und ihre Ginwohnerzahl. Dieser Reichtum erweckte das Bedürfnis nach großen Bauten, teils hygienischen — Kloaken, Bafferleitungen —; teils äfthetischen und religiösen — Tempel und Theater —; teils militärischen — Ringmauern. Solche Bauten waren damals am eheften herzustellen durch große Stlavenscharen. Bauunternehmer erstanden, die gahlreiche Stlaven fauften und mit beren Arbeitstraft für ben Staat die verschiedensten Bauten ausführten. Die Großstadt erzeugte aber auch einen ausgedehnten Markt für große Lebensmittelmaffen. Den bedeutenoften Aberschuß mußte bei niedrigen Stlavenpreisen ber landwirtschaftliche Großbetrieb liefern. Freilich war damals noch von einer technischen Aberlegenheit des Großbetriebs in der Landwirtschaft nicht Die Stlavenarbeit produzierte im Gegenteil weniger als die Arbeit der freien Bauern. Aber der Sflave, beffen Arbeitstraft man nicht zu schonen brauchte, den man unbefümmert zu Tode schinden konnte, erzeugte einen grö-Beren Aberschuß über seine Erhaltungsfoften, als ber Bauer, der damals noch nicht den Segen der überarbeit begriffen hatte und an Wohlleben gewöhnt war. Dazu kam

noch der Borteil, gerade in solchen Gemeinwesen, daß der Bauer alle Augenblick durch die Pflicht der Baterlandsverteidigung vom Pfluge geholt wurde, indes der Sklave vom Kriegsdienst befreit war. So bildete sich im ökonomischen Bereich solcher großen und kriegerischen Städte der landwirtschaftliche Großbetrieb mit Sklaven. Die Karthager entwickelten ihn zu einer bedeutenden Höhe. In den Kriegen mit Karthago lernten ihn die Kömer kennen und mit den der großen Nebenbuhlerin abgenommenen Provinzen übernahmen sie auch den landwirtschaftlichen Großbetrieb, den sie dann weiter entwickelten und ausdehnten.

Endlich aber lag es in Großstädten, wo maffenhaft Sklaven des gleichen Handwerks zusammentrafen und ein guter Absakmarkt für deren Produkte vorhanden war, nahe, eine größere Anzahl solcher Sklaven zusammenzukaufen und in einem gemeinsamen Arbeitshaus an die Arbeit zu feten, bamit sie für den Markt produzierten, wie es heute in Fabrifen durch Lohnarbeiter geschieht. Indeffen haben solche Sklavenmanufakturen nur in der hellenischen Welt größere Bedeutung gewonnen, nicht in der römischen. überall aber entwickelte fich eine besondere Art der Stlaveninduftrie mit dem landwirtschaftlichen Großbetrieb, einerlei ob dieser Blantagenbetrieb mar, der nur eine besondere Spezialität, etwa Getreide, fabrikmäßig für den Markt herftellte, oder in der Hauptsache dem Selbstverbrauch der Familie, des Saushalts diente und die verschiedenartiaften Produfte lieferte, deren diefer bedurfte.

Die landwirtschaftliche Arbeit hat die Eigentümlichkeit, daß sie bloß zu gewissen Zeiten des Jahres viele Arbeitsfräste erfordert, zu anderen, namentlich im Winter, nur wenige. Das ist ein Problem auch für moderne größere landwirtschaftliche Betriebe, es war ein noch schwierigeres unter dem System der Sklavenarbeit. Denn den Lohnarbeiter kann man entlassen, wenn man ihn nicht braucht, und holen, wenn man seiner bedars. In der Zwischenzeit

möge er sehen, wo er bleibe. Dagegen konnte der größere Landwirt doch nicht jeden Berbst seine Sklaven verkaufen und im Frühjahr neue ankaufen. Das wäre ihn teuer zu fteben gekommen. Denn im Herbst hatten fie nichts und im Frühjahr fehr viel gegolten. Er mußte also suchen, sie zu beschäftigen auch in der Zeit, in der die Landwirtschaft ruhte. Noch waren die Traditionen der Vereinigung von Landwirtschaft und Industrie lebendig, noch verarbeitete ber Bauer felbst Flachs, Wolle, Leder, Holz und andere Brodufte seines Betriebs zu Kleidern und Geräten. So wurden jest auch die Sklaven des landwirtschaftlichen Großbetriebs in der Zeit der Ruhe der Landwirtschaft zu industriellen Arbeiten angehalten, zur Weberei und zur Fabrifation und Berarbeitung von Leder, zur Anfertigung von Wagen und Pflügen, zur Herftellung von Töpfereien aller Art. Aber sie produzierten bei vorgeschrittener Warenproduktion nicht bloß für den eigenen Betrieb und Haushalt, sondern auch für den Markt.

Waren die Stlaven billig, so konnten auch ihre industriellen Produkte billig sein. Geldaußgaben ersorderten sie nicht. Der Betrieb, das Latifundium, lieserte für die Arbeiter die Lebensmittel und Rohstoffe, meist auch die Werkzeuge. Und da die Sklaven auf jeden Fall während der Beit erhalten werden mußten, in der sie für die Landwirtsschaft nicht notwenig waren, wurden alle industriellen Produkte, die sie über die Bedürfnisse des eigenen Betriebs und Haushaltes hinaus produzierten, ein Aberschuß, der auch bei niedrigen Preisen einen Prosit lieserte.

Rein Wunder, daß sich ein freies, starkes Handwerf ansgesichts dieser Konkurrenz der Sklavenarbeit nicht entwickeln konnte. Die Handwerker blieben in der antiken, namentlich der römischen Welt, arme Teusel, die meist allein, ohne Gessellen, arbeiteten, in der Regel nur das ihnen gelieferte Material im Hause des Kunden oder zu Hause verarbeisteten. Von einem kraftvollen Handwerkertum, wie es sich

im Mittelalter entwickelte, ist da keine Rede. Die Zünfte bleiben schwach, die Handwerker in ständiger Abhängigkeit von ihren Kunden, meist größeren Grundbesitzern, als deren Klienten sie oft eine recht parasitenhafte Existenz an der Grenze des Lumpenproletariats führen.

Aber der Großbetrieb mit Sklaven war gerade nur imstande, ein Erstarken des Handwerks und eine Entwicklung seiner Technik zu hindern, die im Altertum stets auf einer niederen Stuse blieb, der Armut des Handwerkers entspreschend: dessen Geschicklichkeit konnte unter Umständen ungemein hoch steigen, seine Werkzeuge blieben stets kümmerlich und primitiv. Aber dasselbe war der Fall im Großbetrieb selbst. Die Sklaverei wirkte auch in diesem hemmend auf jede technische Entwicklung.

d. Die technische Rückständigkeit ber Sklaven= wirtschaft.

In der Landwirtschaft bedeutete der Großbetrieb damals noch nicht eine Bedingung höherer Leiftungsfähigkeit, wie im Bergbau. Wohl erzeugte die zunehmende Warenproduftion eine fortschreitende gesellschaftliche Arbeitsteilung auch in der Landwirtschaft: manche Betriebe warfen sich auf Körnerbau, andere auf Viehzucht usw. Auch erstand mit dem Großbetrieb schon die Möglichkeit seiner Leitung durch wissen= schaftlich gebildete Männer, die über die bäuerliche Routine hinausragten. In der Tat finden wir denn in den Ländern des landwirtschaftlichen Großbetriebs, fo bei den Karthagern, dann bei den Römern, bereits eine Theorie der Landwirtschaft, die so hoch stand, wie die europäische im achtzehnten Sahrhundert. Aber es fehlten die Arbeitsfräfte, die vermöge dieser Theorie den Großbetrieb über den bäuerlichen Betrieb hinaus erhoben hätten. Schon die Lohnarbeit steht hinter der Arbeit des freien Landeigentumers an Intereffe und Sorgfalt zurud, fo daß fie nur dort lohnend wird, wo der Großbetrieb technisch dem Kleinbetrieb bedeutend

überlegen ist. Aber der Stlave im Großbetrieb, der nicht im patriarchalischen Familienverhältnis steht, ist ein noch weit unwilligerer, ja geradezu ein auf den Schaden des Herrn erpichter Arbeiter. Schon in der Hausstlaverei galt die Arbeit des Stlaven nicht als ebenso ausgiedig, wie die des freien Eigentümers. Odnsseus bemerkt bereits:

"Dienende, wenn nicht mehr ein gebietender Herrscher sie antreibt, Werden sosort saumselig, zu tun die gebührende Arbeit. Schon ja die Hälfte der Tugend entrückt Zeus waltende Vorsicht Einem Mann, sobald nur der Knechtschaft Tag ihn ereilet!"

Wie ganz anders erst Stlaven, die täglich bis aufs Blut gepeinigt wurden, die voll Berzweiflung und Haß dem Herrn gegenüberstanden! Der Großbetrieb hätte dem Kleinbetrieb technisch gewaltig überlegen sein müssen, wollte er mit gleicher Arbeiterzahl dasselbe Resultat erzielen wie dieser. Aber er war ihm nicht nur nicht überlegen, er stand ihm vielsach nach. Die Stlaven, selbst mißhandelt, ließen ihre ganze Wut an dem Arbeitsvieh aus, das nicht gedieh. Ebenso war es unmöglich, ihnen seinere Wertzeuge in die Hand zu geben.

Schon Mary hat darauf hingewiesen. Er fagt von der

"auf Sklaverei gegründeten Produktion":

"Der Arbeiter soll sich hier, nach dem treffenden Ausdruck der Alten, nur als instrumentum vocale (sprechendes Werfzeug) von dem Tier als instrumentum semivocale (stimmbegabtes aber sprachloses Wertzeug) und dem toten Arbeitszeug als instrumentum mutuum (stummes Wertzeug) unterscheiden. Er selbst läßt aber Tier und Arbeitszeug fühlen, daß er nicht ihresgleichen, sondern ein Mensch ist. Er verschafft sich das Selbstgefühl seines Unterschiedes von ihnen, indem er sie mißhandelt und con amore verwüstet. Es gilt daher als ökonomisches Prinzip in dieser Produktionsweise, nur die rohesten, schwerfälligsten, aber gerade wegen ihrer unbehilflichen Plumpheit schwer zu ruinierenden Arbeitseinstrumente anzuwenden. Bis zum Ausbruch des Bürgers

friegs fand man daher in den am Meerbusen von Meriko liegenden Stlavenstaaten Pflüge altchinesischer Konstruftion, die den Boden aufwühlen wie ein Schwein oder ein Maulwurf, aber ihn nicht spalten oder wenden. . . In seinem "Sea Bord Slave States" erzählt Olmstedt unter anderem: .Man zeigt mir hier (in diesen Sklavenstaaten) Werkzeuge, die bei uns fein vernünftiger Mensch einem Arbeiter, für den er Lohn zahlt, aufhalfen würde; deren außerordent= liche Schwere und Plumpheit muß meines Erachtens die Arbeit mindeftens um gehn Prozent größer machen, als die bei uns üblichen Wertzeuge. Aber ich bin auch überzeugt, daß, angesichts der Achtlosigkeit und Ungeschicklichkeit, mit der sie die Sklaven benutzen müffen, es unwirtschaftlich wäre, ihnen weniger schwere und robe Werkzeuge in die Sand zu geben, und daß Geräte, wie wir fie ftändig und mit Vorteil unseren Arbeitern in die Hand geben, nicht einen Tag in einem Kornfeld Birginiens aushalten würden, tropdem der Boden dort leichter und freier von Steinen ift als bei uns. Auch wenn ich frage, warum dort überall Maultiere an Stelle von Pferden in den Farmen gehalten werden, wird mir als erfter Grund dafür, und ein= geftandenermaßen der triftigste, angegeben, daß Bferde die Behandlung nicht aushalten, der sie von den Regern ausgesetzt werden. Pferde werden bei ihnen bald lahm oder fteif, indes Maultiere es aushalten, wenn man fie mit Knütteln schlägt, oder sie hie und da ein= oder zweimal fein Futter bekommen, und fie erfälten fich nicht und werden nicht frank, wenn man sie vernachlässigt und überanstrengt. Aber ich brauche nur zum Fenster des Zimmers zu gehen. in dem ich schreibe, um fast jedesmal eine Behandlung der Tiere zu sehen, die in den Nordstaaten unfehlbar zur so= fortigen Entlaffung des Kutschers durch den Farmer führen würde." (Rapital, I, 2. Aufl., S. 185.)

Unintelligent, verdroffen, schabenfroh, darauf erpicht, dem verhaßten Peiniger zu schaden, wo sich eine Gelegenheit

bot, produzierte die Sklavenarbeit des Latifundiums weit weniger, als die bäuerliche Wirtschaft. Schon Plinius hat im ersten Sahrhundert unserer Zeitrechnung darauf hingewiesen, wie fruchtbar die Acker Staliens waren, als noch Feldherren es nicht verschmähten, fie felbst zu bebauen, und wie widerspenftig die Mutter Erde wurde, als man sie von gefesselten und gebrandmarkten Sklaven mißhandeln ließ. Diese Art Landwirtschaft mochte unter Umständen einen größeren überschuß abwerfen, als die bäuerliche Wirtschaft, sie konnte auf keinen Fall ebensoviele Menschen im Wohlstand erhalten. Indessen, solange der Kriegszuftand mährte, in dem Rom die ganze Welt um das Mittelmeer herum in ständiger Unruhe erhielt, dauerte die Ausdehnung der Sklavenwirtschaft, aber auch der Niedergang des dadurch erdrückten Bauernstandes fort, da ja der Krieg den Großarundbesitzern, die ihn leiteten, reiche Beutc, neue Landstriche und Unmaffen billiger Sflaven brachte.

Wir finden so im Kömerreich eine ökonomische Entwicksung, die der modernen äußerlich auffallend gleicht: Rückgang des Kleinbetriebs, Fortschreiten des Großbetriebs und noch raschere Zunahme des großen Grundbesitzes, der Latisfundien, die den Bauern enteignen und wo sie ihn nicht durch Plantagenwirtschaft oder sonstige Großbetriebe ersetzen, ihn doch aus einem freien Eigentümer in einen abhängigen Pächter verwandeln.

Pöhlmann zitiert in seiner Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus unter anderem "Die Klage des Armen gegen den Reichen" aus der pseudoquintilianisschen Sammlung von Deklamationen, in der das Anwachsen der Latifundien sehr gut geschildert wird. Es ist die Klage eines verarmten Bauern, der jammert:

"Ich bin nicht von Anfang an der Nachbar eines reichen Mannes. Rings um mich saßen auf zahlreichen Höfen gleich begüterte Besitzer, die in nachbarlicher Eintracht ihren bescheidenen Besitz bebauten. Wie ganz anders jett! Das Land, das einst alle diese Burger nährte, ift eine einzige große Pflanzung, die einem einzigen Reichen gehört. Sein But hat feine Grenzen nach allen Seiten hinausgerückt; die Bauernhöfe, die es verschlungen hat, find dem Erdboden gleichgemacht, und die Beiligtumer der Bater zerftort. Die alten Eigentümer haben vom Schukgott des Vaterhauses Abschied genommen, sie mußten mit Frauen und Kindern in die Ferne ziehen. Einförmige Art herrscht über der weiten Fläche. Überall schließt mich der Reichtum wie mit einer Mauer ein, hier der Garten des Reichen, dort seine Felder. Sier seine Weinberge, dort seine Wälder und Triften. Auch ich wäre gerne fortgezogen, aber ich konnte keinen Fleck Landes finden, wo ich nicht einen Reichen zum Nachbarn gehabt hatte. Denn wo ftogt man nicht auf den Privatbesitz der Reichen? Sie begnügen sich nicht einmal mehr damit, ihre Güter so weit auszudehnen, bis sie, wie ganze Völkerschaftsgebiete, in Flüffen und Bergen eine natürliche Grenze finden, sondern sie bemächtigen sich auch noch der entlegensten Gebirgseinöben und Balber. Und nirgends findet dieses Umsichgreifen ein Ziel und eine Schranke, als bis der Reiche auf einen anderen Reichen ftößt. Auch das gehört endlich zu der schimpflichen Mißachtung, welche die Reichen uns Armen zuteil werden lassen, daß fie es nicht einmal der Mühe wert finden, zu leugnen, wenn sie sich an uns vergriffen haben." (II. S. 582, 583.)

Pöhlmann sieht darin eine Zeichnung der Tendenzen "des extremen Kapitalismus überhaupt". Aber die Ahnslichkeit dieser Entwicklung mit der des modernen Kapitalismus und seiner Konzentration der Kapitalien ist eine rein äußerliche und es führt völlig irre, wenn man beide einsander gleichsett. Wer tieser geht, sindet vielmehr einen völligen Gegensah der Entwicklung hier und dort. Vor allem schon darin, daß die Konzentrationstendenz, das Streben nach Verdrängung der kleineren Betriebe durch größere, sowie nach wachsender Abhängigkeit der kleinen

Betriebe von den Besitzern großer Reichtumer heute vornehmlich in der Industrie zutage tritt, viel weniger in der Landwirtschaft, indes im Altertum das Umgekehrte stattfand. Dann aber vollzieht sich die überwindung des kleineren Betriebs durch den größeren heute namentlich durch den Konkurrengkampf, der die größere Broduktivität des mit mächtigen Maschinen und Anlagen ausgestatteten Betriebs zur Geltung bringt. Sie vollzog sich im Altertum durch die Lähmung der freien Bauern, die der Kriegsdienft erdrückte, und durch die größere Billigkeit der Arbeitskräfte, die bei maffenhafter Stlavenzufuhr den Befigern größerer Geldmittel zur Verfügung ftanden, endlich durch den Wucher, von dem wir noch reden werden, lauter Faktoren, die die Produktivität der Arbeit verminderten, statt sie zu heben. Für die Entwicklung und Anwendung des Maschinenwesens fehlten im Altertum die Voraussetzungen. Noch hatte das freie Handwerk sich nicht so hoch entwickelt, um maffenhaft freie, geschickte Arbeitskräfte zu liefern, die bereit waren, sich um Arbeitslohn dauernd in großer Zahl zu verdingen, Arbeitsfräfte, die allein imstande waren, Maschinen zu erzeugen und ihre Unwendung zu ermöglichen. Es fehlte daher auch der Antrieb für die Denker und Forscher, Maschinen zu erfinden, die doch ohne praktische Anwendung geblieben wären. Sobald aber einmal Maschinen erfunden find, die in der Produktion erfolgreich wirken können, und zahlreiche freie Arbeitsfräfte auftreten, die fich danach brängen, bei ber Erzeugung und Anwendung ber Maschinen beschäftigt zu werden, wird die Maschine eine der wichtigsten Waffen im Konkurrenzkampf der Unternehmer untereinander. Stete Bervollfommnung und Bergrößerung der Maschine ift die Folge, damit wächst die Produktivität der Arbeit, wächst der Aberschuß über den Arbeitslohn, den sie liefert, wächst aber auch die Notwendigkeit, einen Teil dieses überschusses anzusammeln, zu akkumulieren, um bamit neue, beffere Maschinen anzuschaffen, wächst endlich auch die Notwendigkeit, den Markt ständig zu erweitern, da ja die verbefferte Maschinerie immer mehr Produkt liesert, das untergebracht werden soll. So sührt das dahin, daß das Kapital ununterbrochen zunimmt, daß auch die Produktion der Produktionsmittel einen immer größeren Raum in der kapitallistischen Produktionsweise einnimmt, daß diese daher, um die mit den vermehrten Produktionsmitteln geschaffenen vermehrten Konsummittel prositadel loszuwerden, immer wieder neue Märkte suchen muß, so daß man sagen kann, sie habe sich im Lause eines Jahrhunderts, des neunzehnten, die ganze Welt erobert.

Ganz anders war die Entwicklung im Altertum. Wir haben gesehen, daß man den Stlaven im Großbetrieb nur die plumpsten Werfzeuge in die Hand geben, daß man nur die rohesten und unintelligentesten Arbeiter dabei verwenden konnte, daß also nur die äußerste Billigkeit des Sklavenmaterials den Großbetrieb einigermaßen rentabel machte. Das erzeugte in den Unternehmern der Großbetriebe einen steten Drang nach Krieg, als dem wirksamsten Mittel, sich billige Sklaven zu verschaffen, und nach steter Ausdehnung des Staatsgebiets. Daraus erwuchs feit den Kriegen gegen Rarthago einer der mächtigsten Antriebe der römischen Eroberungspolitif, die binnen zwei Sahrhunderten alle Länder um das Mittelmeer herum unterwarf und sich zur Zeit Christi anschickte, nachdem sie Gallien, das jekige Frankreich, unterjocht hatte, auch Deutschland zu fnechten, dessen traftvolle Bevölkerung so treffliche Sklaven lieferte.

In dieser Unersättlichseit, diesem steten Drang, sein Ausbeutungsgebiet zu erweitern, glich allerdings der antise Großbetrieb dem modernen, keineswegs aber in der Art und Beise, wie er die Aberschüffe anwendete, die ihm die wachssenden Stlavenscharen lieserten. Der moderne Kapitalist muß, wie wir gesehen haben, seinen Prosit zum großen Teil aksumulieren, zur Verbesserung und Erweiterung seines Betriebs anwenden, will er nicht von der Konkurrenz überholt

und geschlagen werden. Das hatte der antike Sklavenbesitzer nicht nötig. Die technische Grundlage, auf der er produzierte, war keine höhere, eher eine niedrigere als die des Kleinbauern, den er verdrängte. Sie war nicht in steter Umwälzung und Erweiterung begriffen, sondern blieb sich stets gleich. Alle überschüsse über die einmal gegebenen Kosten und die Ersezung oder Abnüzung von Wertzeugen, Bieh und Sklaven hinaus durste daher der Sklavenbesitzer zum Genießen verwenden, auch wenn er kein Verschwender war.

Wohl konnte man Geld im Handel und Bucher oder in neuen Grundstücken anlegen und so vermehrten Gewinn baraus ziehen, aber auch dieser konnte schließlich keine andere Berwendung sinden, als den Genuß. Das Aufhäusen von Kapital zum Zwecke der Produktion neuer Produktionsmittel über das gegebene Maß hinaus, wäre sinnlos gewesen, weil diese vermehrten Produktionsmittel keine Berwendung gestunden hätten.

Je mehr die Latifundien die Bauern verdrängten, je größere Maffen von Grundbefit und von Stlaven fich in einer Sand vereinigten, um so mehr wuchsen die überschüffe, die Schätze, die einzelnen zur Verfügung ftanden und mit benen diese nichts anderes anzufangen wußten, als sie zum Genießen zu verwenden. Kennzeichnet der Drang nach Unbäufung von Rapital den modernen Rapitaliften, fo die Genuksucht den vornehmen Römer der Raiserzeit, der Zeit, in der das Chriftentum entstand. Die modernen Kapitaliften haben Kapitalien aufgehäuft, benen gegenüber die Reichtümer ber reichften antiken Römer winzig erscheinen. Als der Krösus unter diesen gilt Neros Freigelaffener Narsiß mit einem Bermögen von faft 90 Millionen Mark. Was will das fagen gegenüber den 4000 Millionen, die einem Rockefeller zugeschrieben werden? Aber die Berschwendung, welche die amerikanischen Milliardäre treiben, läßt sich bei aller Tollheit kaum vergleichen mit der ihrer römischen Borgänger, die bei ihren Mahlzeiten Nachtigallenzungen auftrugen und kostbare Perlen in Essig auflösten.

Mit dem Luxus stieg natürlich auch die Zahl der Saussklaven, die man zur persönlichen Bedienung brauchte, um so mehr, je billiger das Sklavenmaterial wurde. Horaz meint in einer seiner Satiren, das geringste, mas ein in leidlichen Umftanden Lebender brauche, feien gehn Stlaven. In einem vornehmen Haushalt konnte ihre Zahl in die Tausende steigen. Steckte man die Barbaren in die Bergwerke und Plantagen, so die feiner gebildeten, namentlich griechischen Stlaven in die "ftadtische Familie", das heißt den ftädtischen Haushalt. Nicht nur Röche, Schreiber, Musiker, Bädagogen, Schauspieler, sondern auch Arzte und Philosophen wurden als Sklaven gehalten. Im Gegensatz zu ben Stlaven, die dem Gelderwerb dienten, hatten diefe meift nur eine geringe Arbeitslaft zu tragen. Der größte Teil von ihnen waren ebenso große Tagediebe, wie nunmehr ihre Berren. Aber die zwei Umftande gingen verloren, die ehes dem dem Familienstlaven in der Regel aute Behandlung verschafft hatten: sein hoher Preis, der ihn zu schonen hieß, und das kameradschaftliche Verhältnis zum Herrn, mit dem ber Sklave zusammen arbeitete. Jett, bei dem großen Reichtum des Herrn und der Billigkeit der Sklaven, legte man sich nicht den geringsten Zwang mehr ihnen gegenüber an. Für die große Masse der Haussklaven hörte aber auch jedes versönliche Verhältnis mit dem Herrn auf; dieser kannte sie faum. Und wenn herr und Diener nun einander verfonlich näher traten, geschah es nicht bei der Arbeit, die gegenseitige Achtung erzeugte, sondern bei Schwelgereien und Lastern, die der Müßiggang und übermut erzeugte und die den Herrn wie den Dienern gegenseitige Mißachtung beibrachten. Müßig, oft gehätschelt, waren die Sklaven des Haufes doch schuklos jeder üblen Laune, jedem Rornesausbruch preisgegeben, die für sie schnell gefährliche Dimensionen annahmen. Bekannt ift die Untat des Vedius Pollio. deffen Stlave ein Kriftallgefäß zerschlagen hatte, wofür jener ihn den Muränen zum Fraß vorzuwerfen befahl, als Leckerbissen geschätzten Raubsischen, die er in einem Teiche hielt.

Mit diesen Hausstlaven wuchs die Zahl der unprodutstiven Elemente in der Gesellschaft sehr stark an, deren Scharen gleichzeitig durch das Anwachsen des großstädtischen Lumpenproletariats geschwellt wurden, in dem die Mehrheit der freigesetzten Bauern unterging. Und das vollzog sich, während gleichzeitig die Ersetzung der freien Arbeit durch Stlavenarbeit in vielen produktiven Tätigkeiten die Produktivität der Arbeit stark herabsetzte.

Je mehr Mitalieder aber ein Haushalt gahlte, defto leichter murde es, für diesen Produkte von eigenen Arbeitern herstellen zu lassen, die der kleine Haushalt hatte kaufen müffen, manche Kleidungsstücke und Hausrat. Das führte zu einer erneuten Ausdehnung der Produktion für den Selbstgebrauch in der Familie. Aber man darf diese spätere Form der Familienwirtschaft der reichen Leute nicht mit der ursprünglichen einfachen Familienwirtschaft verwechseln, die auf dem fast völligen Fehlen der Warenproduktion begründet war, und die gerade die wichtigsten und unentbehrlichsten Bedarfsmittel felbst erzeugte, nur Werkzeuge und Luxusmittel faufte. Die zweite Form der Produktion für den Selbst= gebrauch in der Familie, wie wir sie am Ende der romischen Republik und zur Kaiserzeit in den Haushaltungen der Reichen finden, beruhte gerade auf der Warenproduttion, der Produktion der Bergwerke und Latifundien für den Markt; sie selbst diente vornehmlich der Luxusproduktion.

Durch diese Art Ausdehnung der Produktion für den Selbstgebrauch wurde das freie Handwerk geschädigt, dem die mit Sklaven in Gang gehaltenen Industriebetriebe der Städte und der Latifundien ohnehin Abbruch taten. Relastiv mußte es abnehmen, das heißt, es mußte die Zahl der freien Arbeiter im Verhältnis zu den Sklaven auch im Handwerk stark zurückgehen. Absolut mochten indes trops

dem in manchen Gewerben die freien Arbeiter zunehmen, dank der Zunahme der Verschwendung, die eine wachsende Nachfrage nach Gegenständen der Kunft, des Kunsthandwerks, aber auch bloßer Üppigkeit, wie Salben und Poma-

den, erzeugte.

Wer den Wohlstand der Gesellschaft nach dieser Berschwendung beurteilt, wer sich also auf den beschränkten Standpunkt ber römischen Cafaren und Großgrundbefiger und ihres Anhanges an Höflingen, Künftlern und Literaten stellt, dem erscheint freilich zur Zeit des Kaifers Augustus die gesellschaftliche Situation als glänzend. Unendliche Reichtümer strömten in Rom zusammen, einzig zu dem Zwecke, dem Genießen zu dienen; genuffrohe reiche Praffer taumelten von Fest zu Fest, mit vollen Sanden mitteilend von ihrem überfluffe, den für sich allein zu verbrauchen ihnen ganz unmöglich war. Biele Künftler und Gelehrte erhielten von den Mäzenaten materielle Mittel in ausgiebigem Maße, riefige Bauten entstanden, beren ungeheure Größe und fünftlerisches Ebenmaß wir heute noch anstaunen, Die ganze Welt schien Reichtum aus allen Boren zu schwigen - und boch war biefe Gesellschaft damals schon dem Tode aeweiht.

e. Der ökonomische Niedergang.

Eine Ahnung davon, daß es abwärts ging, erstand frühzeitig in den herrschenden Klassen, die ausgeschaltet wurden aus jeder Tätigkeit, alle Arbeit immer mehr von Sklaven besorgen ließen, selbst die Wissenschaft, selbst die Politik. In Griechenland hatte die Sklavenarbeit zunächst dazu gezdient, den Herren volle Muße zu gewähren für die Verwaltung des Staates und das Nachdenken über die wichtigsten Probleme des Lebens. Aber je mehr sich die Überzschüsse, die Ausdehnung der Latisundien und die Vermehrung der Sklavenmassen in den Händen weniger vereinigt wurz

den, desto mehr wurde das Genießen, die Verschwendung dieser überschüffe die vornehmste gesellschaftliche Funktion der herrschenden Klassen, desto mehr entbrannte unter ihnen der Konkurrenzkampf der Verschwendung, der Wetteifer, einander an Glanz, Appigkeit, Nichtstun zu überbieten. Das vollzog sich in Rom noch leichter als in Griechenland, weil jenes in seiner Kulturhöhe verhältnismäßig rückständiger war, als es diefe Produktionsweise erreichte. Die griechische Macht hatte sich hauptsächlich barbarischen Bölkern gegenüber ausgedehnt, bagegen mar fie in Kleinafien und Agnpten auf ftarke Hinderniffe gestoßen. Ihre Sklaven waren Barbaren. von denen die Griechen nichts lernen konnten, denen sie nicht die Staatsverwaltung überlassen durften. Und die Reichtümer, die man aus den Barbaren herauszuholen vermochte, waren relativ gering. Die Kömerherrschaft dehnte sich dagegen rasch über die ganzen uralten Kulturstätten bes Oftens bis nach Babylonien (ober Seleufia) hin aus; aus diesen neu eroberten Provinzen zogen die Römer nicht bloß unendliche Reichtumer, sondern auch Sklaven, die ihren Berren an Wiffen überlegen waren, von denen diefe zu lernen hatten, denen sie leicht die Staatsverwaltung überlaffen durften. Un Stelle der großgrundbesitenden Ariftofraten als Verwalter des Staates traten in der Raiserzeit immer mehr Sklaven des kaiferlichen Hauses und ehemalige Sflaven des Raifers, Freigelaffene, die dem früheren Berrn vervflichtet blieben.

So blieb den Latifundienbestigern und ihrem zahlreichen Anhang an Schmarogern keine andere Funktion in der Gessellschaft übrig als die des Genießens. Aber der Mensch wird gegen jeden Reiz abgestumpst, der dauernd auf ihn einwirkt, gegen die Freude wie gegen den Schmerz, gegen die Wollust wie gegen die Todesfurcht. Das ununtersbrochene bloße Genießen, das keine Arbeit, kein Kampfunterbrach, erzeugte zunächst eine stete Jagd nach neuen Genüssen, durch die man die alten zu überbieten, die abs

gestumpften Nerven aufs neue zu kitzeln suchte, was zu den unnatürlichsten Lastern, zu den ausgefuchtesten Graufam= keiten führte, aber auch die Verschwendung aufs höchste und sinnloseste steigerte. Alles hat jedoch seine Grenzen und war der einzelne einmal so weit, aus Mangel an Mitteln ober an Kräften, infolge finanziellen oder körperlichen Banfrotts, daß er nicht mehr die Genüffe zu fteigern vermochte, bann trat bei ihm ber schlimmfte Ratenjammer, Efel vor jedem Genuß, ja völliger Lebensüberdruß ein, das Empfinden, daß alles irdische Dichten und Trachten eitel sei — vanitas, vanitatum vanitas. Berzweiflung, Todessehnsucht, aber auch die Sehnsucht nach einem neuen, höheren Leben trat ein so tief wurzelte jedoch die Abneigung gegen die Arbeit in den Gemütern, daß auch dies neue, ideale Leben nicht als ein Leben freudiger Arbeit gedacht wurde, fondern als eine völlig tatlofe Seligkeit, die ihre Freude nur daraus zog, daß sie von allen Schmerzen und Enttäuschungen der leiblichen Bedürfnisse und Genüsse befreit mar.

In den besten unter den Ausbeutern erstand aber auch ein Gefühl der Scham darüber, daß ihr Wohlleben sich ausbaute auf dem Untergang zahlreicher freier Bauern, auf der Mißhandlung Tausender von Stlaven in den Bergwerfen und Latisundien. Der Katenjammer erweckte auch Mitleid mit den Stlaven — ein seltsamer Widerspruch gegen die rücksichtslose Grausamkeit, mit der man damals über deren Leben verfügte —, wir erinnern nur an die Gladiatorenspiele. Endlich erweckte der Katenjammer auch Abscheu gegen die Gier nach Gold, nach Geld, die damals schon die Welt beherrschte.

"Wir missen," ruft Plinius im 33. Buche seiner Naturgeschichte, "daß Spartakus (der Führer eines Sklavenaufstandes) in seinem Lager verbot, Gold oder Silber bei sich zu führen. Wie sehr übertreffen uns unsere entlausenen Sklaven an Geistesgröße! Der Redner Messala schreibt, der Triumvir Antonius habe sich zu aller schmuzigen Nots

durft goldener Gefäße bedient. . . Untonius, der das Gold zur Schändung der Natur so herabwürdigte, hätte die Achtung verdient. Aber es hätte ein Spartakus sein müssen, der ihn ächtete."

Unter dieser herrschenden Klaffe, die teils in toller Benuffucht, Geldgier und Graufamkeit verkam, teils von Mitleid mit den Armen und Abscheu vor Geld und Genuß, ja von Todesfehnsucht erfüllt wurde, breitete sich eine ungeheure Schar von arbeitenden Sklaven aus, die schlechter gehalten wurden, als unsere Lafttiere, aus den verschieden= ften Bölfern zusammengeholt, vertiert und verroht burch die stete Mißhandlung, durch das Arbeiten in Retten, unter Beitschenhieben, voll Erbitterung, Rachsucht und Hoffnungslosigkeit, ftets zu gewaltsamer Empörung geneigt, aber durch den intellektuellen Tiefstand ihrer barbarischen Elemente, der Mehrheit unter ihnen, außerstande, die Ordnung des gewaltigen Staatswesens umzustürzen und eine neue zu begründen, wenn auch einzelne hervorragende Beifter unter ihnen berartiges anstreben mochten. Die einzige Art der Befreiung, die ihnen gelingen konnte, war nicht ber Umfturg ber Gesellschaft, sondern die Flucht aus der Gesells schaft, die Flucht entweder ins Verbrechertum, das Räubertum, beffen Scharen fie immer wieder schwellten, ober bie Flucht über die Reichsgrenze zu den Reichsfeinden.

über diesen Millionen der unglückseligken aller Menschen wieder erhoben sich viele Hunderttausende von Sklaven, oft in üppigkeit und Wohlleben, stets die Zeugen und Objekte des wüstesten und wahnsinnigsten Sinnentaumels, Mithelser bei jeder erdenklichen Korruption und entweder von dieser Korruption erfaßt und ebenso verderbt wie ihre Herren, oder, ebensalls wie viele dieser und oft noch früher als sie, weil sie die bittere Seite des Genußlebens weit eher zu verkosten bekamen, aus tiefste angeekelt von der Verderbnis und dem Genußleben und voll Sehnsucht nach einem neuen, reineren, höheren Leben.

Und neben allen diesen wimmelten noch Hunderttausende von freien Bürgern und freigelassenen Stlaven, zahlreiche, aber dürftige überreste der Bauernschaft, verelendete Pächter, armselige städtische Handwerker und Lastträger, sowie endelich großstädtische Lumpenproletarier, mit der Kraft und dem Selbstbewußtsein des freien Bürgers, und doch ötonomisch überslüssig in der Gesellschaft, ohne jegliches Heim, ohne jegliche Sicherheit, völlig auf die Abfälle angewiesen, die ihnen die großen Herren aus ihrem übersluß zuwarsen, aus Freigebigkeit oder Furcht, oder aus dem Bunsch nach Ruhe.

Wenn das Evangelium des Matthäus Jesus von sich sagen läßt: "Die Füchse haben ihre Höhlen und die Bögel der Luft ihre Nester, der Menschensohn aber hat nichts, wo er sein Haupt hinlegen könnte" (8, 20), so spricht es bloß für die Berson Jesu einen Gedankengang aus, dem Tiberius Gracchus bereits 130 Jahre vor Christi Gedurt für das ganze Proletariat Roms Ausdruck gegeben hatte: "Die wilden Tiere Italiens haben ihre Höhlen und ihre Lager, auf denen sie ruhen, die Männer aber, die für Italiens Herrschaft kämpsen und sterben, besitzen nichts als Luft und Licht, weil man ihnen diese nicht rauben kann. Ohne Hütte und Obdach irren sie mit Weib und Kind umher."

Ihr Elend und die stete Unsicherheit ihrer Existenz mußte sie um so mehr erbittern, je schamloser und üppiger der Reichtum der Großen demgegenüber zur Schau getragen wurde. Grimmiger Klassenhaß der Armen gegen die Reichen entstand, aber dieser Klassenhaß war ganz anderer Art als der des modernen Proletariers.

Auf der Arbeit des letteren beruht heute die ganze Gesellschaft. Er braucht diese Arbeit bloß einzustellen, und sie erbebt in ihren Grundsesten. Der antike Lumpenproletarier leistete keine Arbeit, und selbst die Arbeit der Reste freier Bauern und Handwerker war nicht unentbehrlich. Die Gesellschaft lebte damals nicht vom Proletariat, sondern das

Proletariat lebte von der Gesellschaft. Es war vollständig überflüssig und mochte völlig verschwinden, ohne sie zu bedrohen. Im Gegenteil, es konnte sie dadurch nur erleichtern. Die Arbeit der Sklaven war die Grundlage, auf der die Gesellschaft ruhte.

Der Gegensatz zwischen dem Kapitalisten und dem Proletarier spielt sich heute in der Fabrik, der Werkstelle ab. Es ist die Frage, wer die Produktion beherrschen soll, die Besitzer der Produktionsmittel oder die Besitzer der Arbeitsskraft. Es ist ein Kampf um die Produktionsweise, ein Streben, eine höhere Produktionsweise an Stelle der bes

ftehenden zu setzen.

Darum war es dem antiken Lumpenproletarier nicht zu tun. Er arbeitete überhaupt nicht und wollte nicht arbeiten. Was er verlangte, war Anteil an den Genüffen der Reichen, eine andere Verteilung der Genußmittel, nicht der Produktionsmittel, eine Plünderung der Reichen, nicht eine Anderung der Produktionsweise. Die Leiden der Sklaven in den Bergwerken und Plantagen ließen ihn ebenso kalt, wie etwa die von Lasttieren.

Noch weniger konnte es den Bauern und Handwerkern einfallen, eine höhere Produktionsweise anzustreben. Sie tun das nicht einmal heute. Ihr Traum war im besten Falle die Wiederherstellung der Vergangenheit. Aber sie standen den Lumpenproletariern so nahe und deren Ziele waren auch für sie so verführerisch, daß sie ebenfalls nichts anderes wünschten und ersehnten als jene: ein arbeitsloses Leben auf Kosten der Reichen; Kommunismus durch Plünderung der Reichen.

So gab es in der römischen Gesellschaft am Ende der Republik und während der Kaiserzeit wohl ungeheure soziale Gegensäße, wohl viel Klassenhaß und Klassenkämpfe, Empörungen und Bürgerkriege, wohl ein unendliches Sehnen nach einem anderen, besseren Leben, nach einer überwindung der bestehenden Gesellschaftsordnung, aber keine

Beftrebungen nach Einführung einer neuen, höheren Probuktionsweise.*

Die moralischen und intellektuellen Bedingungen dafür waren nicht gegeben, es gab keine Klasse, die das Bissen, die Takraft, die Arbeitssreudigkeit und die Selbstslosigkeit besessen hätte, um einen wirksamen Drang nach einer neuen Produktionsweise entwickeln zu können, es sehlten aber auch die materiellen Vorbedingungen, um auch nur die Fdee einer solchen aussommen zu lassen.

Wir haben ja gesehen, wie die Sklavenwirtschaft technisch keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt bedeutete, wie fie nicht bloß die Herren entnervte und zur Arbeit untauglich machte, nicht bloß die Zahl der unproduftiven Arbeiter in der Gesellschaft vermehrte, sondern auch die Produktivität der produktiven Arbeiter herabsetzte und die Fortentwicklung der Technik hemmte — mit Ausnahme vielleicht einiger Luxusproduktionen. Verglich man die neue Produktionsweise der Stlavenwirtschaft mit ber von ihr zurückgebrängten und niedergebrückten freien Bauernwirtschaft, dann mußte man darin einen Abstieg seben, keinen Aufstieg. So kam man zur Anschauung, die alte Zeit sei die bessere, die goldene gewesen, die Zeitalter würden immer schlechter. Ift der fapitalistischen Zeit mit ihrem steten Streben nach Berbesserung der Produktionsmittel die Anschauung vom unbegrenzten Fortschritt ber Menschheit eigen, neigt sie bazu, die Vergangenheit möglichst schwarz und die Zukunft mög-

^{*} In ganz sinnloser Beise sett Pöhlmann in seiner schon zitierten "Geschichte des antiken Rommunismus und Sozialismus" die Klassenkämpfe der antiken Proletarier, ja der verschuldeten Ugrarier, die Schuldentilgungen der Junker, die Plünderungen und Bodenverteilungen durch die Besitzlosen auf eine Stuse mit dem modernen Sozalismus, um zu beweisen, daß die Diktatur des Proletariats unter allen Umständen nichts bewirkt als Sengen und Brennen, Morden und Schänden, Teilen und Schwelgen. Die Beisheit des Erlanger Prosessischen Zitaten aufgeputzt.

lichst rosig zu sehen, so finden wir in der römischen Kaiserzeit die umgekehrte Anschauung, die des unaufhaltsamen Niederganges der Menschheit und der steten Sehnsucht nach der guten alten Zeit. Soweit damals soziale Reformen und soziale Ideale überhaupt einer Gefundung der Broduktionsverhältniffe galten, zielten fie nur auf Wiederherstellung der alten Produktionsweise hin, der der freien Bauernschaft, und mit Recht, denn diese Produktionsweise mar die höhere. Die Sklavenarbeit führte in eine Sachaffe. Die Gesellschaft mußte wieder auf die Grundlage der bäuerlichen Wirtschaft gestellt werden, ehe sie ihren Aufstieg von neuem beginnen konnte. Aber auch das zu tun, war die römische Gesellschaft unfähig, denn die dazu erforderlichen Bauern waren ihr verloren gegangen. Erst mußten in der Bölferwanderung zahlreiche Bölfer freier Bauern das ganze Römerreich überschwemmen, ehe die Reste der Kultur, die es geschaffen hatte, die Grundlage einer neuen gesellschaft= lichen Entwicklung abgeben konnten.

Wie jede auf Gegensätzen aufgebaute Produktionsweise, grub sich auch die antike Sklavenwirtschaft selbst ihr Grab. In der Form, die sie schließlich im römischen Weltreich erslangt hatte, beruhte sie auf dem Kriege. Nur ununtersbrochene siegreiche Kriege, ununterbrochenes Niederwersen neuer Nationen, ununterbrochene Ausdehnung des Keichssgebiets konnten das massenhafte billige Sklavenmaterial

schaffen, dessen sie bedurfte.

Aber man kann nicht Krieg führen ohne Soldaten, und das beste Soldatenmaterial bot der Bauer. An ununterbrochene harte Arbeit im Freien, in Sitze und Kälte, im Sonnenbrand und Regen gewöhnt, konnte er am ehesten die Strapazen aushalten, die der Krieg dem Soldaten auserlegt. Der städtische Lumpenproletarier, der Arbeit entwöhnt, aber auch der singersertige Handwerker, der Weber oder Goldschmied oder Bildschnitzer, war weit weniger dazu geeignet. Mit den freien Bauern schwanden dem römischen

Heere die Soldaten. Man wurde immer mehr genötigt, die Zahl der dienstpflichtigen Milizsoldaten durch angeworbene Freiwillige zu ergänzen, Berufssoldaten, die über ihre Dienstzeit hinaus dienten. Bald reichte man auch mit diesen nicht aus, wenn man sich auf römische Bürger beschränken wollte. Schon Tiberius erklärte im Senat, an besseren Freiwilligen sei Mangel, man müsse allerhand Gesindel und Vagadunden nehmen. Immer zahlreicher wurden in den römischen Heeren die barbarischen Söldner aus den unterworsenen Provinzen, ja schließlich mußte man zur Ausfüllung der Lücken des Heeres zur Anwerdung von Ausländern, von Reichsseinden greisen. Bei Cäsar schon sinden wir Germanen in den römischen Heeren.

Je weniger aber die Armee ihre Refruten aus der Herrennation ziehen konnte und je seltener und kostbarer die Soldaten wurden, besto mehr mußte die Friedensliebe Roms steigen, nicht wegen eines Umschwunges seiner Ethik, sondern aus fehr materiellen Gründen. Es mußte feine Solbaten schonen, es konnte aber auch die Reichsgrenzen nicht mehr erweitern, denn es mußte froh fein, wenn es genug Solbaten auftrieb, um die gegebene Grenze zu schützen. Gerade zu der Zeit, in die Jesu Leben verlegt wird, unter Tiberius, kommt die römische Offensive im wesentlichen zum Stillstand. Von da an bestrebt sich das römische Reich immer mehr. fich der Feinde zu erwehren, die es bedrängen. Und diese Bedrängnis nimmt gerade von da an immer mehr zu. benn je mehr Ausländer, namentlich Germanen, in den Beeren Roms dienten, desto mehr lernten dessen barbarische Nachbarn Roms Reichtum und Kriegsfunft, aber auch Roms Schwäche fennen und besto mehr regte sich in ihnen die Luft, nicht als Besoldete und Diener, sondern als Eroberer und Herren in das Reich einzudringen. Statt Menschenjagden nach den Barbaren zu unternehmen, sahen sich die Herren Roms bald gezwungen, sich vor den Barbaren zurückzuziehen oder deren Schonung zu erkaufen. So hörte im erften Jahrhundert unferer Zeitrechnung der Zuftrom billiger Sklaven rasch auf. Immer mehr wurde man auf die Züchstung von Sklaven angewiesen.

Das war aber ein sehr koftspieliges Berfahren. Die Sklavenzüchtung lohnte sich nur bei Haussklaven höherer Art, die qualifizierte Arbeit zu verrichten hatten. Mit gezüchteten Sklaven die Latifundienwirtschaft fortzuführen, war unmöglich. Die Anwendung von Sklaven in der Landwirtsschaft hörte immer mehr auf und auch der Bergbau ging zurück, zahlreiche Gruben wurden unrentabel, sobald die kriegsgefangenen Sklaven ausblieben, die man nicht zu schonen brauchte.

Aber aus dem Verfall der Stlavenwirtschaft erstand seine neue Blüte der Bauernschaft. Dazu sehlte ein Geschlecht zahlzeicher, ökonomisch kraftvoller Bauern, das verhinderte auch das Privateigentum am Grund und Boden. Die Latifundienbesiter waren nicht gewillt, ihren Besit aufzugeben. Aber sie schränkten ihre Großbetriebe ein. Sinen Teil ihres Bodens verwandelten sie in kleine Pachtgüter, die sie an Pächter, Kolonen, ausgaben unter der Bedingung, daß diese einen Teil ihrer Arbeitskraft dem Hofe des Grundherrn widmeten. So entstand jenes System der Bodenbewirtschaftung, zu dem auch später in der Feudalzeit die großen Grundherren immer wieder hinstrebten, dis der Kapitalismus es durch das kapitalissfieße Pachtsystem verdrängte.

Die Arbeitsfräfte, aus benen sich die Kolonen refrutierten, waren teils ländliche Sklaven und verkümmerte Bauern, teils auch Proletarier, freie Handwerker und Sklaven der Großstädte, die dort keine Existenz mehr fanden, seitdem die Einkommen aus der Sklavenwirtschaft im Landbau und dem Bergdau zurückgingen, so daß die Freigebigkeit und das Genußleben der Reichen eingeschränkt wurden. Dazu dürften sich später noch Bewohner der Grenzprovinzen gesellt haben, die von den vordringenden Barbaren aus ihrem Besitz vertrieben wurden und in das Innere des Reiches slohen, wo sie als Kolonen Unterkunft sanden.

Aber diese neue Produktionsweise konnte den ökonomischen Berfall nicht aufhalten, der aus dem Ausbleiben der Stlavenzufuhr hervorging. Auch sie blieb technisch hinter der freien Bauernwirtschaft zurück und war ein Hindernis weiterer technischer Entwicklung. Die Arbeit, die der Kolone auf dem Gutshof zu leiften hatte, blieb Zwangsarbeit, mit der= selben Unwilligkeit und Lässigkeit, mit derselben Mißachtung für Lieh und Werkzeuge betrieben, wie die Sklavenarbeit. Dabei erlangte der Kolone freilich auch einen eigenen Betrieb für sich, aber deffen Ausdehnung war ihm fo karg zugemessen, daß er nicht zu üppig wurde, daß sie ihm gerade nur die Fristung des Lebens ermöglichte. Naturalien gezahlte Bachtzins wurde dafür so hoch angesett, daß der Kolone alles, was er über den dürftigsten Lebens= unterhalt hinaus produzierte, dem Herrn ablieferte. Das Elend der Kolonen konnte sich ungefähr mit dem der Zwergpächter Frlands messen oder mit dem der Landleute des heutigen Süditalien, wo eine ähnliche Produktionsweise fortbesteht. Aber für die agrarischen Gegenden von heute ist wenigstens das Sicherheitsventil der Auswanderung in Gegenden mit induftriellem Aufschwung eröffnet. Dies fehlte für die Kolonen des römischen Reiches. Die Industrie diente damals nur in geringem Make der Produktion von Produktionsmitteln, vornehmlich der von Genugmitteln des Luxus. Mit den überschüffen der Besitzer von Latifundien und Bergwerken ging auch die Industrie in den Städten zurück, deren Bevölkerung nahm rapid ab.

Gleichzeitig verminderte sich aber auch die Bevölkerung des flachen Landes. Die Zwergpächter konnten keine großen Familien erhalten. Der Ertrag ihrer Betriebe reichte in normalen Zeiten eben hin, sie notdürftig zu ernähren. Mißernten fanden sie ohne Vorräte oder Geld, sich das Fehlende zu kaufen. Da mußten Hunger und Elend besonders stark wüten und die Reihen der Kolonen lichten, namentlich die ihrer Kinder. Wie seit einem Jahrhundert die Bevölkerung

Frlands immer mehr abnimmt, so verringerte sich auch die

des römischen Reiches.

"Es ist sehr begreiflich, daß sich die Ursachen wirtschaftlicher Art, die im ganzen römischen Reiche die Abnahme der Bevölkerungszahl herbeiführten, in Italien besonders fühlbar machten, und am stärtsten wieder in Kom. Wenn man Zahlen ansühren soll, so mag man annehmen, daß die Stadt zur Zeit des Augustus ungefähr die Million erreicht hat und sich die Bevölkerungszahl im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit ungefähr gleich geblieden, dann in der Zeit der Severe auf etwa 600000 zurückgegangen ist; dann ist die Einwohnerzahl rapid gefallen."*

In seiner schönen Schrift über "Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums" (1895) gibt Eduard Meyer in einer Beilage die Schilderung wieder, welche Dio Chrysostomus (geboren um 50 n. Chr.) in seiner siedenten Rede von den Berhältnissen einer von ihm nicht genannten Kleinstadt in Euböa entwarf. Die Entvölkerung des Reiches kommt darin

draftisch zur Darftellung.

"Der ganze Landfreis ist städtisches Gebiet und der Stadt steuerpslichtig. Größtenteils, wenn nicht ausschließlich, ist das Land im Besitz reicher Leute, denen ausgedehnte Güterstomplere gehören, die teils als Weide, teils als Ackerland bewirtschaftet werden. Aber es ist vollständig verödet. "Fast zwei Drittel unseres Gebiets", sagt ein Bürger in der Bolksversammlung, "liegen öde da, weil wir uns nicht darum kümmern und zu wenig Bevölkerung haben. Ich selbst habe so viele Morgen, wie nur irgend einer, nicht nur in den Bergen, sondern auch in der Ebene, und wenn ich jemanden fände, der sie bebauen wollte, würde ich sie ihm nicht nur umsonst überlassen, sondern mit Bergnügen noch Geld dazu geben. . . . Sett beginne die Berödung unmittelbar vor den

^{*} Ludo M. Hartmann, Geschichte Italiens im Mittelalter. 1897, 1. Band, S. 7.

Toren, ,das Land ist vollständig öbe und bietet einen traurigen Anblick, als läge es tief in der Wüste und nicht vor den Toren einer Stadt. Innerhalb der Mauern dagegen wird das städtische Terrain großenteils besät und beweidet. . . . Das Gymnasion hat man in Ackerland verwandelt, so daß Herakles und die anderen Götter- und Hervenstatuen im Sommer im Korn versteckt sind, und auf den Markt läßt der Redner, der vor mir gesprochen hat, jeden Morgen sein Vieh treiben und vor dem Amtshaus und den Amtslokalen weiden, so daß die Fremden, die zu uns kommen, die Stadt verlachen oder bedauern."

"Dem entspricht es, daß in der Stadt selbst viele Häuser leerstehen, die Bevölkerung geht offendar ständig zurück. An den Kapharischen Felsen wohnen einige Purpursischer; sonst ist das ganze Gebiet auf weite Strecken undewohnt. Ghemals gehörte dies ganze Land einem reichen Bürger, "der viele Herden von Pferden und Kindern, viele Weiden, viele und schöne Acker und auch sonst großes Vermögen besaß." Er wurde um seines Reichtums willen auf Besehl des Kaisers getötet, seine Herden wurden weggetrieben, dabei auch das Vieh, welches seinem Hirten gehörte, und seitdem liegt das ganze Land unbenutzt da. Nur zwei Kinderhirten, freie Männer und Bürger der Stadt, sind zurückgeblieben und ernähren sich jetzt von Jagd und etwas Felds und Gartensbau und Viehzucht. . . .

"Die Zustände, welche Dio hier schilbert — und überall in Griechenland sah es schon zu Beginn der Kaiserzeit ebenso aus —, sind dieselben, welche sich während der nächsten Jahrhunderte in Rom und seiner Umgebung entwickelt und der Campagna bis auf den heutigen Tag ihre Signatur ausgedrückt haben. Auch hier ist es ja dahin gekommen, daß die Landstädte verschwunden sind, das Land nach allen Seiten meilenweit brach liegt und nur noch zur Viehzucht (und an einzelnen Stellen am Abhang der Berge zum Weinsbau) dient, die schließlich auch Rom menschenleer wird, die

Häuser leerstehen und zusammenstürzen wie die öffentlichen Bauten und auf Forum und Kapitol Viehherden weiden. Dieselben Zustände haben sich in unserem Jahrhundert (dem neunzehnten) in Frland zu entwickeln begonnen und treten hier jedem Besucher, der nach Dublin kommt oder über Land geht, sofort augenfällig entgegen." (A. a. D., S. 67 bis 69.)

Und gleichzeitig sank die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Stallfütterung war wenig entwickelt, und sie mußte unter der Sklavenwirtschaft noch abnehmen, da diese schlechte Behandlung des Viehes mit sich brachte. Dhne Stallfütterung gab es aber keinen Dünger. Dhne viele Düngung und ohne intensive Bestellung wurde dem Boden eben entnommen, was er liesern wollte. Nur auf den besten Böden lieserte diese Art Andau lohnende Erträge. Die Menge solcher Böden wurde aber immer kleiner, je länger die Bebauung währte, je länger der Boden ausgesogen wurde.

Etwas Ahnliches haben wir noch im neunzehnten Jahrhundert in Amerika gesehen, wo unter der Sklavenwirtschaft in den Südskaaten der Boden ebenfalls nicht gedüngt und daher rasch erschöpst wurde, indes gleichzeitig die Anwendung von Sklaven bloß auf den besten Böden prositabel war. Die Sklavenwirtschaft konnte sich dort nur dadurch halten, daß sie immer weiter nach Westen vordrang und immer wieder neues Land in Angriff nahm, den ausgesogenen Boden verödet hinter sich lassend. Das gleiche sinden wir im römischen Reiche, und das war auch eine der Ursachen des steten Landhungers seiner Herren und ihres Strebens, durch Kriege neuen Boden zu erobern. Schon im Ansang der Kaiserzeit waren Süditalien, Sizilien, Griechenland verödet.

Aussaugung des Bodens und wachsender Mangel an Arbeitsfräften, dabei deren irrationelle Anwendung — das konnte nichts anderes ergeben als stetiges Abnehmen der Bodenerträge.

Gleichzeitig sank aber auch das Vermögen des Landes, Lebensmittel aus dem Auslande zu kaufen. Gold und Silber wurden immer rarer. Denn die Bergwerke verfiegten wegen Mangels an Arbeitsfräften, wie wir gefehen. Lon bem porhandenen Gold und Silber floß aber immer mehr ab ins Ausland, teils nach Indien und Arabien zur Erfaufung von Luxusmitteln für die übrigbleibenden Reichen, namentlich aber zur Bezahlung der barbarischen Nachbarvölfer. Wir haben ja gesehen, daß die Soldaten immer mehr aus diesen refrutiert wurden; immer mehr stieg die Rahl berjenigen unter ihnen, die ihren Sold, oder doch alles, was ihnen schließlich am Ende ihrer Dienstzeit davon blieb, mit sich ins Ausland nahmen. Je mehr die Wehrfraft des Reiches verfiel, desto mehr versuchte man aber auch, die gefährlichen Nachbarn zu beschwichtigen und bei guter Laune zu erhalten, was durch Zahlung reicher Tribute am ehesten erreicht wurde. Wo das nicht gelang, da brachen die feindlichen Scharen nur zu oft in das Reichsgebiet ein. um es zu plündern. Auch das entführte ihm wieder einen Teil seines Reichtums.

Deffen letzter Reft wurde endlich verpulvert durch das Streben, ihn zu schützen. Je mehr die Wehrfraft der Bewohner des Reiches verfiel, je seltener die Refruten des Inlandes wurden, je mehr man folche jenseits der Grenzen holen mußte und je ftärker der Andrang der feindlichen Barbaren wurde, je mehr also die Nachfrage nach Söldnern wuchs, indes ihr Angebot abnahm, desto höher stieg der Sold, ben man ihnen gablen mußte. "Er betrug feit Cafar jährlich 225 Denare (196 Mark) und außerdem erhielt der Mann monatlich zwei Drittel Medimnen (ber Medimnus = 54 Liter) Getreide, das sind vier Modien, später erhielt er sogar fünf Modien. Ein Sklave, der nur von Getreide lebte, erhielt monatlich ebensoviel. Bei der Mäßigkeit des Südländers war mit dem Getreide also der größte Teil des Nahrungsbedürfnisses zu bestreiten. Domitian erhöhte den Sold auf 300 Denare (261 Mark). Unter den späteren Raisern wurden auch noch die Waffen unentgeltlich geliefert.

Septimius Severus und später Caracalla haben ben Sold noch weiter erhöht."

Dabei war aber damals die Kauftraft des Geldes viel höher als heute. So meinte Seneca zur Zeit Neros, ein Philosoph könne mit einem halben Sesterz (11 Pfennig) im Tag leben. 40 Liter Wein kosteten 25 Pfennig, ein Lamm 40 bis 50 Pfennig, ein Schaf 1½ Mark.

"Man sieht, daß bei solchen Preisen der Sold des römisschen Legionärs sehr bedeutend war. Und außer dem Sold erhielt er noch Antrittsgeschenke von neuen Kaisern; in Zeiten, wo alle paar Monate ein neuer Kaiser von den Soldaten aufgestellt wurde, machte auch das viel aus. Nach Ablauf der Dienstzeit bekam er ein Entlassungsgeschenk, welches zur Zeit des Augustus 3000 Denare (2600 Mark) betrug, von Caligula zwar auf die Hälfte reduziert, dann aber von Caracalla wieder auf 5000 Denare (4350 Mark) erhöht wurde." (Paul Ernst, Die sozialen Zustände im römischen Reich vor dem Einsall der Barbaren. Neue Zeit, XI, 2, S. 253 ff.)

Und dabei mußte noch der Umfang des stehenden Heeres in dem Maße ausgedehnt werden, in dem die Angriffe auf die Reichsgrenzen an allen Seiten zahlreicher wurden. Zur Zeit des Augustus umfaßte es 300000 Mann, später mehr als das Doppelte.

Das sind ungeheure Zahlen, wenn man bedenkt, daß, dem damaligen Stande der Landwirtschaft entsprechend, die Bevölkerung des Reiches sehr dünn und der Überschuß, den ihre Arbeit lieserte, sehr gering war. Beloch berechnet die Bevölkerung des ganzen römischen Reiches, das ungefähr viermal so groß war wie das jezige Deutsche Reich, zur Zeit des Augustus auf etwa 55 Millionen Einwohner. Italien, das heute allein 33 Millionen enthält, zählte damals nur 6 Millionen. Diese 55 Millionen mit ihrer primitiven Technik mußten ein Heer unterhalten, ebenso groß wie das, welches für das heutige Deutsche Reich eine

drückende Last bildet trot des enormen technischen Fortschritts, der seitdem vor sich gegangen ist, ein Heer angesworbener Söldner, die weit bessehlt wurden als der deutsche Wehrmann von heute.

Und während die Bevölkerung abnahm und verarmte, ftiegen gleichzeitig die Lasten des Militarismus immer mehr.

Das hatte zwei Urfachen, die beide den ökonomischen Zu-

fammenbruch vollendeten.

Dem Staat oblagen damals vornehmlich zwei Aufgaben: das Arieaswesen und das Bauwesen. Wollte er die Ausgaben für jenes fteigern, ohne die Steuern zu erhöhen, fo mußte er dieses vernachlässigen. Und das geschah auch. Zur Zeit bes Reichtums und ber großen Aberschüffe ber Arbeit massenhafter Sklaven war auch der Staat reich und imstande gewesen, große Bauten aufzuführen, die nicht bloß dem Lurus dienten, der Religion, der Hygiene, sondern auch dem Wirtschaftsleben. Mit Silfe der enormen Menschenmassen, über die er gebot, baute der Staat jene koloffalen Berke, die wir heute noch bewundern, jene Tempel und Baläfte, Bafferleitungen und Kloaken, aber auch ein Net ausgezeichneter Straßen, das Rom mit den entfernteften Enden des Reiches verband und ein kraftvolles Mittel ökonomischen und politischen Zusammenhalts und internationalen Verfehrs wurde. Und daneben große Bewäfferungs- und Entwässerungswerke. So bildeten zum Beispiel die Pontinischen Sümpfe ein ungeheures Gebiet fruchtbarften Landes füblich von Rom, durch deffen Entwässerung 100 000 Heftar der Bodenfultur erschlossen wurden. Nicht weniger als 33 Städte standen einmal dort. Der Bau und die Erhaltung von Entwässerungsanlagen der Pontinischen Sümpfe bildeten eine ständige Sorge der Machthaber Roms. Diese Anlagen verfielen so vollständig, daß heute noch das ganze Gebiet der Sumpfe und ihres Umtreifes eine unfruchtbare Einöde ift.

Sobald die Finanzkraft des Reiches erlahmte, ließen dessen Beherrscher eher alle diese Werke verfallen, als daß sie ben Militarismus einschränkten. Die kolossalen Bauten wurben zu kolossalen Ruinen, die um so eher versielen, als man bei dem zunehmenden Mangel an Arbeitskräften es vorzog, das Material zu gelegentlichen Neubauten, die nicht zu umzgehen waren, durch Abreißen der alten Werke zu gewinnen, statt es aus Steinbrüchen zu holen. Diese Methode hat die antiken Kunstwerke mehr geschädigt, als die Verheerungen der eindringenden Vandalen und sonstiger Varbaren.

"Der Beschauer, der einen trauervollen Blick über die Ruinen des alten Kom wirst, gerät in Versuchung, das Andenken der Goten und Vandalen ob des Unheils zu verwünschen, zu dessen Vollführung sie weder Zeit noch Kraft noch vielleicht auch die Neigung hatten. Der Sturm des Krieges mochte einige hohe Türme dem Erdboden gleichmachen; aber die Zerstörung, welche die Grundlagen dieserstaunlichen Vauwerse untergrub, nahm langsam und still ihren Fortgang während der Dauer von zehn Jahrhunderten. ... Die Denkmäler konsularischer oder kaiserlicher Größe wurden nicht mehr als der unsterbliche Ruhm der Hauptstadt verehrt; man schätzte sie nur als eine unersschöpsliche Mine von Steinen, die wohlseiler und bequemer zu haben waren als die der fernen Steinbrüche."*

Nicht bloß Kunstwerke wurden von dem Verfall betroffen, sondern auch die öffentlichen Anlagen, die dem Wirtschafts-leben oder ber Hygiene dienten, Straßen und Wasserbauten. Dieser Verfall, eine Folge des allgemeinen ökonomischen Niederganges, trug nun seinerzeit wieder dazu bei, ihn zu beschleunigen.

Die Militärlaften aber wuchsen trot alledem, sie mußten daher immer unerträglicher werden und den völligen Ruin vollenden. Die Summe der öffentlichen Lasten — Naturalsabgaben, Arbeitsleiftungen, Geldsteuern — blieb gleich oder vermehrte sich, indes die Bevölkerung und ihr Reichtum abs

^{*} Gibbon, Geschichte des Verfalls und Untergangs des römisschen Weltreiches, 36. Kapitel.

nahm. Auf den einzelnen häufte sich eine stets schwerere Staatslast. Jeder suchte sie auf schwächere Schultern abzu-wälzen; auf die unglückseligen Kolonen wurde am meisten abgeladen, ihre ohnehin schon traurige Lage dadurch zu einer verzweiselten, wie zahlreiche Aufstände bezeugen, zum Beispiel die der Bagauden, gallischer Kolonen, die sich zuerst unter Diokletian, 285 n. Chr., erhoben, nach siegreichen Anfängen niedergeschlagen wurden, aber ein volles Jahr-hundert lang immer wieder durch neue Unruhen und Aufstandsversuche die Größe ihres Elends dartaten.

Indes wurden auch die anderen Klaffen der Bevölferung immer tiefer herabgedrückt, wenn auch weniger hart wie die Kolonen. Der Fiskus nahm alles, was er finden konnte, die Barbaren konnten nicht ärger plündern als der Staat. Eine allgemeine Auflösung der Gesellschaft trat ein, eine steigende Unwilligkeit und Unfähigkeit der einzelnen Glieder der Gesellschaft, für das Gemeinwesen und für einander auch nur das Notdürftigste zu leisten. Was sonst Sitte und ökonomisches Bedürfnis geregelt hatte, mußte nun immer mehr durch die Gewalt des Staates erzwungen werden. Seit Diokletian muchsen diese Zwangsgesetze. Die einen fesselten den Kolonen an die Scholle, verwandelten ihn also gesetlich in einen Börigen; andere verpflichteten die Grundbesiger, an der Stadtverwaltung teilzunehmen, die freilich hauptfächlich in der Eintreibung von Steuern für den Staat bestand. Wieder andere organisierten die Sandwerker in Zwangsinnungen und verpflichteten sie, ihre Dienste und Waren zu bestimmten Preisen zu liefern. Und es muchs die staatliche Bureaufratie, die diese Zwangsgesetze durchzuführen hatte.

Bureaufratie und Armee, kurz die Staatsgewalt, gerieten dadurch in immer stärkeren Gegensatz nicht bloß zu den ausgebeuteten, sondern auch zu den ausbeutenden Klassen. Auch für diese verwandelte sich der Staat immer mehr aus einer schützenden und fördernden in eine plündernde und

verheerende Einrichtung. Die Staatsfeindschaft stieg; selbst die Herrschaft der Barbaren wurde als eine Erlösung betrachtet. Zu ihnen, den freien Bauern, slüchtete immer mehr die Bevölserung der Grenzbezirke, sie wurden schließlich von ihr als Retter, als Erlöser von der herrschenden Staatstund Gesellschaftsordnung herbeigerusen und mit offenen Armen empfangen.

Ein chriftlicher Schriftsteller des ausgehenden Kömerreichs, Salvianus, schrieb darüber in seinem Buche De guberna-

tione dei:

"Ein großer Teil von Gallien und Spanien ist schon gotisch, und alle Kömer, die dort leben, haben nur den einen Wunsch, nicht wieder römisch zu werden. Ich würde mich nur darüber wundern, daß nicht alle Urmen und Bedürftigen überlausen, wenn nicht der Grund wäre, daß sie ihre Habseligkeiten und Familien nicht im Stiche lassen können. Und wir Kömer wundern uns, daß wir die Goten nicht überwinden können, wenn wir Kömer es vorziehen, lieber unter ihnen als unter uns zu leben."

Die Bölferwanderung, die Überschwemmung des römischen Reiches durch die Schwärme roher Germanen bedeutete nicht die vorzeitige Zerstörung einer blühenden hohen Kultur, sondern nur den Abschluß des Verwesungsprozesses einer absterbenden Kultur und die Grundlegung zu einem neuen Kulturaufschwung, der dann freilich jahrhundertelang recht

langsam und unsicher vor sich ging.

In den vier Jahrhunderten von der Begründung der faiserlichen Gewalt durch Augustus dis zur Bölkerwanderung bildete sich das Christentum: in jener Zeit, die mit dem höchsten Glanzpunkt beginnt, den die antike Belt erreicht hat, mit der kolossalsten und berauschendsten Zusammensfassung von Reichtum und Macht in wenigen Händen; mit der massenhaftesten Ausammlung des größten Elends von Stlaven, verkommenden Bauern, Handwerkern und Lumpensproletariern; mit den schroffsten Klassengegensähen und dem

grimmigsten Klassenhaß — und die endet mit völliger Berarmung und Berzweiflung der ganzen Gesellschaft.

Alles das hat dem Christentum seine Merkmale aufsgedrückt und seine Spuren in ihm hinterlassen.

Aber es trägt noch Spuren anderer Einflüffe, die aus dem staatlichen und gesellschaftlichen Leben entsprangen, das auf dem Boden der eben geschilberten Produktionsweise erwuchs und das deren Wirkungen vielfach noch verstärkte.

2. das Staatswesen.

a. Staat und Handel.

Neben der Stlaverei bestanden noch zwei große Ausbeutungsmethoden in der antiken Gesellschaft, die ebenfalls zur Zeit der Entstehung des Christentums ihren Höhepunkt erreichten, die Klassengegensätze aus höchste verschärften, um dann den Niedergang der Gesellschaft und des Staates immer mehr zu beschleunigen: der Wucher und die Plünsderung der unterworfenen Provinzen durch die erobernde Zentralgewalt. Beide Methoden hängen mit dem Charakter des damaligen Staatswesens aus innigste zusammen, das überhaupt mit der Okonomie so verquickt ist, daß wir seiner schon dei der Erörterung der Grundlage von Staat und Gesellschaft, der Produktionsweise, mehrsach gedenken mußten.

Bor allem mussen wir jetzt also den antiken Staat kurz kennzeichnen.

Die Demokratie des Altertums ift über den Rahmen der Stadtgemeinde oder der Markgenoffenschaft nicht hinaussgekommen. Die Markgenoffenschaft wurde von einem oder mehreren Dörfern gebildet, die gemeinsam ein Gebiet des saßen und verwalteten. Dies geschah auf dem Wege der direkten Gesetzgebung durch das Volk, durch die Versammslung sämtlicher stimmfähigen Markgenoffen. Das setzte bereits voraus, daß die Gemeinde oder Genossenschaft nicht

ausgedehnt war. Ihr Gebiet durfte gerade nur so groß fein, daß es für jeden Genoffen möglich war, von feinem Hof aus die Bolksversammlung ohne übermäßige Mühe und Schädigung zu erreichen. Gine demofratische Organisation über diesen Rahmen hinaus zu entwickeln, war dem Altertum unmöglich. Es fehlten ihm dazu die technischen und ökonomischen Borbedingungen. Erst der moderne Rapitalismus mit bem Buchdruck und dem Poftwefen, mit Zeitungen, Gifenbahnen, Telegraphen hat die modernen Nationen nicht als bloße Sprachgemeinschaften, wie die alten, sondern als feste politische und ökonomische Organismen geschaffen. Das vollzog sich im wesentlichen erst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts. Nur England und Frantreich waren durch besondere Verhältniffe in der Lage, früher schon Nationen im modernen Sinne zu werden und einen nationalen Parlamentarismus, die Grundlage einer Demofratie in einem weiteren Rahmen als bem der Gemeinde, zu begründen. Aber auch da wurde dies nur möglich durch die Führung zweier großer Gemeinden, London und Paris, und noch 1848 war die nationale, demofratische Bewegung vorwiegend die Bewegung einzelner überragender Gemeinden — Paris, Wien, Berlin.

Im Altertum mit seinem weit weniger entwickelten Berstehrswesen blieb die Demokratie auf den Rahmen der Gemeinde beschränkt. Wohl erreichte der Verkehr unter den Ländern am Mittelmeer schließlich, im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, eine ansehnliche Ausdehnung, so sehr, daß er dort zwei Sprachen zu internationaler Geltung brachte, das Griechische und das Lateinische. Aber das vollzog sich unglücklicherweise gerade zu der Zeit, wo die Demokratie und das politische Leben überhaupt ein Ende nahm — unglücklicherweise, aber nicht durch einen unglücklichen Zufall. Die Entwicklung des Verkehrs zwischen den Gemeinden war damals notwendigerweise an Bedingungen geknüpft, die auf die Demokratie tödlich wirkten.

Es ift nicht unsere Aufgabe, das an den Ländern des Orients darzutun, wo die auf die Gemeinde beschränkte Demokratie zur Grundlage für eine besondere Art des Despotismus wurde. Wir wollen hier bloß den besonderen Entwicklungsgang der hellenischen und römischen Welt bestrachten, und zwar nur an einem Beispiel, dem der Gemeinde Rom. Dieses zeigt die Tendenzen des antisen Entwicklungsganges besonders draftisch, weil er hier rascher und riesenhafter vor sich geht, als bei jeder anderen der Stadtzgemeinden in der antisen Welt. Aber bei allen wirkten die gleischen Tendenzen, wenn auch vielsach schückterner und kleinlicher.

Die Ausdehnung jeder Markgenoffenschaft und Gemeinde hatte ihre engen Grenzen, über die sie nicht hinaus konnte. und die bewirften, daß die verschiedenen Genoffenschaften und Gemeinden einander ziemlich ebenbürtig blieben, folange die reine bäuerliche Wirtschaft herrschte. Es gab in diesem Stadium auch nicht viele Anlässe zu Gifersüchteleien und Kämpfen zwischen ihnen, da jede der Markgenoffenschaften und Gemeinden im wesentlichen alles selbst produzierte, mas fie brauchte. Höchstens mochte bei machsender Bevölkerung Mangel an Boden eintreten. Aber die Zunahme ber Bevölkerung konnte nicht zu einer Erweiterung ber Markgenoffenschaft führen. Diese durfte ja nicht so groß werden, daß nicht jeder Genoffe die gesetzgebende Volksversammlung ohne übermäßige Mühe und Berfäumnis für fich erreichen fonnte. War wirklich aller kultivierbare Boden der Markgenoffenschaft bebaut, dann machte sich die überschüffige friegsfähige Jungmannschaft auf, um auszuwandern und eine eigene Markgenoffenschaft zu gründen, entweder burch Bertreibung anderer, schwächerer Elemente, oder burch Niederlaffung in Gegenden, in denen noch eine tiefere Produktionsweise herrschte und baher die Bevölkerung bunn war, es also noch Plat gab.

So blieben die einzelnen Gemeinden oder Markgenoffenschaften einander ziemlich ebenbürtig. Aber das änderte

sich, wenn neben der bäuerlichen Wirtschaft der Handel aufkam.

Wir haben schon gesehen, daß der Warenhandel sehr frühzeitig beginnt. Seine Anfänge reichen in die Steinzeit zurück. In Gegenden, wo manche sehr gesuchten Rohmaterialien leicht zu erlangen waren, die anderswo nur selten oder gar nicht vorkamen, lag es nahe, daß deren Bewohner mehr davon gewannen, als sie verbrauchten, auch in ihrer Gewinnung und Berarbeitung größere Geschicklichsteit erlangten. Die überschüffe gaben sie dann gegen andere Produkte an ihre Nachbarn ab, die davon wieder manches weitergaben. Auf diesem Wege des Tauschhandels von Stamm zu Stamm konnten manche Produkte unglaublich weite Strecken zurücklegen. Die Vorbedingung dieses Handels war eine nomadische Lebensweise einzelner Horben, die bei ihrem Umherschweisen öfter auseinander stießen und bei solchen Gelegenheiten ihre Überschüffe austauschten.

Diese Gelegenheiten nahmen ein Ende, wenn die Menschen fekhaft wurden. Aber das Bedürfnis nach dem Warenaustausch hörte darum nicht auf. Namentlich das Bedürfnis nach Werkzeugen ober dem Material, aus dem sie fabriziert wurden und das nur an wenigen Fundstätten zutage lag, das also meist nur durch Warenhandel zu erlangen war, mußte wachsen. Ihm zu genügen, mußte sich jett eine eigene Klaffe von Nomaden bilden, die Kauf= leute. Entweder waren es nomadische Stämme von Vieh-Buchtern, die fich jest darauf verlegten, mit ihren Laft= tieren Waren von einer Landschaft, wo sie im überfluß, also billia waren, zu anderen zu bringen, wo sie felten vorkamen und hoch im Preise standen, oder es waren Fischer, die sich mit ihren Fahrzeugen längs der Rüften oder von Infel zu Infel weiter magten. Je mehr aber der Handel gedieh, besto mehr mochte er auch Ackerbauern veranlaffen, sich mit ihm abzugeben. Indeffen bewahrt der Grundbesit in der Regel eine hochmütige Geringschätzung

für den Handel, der römischen Aristokratie gilt wohl der Bucher, nicht aber der Handel für ein anständiges Gewerbe. Das hindert nicht, daß manchmal auch der Grundbesit große Vorteile aus dem Handel zieht.

Dieser schlägt besondere Straßen ein, die lebhafter begangen werden. Gemeinden, die an solchen Straßen liegen, erhalten ihre Waren leichter als andere; und sie gewinnen in den Kausseuten Abnehmer ihrer Produkte. Manche Punkte, die kein Abweichen von der Straße gestatten und nicht umgangen werden können, die dabei auch von Natur aus besetstigt sind, erlauben es, daß ihre Bewohner und Herren, also ihre Grundbesitzer, die Kausseute anhalten und schröpfen, ihnen Zölle auslegen. Andererseits gibt es Punkte, die zu Stapelplägen werden, wo Waren umgeladen werden müssen, zum Beispiel Häfen oder Kreuzungspunkte von Straßen, wo Kausseute in größeren Massen von den verschiedensten Seiten zusammentressen und Waren oft längere Zeit lagern.

Alle berart von der Natur für den Handelsverkehr begünftigten Gemeinden wachsen notwendigerweise über das Maß einer bäuerlichen Gemeinde hinaus an. Und wenn die Bevölkerung einer bäuerlichen Gemeinde bald eine bestimmte Grenze in der Ausdehnung ihres Gebiets und dessen Fruchtbarkeit sindet, so ist die Bevölkerung einer Handelsstadt von der Fruchtbarkeit ihres Gebiets unabhängig und kann weit darüber hinauswachsen. Besitzt sie doch in den Waren, über die sie verfügt, die Mittel, alles zu kausen, was sie braucht, also auch Lebensmittel außerhalb der Mark zu erwerben. Mit dem Handel von Werkzeugen für die Landwirtschaft, von Rohmaterialien und Werkzeugen für die Industrie und von Industrieprodukten für den Luxus entwickelt sich der Handel mit Lebensmitteln für die Städter.

Die Ausdehnung des Handels felbst findet aber auch keine feste Grenze, und seiner Natur nach strebt er immer wieder über die einmal erreichten Grenzen hinaus, immer wieder nach neuen Kunden, neuen Produzenten suchend, nach neuen Fundstätten seltener Metalle, nach neuen Industriegegenden, nach neuen Abnehmern für deren Erzeugenisse. So sind die Phönizier schon frühzeitig aus dem Mittelmeer heraus im Norden bis nach England gelangt, indes sie im Süden das Kap der guten Hoffnung umsegelten.

"In unglaublich früher Zeit finden wir sie in Kypros und Agypten, in Griechenland und Sizilien, in Ufrika und Spanien, ja sogar auf dem Atlantischen Meere und der Nordsee. Ihr Handelsgediet reicht von Sierra Leone (Westsafrika) und Cornwall (England) im Westen dis östlich zur malabarischen Küste (Ostindien); durch ihre Hände gehen das Gold und die Perlen des Ostens, der tyrische Purpur, die Sklaven, das Elsenbein, die Löwens und Pardelselle aus dem inneren Ufrika, der arabische Weihrauch, das Linnen Agyptens, Griechenlands Tongeschirre und edle Weine, das cyprische Kupser, das spanische Silber, das englische Zinn, das Eisen von Elba." (Mommsen, Kömische Geschichte. 6. Aust., 1874, I, S. 484.)

In den Handelsstädten siedeln sich mit Vorliebe auch die Handwerker an. Ja, die Handelsstadt bietet für viele Handwerke erst den Markt, dessen sie zu ihrem Entstehen bedürfen: einerseits die Kausleute, die nach Waren suchen, andererseits die Landleute aus den umliegenden Vörsern, die an Markttagen zur Stadt ziehen, ihre Lebensmittel zu verstaufen und dafür Werkzeuge, Waffen und Schmuck zu kausen. Die Handelsstadt siehert den Handwerkern aber auch die nötige Zusuhr von Rohmaterialien, ohne die sie ihr Gewerbe nicht ausüben können.

Neben den Kaufleuten und Handwerkern ersteht jedoch auch eine Klasse reicher Großgrundbesitzer in der Stadtgemeinde. Die Markgenossen dieser Stadt, die Anteil an der Stadtmark hatten, werden nun reich, da der Grundbesitz von den Zuziehenden gesucht wird, einen Wert erhält und stetig im Preise steigt. Ihnen kommt ferner zugute,

daß unter den Waren, die der Kaufmann bringt, sich auch Sklaven befinden, wie wir schon gesehen haben. Ginzelne Familien von Grundbesitzern, die, aus welchen Gründen immer, über die Schicht gewöhnlicher Bauern durch größeren Grundbesitz oder Reichtum aufsteigen, erhalten nun die Möglichkeit, ihren landwirtschaftlichen Betrieb durch die Erwerbung von Sklaven zu erweitern, aber auch die Möglichkeit, ihn ausschließlich von Sklaven betreiben zu laffen. felbft in die Stadt zu ziehen und fich ftädtischen Geschäften, der Stadtverwaltung oder dem Kriege zu widmen. Gin folcher Grundherr, der bis dahin bloß seinen Gutshof in ber Umgebung der Stadt bewohnte, vermag sich nun dazu noch ein Stadthaus zu erbauen, um es zu bewohnen. Diefe Art Grundherren ziehen nach wie vor ihre ökonomische Kraft und gesellschaftliche Stellung aus dem Grundbesit und der Landwirtschaft, sie werden dabei doch Städter und vergrößern die Stadtbevölkerung durch ihren Saushalt, der mit der Zeit durch die Luxusstlaven zu einer anfehnlichen Ausdehnung gelangen kann, wie wir schon ge= feben haben.

So nimmt die Handelsstadt immer mehr zu an Reichtum und Bolkszahl. Mit ihrer Kraft wächst aber auch ihr friegerischer Sinn und ihre Ausbeutungslust. Denn der Handel ist feineswegs so friedlichen Sinnes, wie die bürgersliche Okonomie vermeint, und er war es am allerwenigsten in seinen Anfängen. Handel und Transportwesen waren damals noch nicht getrennt. Der Kaufmann konnte nicht, wie heute, in seinem Kontor bleiben, schriftlich die Bestellungen seiner Kunden entgegennehmen und sie durch Bahn und Dampsschiff und Post effektuieren. Er mußte die Waren selbst zu Markte bringen, und das ersorderte Kraft und Wint. Durch pfadlose Wildnisse zu Fuß oder zu Pferd, oder durch stürmische Meere auf kleinen, offenen Schiffen hieß es monatelang, oft jahrelang, fern von der Heimat, unterwegs sein. Das brachte Strapazen mit sich,

bie benen eines Feldzugs nichts nachgaben und nur von fraftvollen Männern zu ertragen waren.

Aber auch die Gefahren der Reise waren nicht geringer als die eines Krieges. Nicht nur die Natur bedrohte den Kausmann alle Augenblicke, hier mit Wogen und Klippen, dort mit Sandstürmen, dem Mangel an Wasser oder Nahrung, eisiger Kälte oder pestschwangerer Glut. Die wertvollen Schäte, die der Kausmann mit sich führte, bildeten auch eine Beute, die jeden Stärkeren dazu verlockte, sie ihm zu nehmen. Hatte sich ursprünglich der Handel zwischen Stamm und Stamm vollzogen, so wurde er auch späterhin nur in größeren Gemeinschaften betrieben, von Karawanen zu Lande, von Handelsstotten zur See. Und jedes Mitglied eines solchen Zuges mußte gerüstet und fähig sein, mit gewassenschaften Gut zu verteidigen. So wurde der Handel eine Schule kriegerischen Sinnes.

Aber wenn der Reichtum an Waren, den er mit sich führte, den Kaufmann zwang, kriegerische Kraft zu ihrer Berteidigung zu entwickeln, so wurde andererseits diese kriegerische Kraft für ihn ein Antrieb, sie im Angriff zu benuhen. Der Prosit des Handels erwuchs daraus, daß man billig erward und teuer verkauste. Die billigste Art zu erwerden war aber unstreitig die, daß man ohne Entgelt nahm, was man haben wollte. Raub und Handel sind so anfangs eng miteinander verbunden. Wo er sich als der Stärkere fühlte, wurde der Kausmann leicht zum Käuber, wenn ihm eine wertvolle Beute winkte — und nicht die geringste darunter war der Mensch selbst.

Aber der Kaufmann brauchte seine kriegerische Kraft nicht nur, um seine Einkäuse und Erwerbungen möglichst billig zu besorgen, sondern auch, um Konkurrenten von den Märkten sernzuhalten, die er besuchte; denn je mehr Käuser, desto höher die Preise der Waren, die er zu kausen hatte, und je mehr Verkäuser, desto niedriger die Preise der Waren, die er zu Markte brachte, desto niedriger also die Differenz zwischen dem Einfauss und Verkauspreis, dem Profit. Sobald sich mehrere große Handelsstädte nebeneinander bilden, entspinnen sich daher bald Kriege zwischen ihnen, wobei dem Sieger nicht bloß der Vorteil winkt, daß er die Konkurrenz aus dem Felde schlägt, sondern auch noch der, daß er den Konkurrenten aus einem den Profit schädigenden in einen Profit bringenden Faktor verwandeln kann; entweder in radikalster Weise, die sich aber freilich nicht öfter wiederholen läßt, dadurch, daß man die Stadt des Gegners völlig ausplündert und deren Bewohner in die Sklaverei verkaust; oder aber weniger radikal, jedoch jährlich sich wiederholend, dadurch, daß man die besiegte Stadt dem Staate als "Bundesgenossenssensten und sieh jeder Schädigung des zum Herrn gewordenen Konkurrenten zu enthalten.

Ginzelne, durch ihre Lage oder sonstige Berhältnisse besonders begünstigte Handelsstädte können auf diese Weise
viele andere Städte mit ihren Gebieten zu einem staatlichen Drganismus vereinigen. Dabei kann in jeder Stadt eine demokratische Versassung fortbestehen bleiben. Aber die Gesamtheit der Städte, der Gesamtstaat, wird doch nicht demokratisch regiert, denn die eine siegreiche Stadt regiert allein und die anderen haben zu gehorchen, ohne die geringste Einwirkung auf Gesetzgebung und Verwaltung des Gesamts staates.

In Griechenland finden wir zahlreiche derartige Stadtstaaten, von denen der mächtigste der athenische wurde. Aber keine der siegreichen Städte war stark genug, auf die Dauer alle anderen zu unterjochen, mit allen Rivalen sertig zu werden. So zeigt die Geschichte Griechenlands nichts als ewigen Krieg der einzelnen Städte und Stadtstaaten untereinander, der nur selten durch gemeinsame Ubwehr eines gemeinsamen Feindes unterbrochen wird. Diese Kriege haben den Versall Griechenlands ungemein beschleunigt, so bald sich einmal die schon geschilberten Folgen der Stlavens

wirtschaft geltend machten. Aber es ist lächerlich, sich nach Art mancher unserer Prosessoren darüber sittlich zu entrüsten. Die Bekämpfung des Konkurrenten ist mit dem Handel naturnotwendig gegeben. Die Formen dieses Kampses wechseln, er nimmt aber unvermeidlich die Form des Krieges an, wo souveräne Handelsstädte einander gegenüberstehen. Die Selbstzersleischung Griechenlands war daher unvermeidlich, sobald der Handel ansing, seine Städte groß und mächtig zu machen.

Das Endziel jedes Konkurrenzkampfes ist aber der Aussschluß oder die Erdrückung der Konkurrenten, das Monopol. Dazu bekam keine Stadt Griechenlands die Kraft, auch nicht das so gewaltige Athen. Es gelang einer Stadt Italiens. Kom wurde zum Beherrscher der ganzen Kulturs

welt um das Mittelmeer herum.

b. Patrizier und Plebejer.

Die Konfurrenz mit den Nebenbuhlern ift jedoch nicht die einzige Kriegsursache für eine große Handelsstadt. Wo ihr Gebiet an bas fräftiger Bauern grenzt, namentlich viehzüchtender Bauern im Gebirge, die in der Regel ärmer find als Ackerbauern in fruchtbaren Gbenen, aber auch weniger an die Scholle gebunden, mehr an Blutvergießen und Ragd, biefe Schule des Krieges, gewöhnt, ba erregt der Reichtum der Großstadt leicht die Beutegier der Bauern. Un fleinen Landstädten, die nur dem lokalen Handel einer beschränkten Landschaft bienen und baneben ein paar fleine Handwerker bergen, mogen fie achtlos vorbeigehen, die Schätze eines großen Handelszentrums muffen fie dagegen aufs äußerste reizen und verlocken, sich in Maffen zu einem räuberischen Angriff auf das reiche Gemeinwesen zusammenzuscharen. Andererseits trachtet dieses wieder, sein Landgebiet und die Menge seiner Untertanen zu erweitern. Wir haben ja gesehen, wie durch das Anwachsen der Stadt in dieser ein ausgedehnter Markt für Produkte der Lands

wirtschaft entsteht, und der Grund und Boden, der für die Stadt Waren produziert, felbft einen Wert erhält, wie auf diese Weise der Hunger nach mehr Land und nach Arbeitsfräften erwächst, die das neugewonnene Land für seine Eroberer bebauen sollen. Daher steter Kampf zwischen der Großstadt und den fie umgebenden Bauernvölkern. Siegen die letteren, dann wird die Stadt geplündert und muß ihre Laufbahn wieder von vorn aufangen. Sieat bagegen bie Stadt, dann nimmt fie den unterliegenden Bauern einen größeren oder geringeren Teil ihrer Mark ab, um ihn ihren eigenen Grundbesitzern zuzuwenden, die mitunter landlose Söhne dort ansiedeln, meift aber das gewonnene Land durch Zwangsarbeiter für sich bebauen laffen, die auch das eroberte Land zu liefern hat, entweder in der Form von Pächtern ober Hörigen ober Sklaven. Mitunter tritt aber auch ein milberes Verfahren ein, die unterworfene Bevölkerung wird nicht nur nicht geknechtet, sondern sogar unter die Bürger der fiegreichen Stadt aufgenommen, allerdings nicht unter die Vollbürger, deren Versammlung die Stadt und den Staat regiert, sondern unter die Bürger zweiten Ranges, die volle Freiheit und allen gesetlichen Schutz bes Staates genießen, an feiner Regierung aber feinen Unteil haben. Solche Neuburger brauchte die Stadt um so mehr, je größer mit dem Wachsen ihres Reichtums ihre friegerischen Lasten wurden, je weniger die Familien der Altbürger ausreichten, die nötige Bahl von Bürger= soldaten zu stellen. Kriegspflicht und Bürgerrecht sind aber ursprünglich eng miteinander verbunden. Wollte man die Rahl ber Krieger rasch vermehren, mußte man neue Bürger in den Staatsverband aufnehmen. Rom ift nicht zum mindeften dadurch groß geworden, daß es mit der Ber= leihung des Bürgerrechtes an Zuziehende wie auch an benachbarte unterworfene Gemeinden fehr freigebig war.

Die Zahl dieser Neuburger konnte man beliebig erweistern. Für sie bestanden die Grenzen nicht, die die Zahl

der Altbürger beschränkten. Diese Grenzen waren zum Teil technischer Natur. Wurde die Staatsverwaltung in der Versammlung der Altbürger geregelt, dann durfte diese Versammlung nicht so groß werden, daß sie jede Verhand= lung unmöglich machte. Die Bürger durften aber auch nicht so weit vom Versammlungsort entfernt wohnen, daß sie ihn nicht ohne Beschwerde und Vernachlässigung ihrer Wirtschaft zu bestimmten Zeiten erreichen konnten. Solche Bedenken bestanden für die Neubürger nicht. Auch wo man ihnen einige politische Rechte, selbst (was allerdings selten von vornherein geschah) das Stimmrecht in den Bürgerschaftsversammlungen, einräumte, war es - wenigstens vom Standpunkt der Altbürgerschaft aus — durchaus nicht notwendig, daß fie stets die Möglichkeit besagen, an diesen Bersammlungen teilzunehmen. Je mehr die Altbürger unter sich blieben, defto lieber war es ihnen.

Die Schranken, die die Zahl dieser einengten, bestanden also nicht für die Zahl der Neuburger.

Die Zahl der Bürger letzterer Art konnte beliebig erweistert werden, sie fand ihre Grenzen nur in der Größe des Staates und in dem Bedarf des Staates an zuverlässigen Soldaten. Denn auch dort, wo von den unterworfenen Provinzen Truppen zu stellen waren, bedurfte das Heer eines Kernes, der ihre Zuverlässigkeit sicherte, und der konnte nur durch ein starkes Kontingent von Bürgersoldaten gesbildet werden.

Auf diese Weise ersteht aber mit dem Anwachsen der Stadt eine zweite Form undemokratischer Organisation für den Staat. Wird auf der einen Seite die große Stadtsgemeinde zur absoluten Herrin zahlreicher Gemeinden und Provinzen, so bildet sich andererseits innerhalb der Bürgerschaft der Gemeinde, die sich nun weit über das Gebiet der alten Stadtmark hinaus erstreckt, der Gegensatz zwischen Volls oder Altbürgern (Patriziern) und Neubürgern (Plebes jern). Auf diesem wie auf jenem Wege wird aus der Demos

kratie eine Aristokratie, nicht durch Verengerung des Areises der vollberechtigten Bürger, nicht durch Erhebung einiger Beworrechteten über diese, sondern dadurch, daß der Staat wächst, indes jener Areis der gleiche bleibt, so daß alle zur alten Gemeinde oder Markgenossenschaft neu hinzukommens den Elemente minderberechtigt oder gar rechtlos bleiben.

Aber diese beiden Wege der Entwicklung der Aristofratie aus der Demokratie verfolgen nicht die gleiche Richtung. Die eine Art der Ausbeutung und Beherrschung des Staates durch eine privilegierte Minderheit, die Herrschaft einer Gemeinde über ein ganzes Reich, kann, wie uns das Beisviel Roms zeigt, an Umfang stets wachsen; und sie muß wachfen, folange der Staat lebensträftig ift und nicht vor einer überlegenen Macht zusammenbricht. Unders dagegen steht es mit der politischen Rechtlosigkeit der Neuburger. Golange diese fast ausschließlich Bauern sind, nehmen sie ihren Mangel an Rechten mehr oder weniger ruhig hin. find ja, bei der großen Entfernung ihrer Betriebe von der Stadt, meift gar nicht in der Lage, wenn fie morgens von ihrem Beim fortgehen, mittags bei der Bürgerversammlung auf dem Marktplat ber Stadt anwesend zu sein und abends wieder zu Haufe einzutreffen. Und mit dem Wachstum des Staates werden deffen inneren wie äußeren Berhältniffe immer komplizierter, wird die Politik und auch die Kriegführung ein Geschäft, das Vorkenntnisse erfordert, die dem Bauern unerreichbar find. Er versteht also doch nichts von allen den persönlichen und sachlichen Fragen, die in den politischen Bersammlungen der Stadt entschieden werden, hat daher kein großes Bedürfnis, sich das Recht zu erobern, an ihnen teilnehmen zu dürfen.

Aber die Neubürgerschaft bleibt nicht auf Bauern besschränkt. Fremde, die in die Stadt ziehen und ihr nützlich werden, erhalten das Bürgerrecht. Die eroberten und mit dem Bürgerrecht begabten Landstriche umfassen auch nicht bloß Dörfer, sondern Städte mit Handwerkern und Kaufs

leuten, sowie Großgrundbesitzern, die neben ihrem Landhaus ein Stadthaus besitzen. Sobald sie das römische Bürgerrecht gewinnen, besommen sie dadurch einen starken Unreiz, aus der kleineren Stadt in die größere zu ziehen, in der sie nun nicht bloß geduldet sind, und wohin sie leichterer Berdenstit und mehr Kurzweil lockt. Gleichzeitig aber werden in der von uns sichon gekennzeichneten Weise durch Krieg und Sklavenwirtschaft immer mehr Bauern expropriiert. Die beste Zuslucht solcher an die Lust gesetzen Elemente ist nun ebenfalls die Großstadt, deren Bürger sie sind und in der sie versuchen, sich sortzubringen als Handwerfer oder Lastträger, Schenswirte, Krämer, oder gar nur als Schmarober irgend welches reichen Herrn, dem sie sich als Klienten zu allen möglichen Diensten zur Berfügung stellen und dessen Höflinge sie bilden — richtige Lumpenproletarier.

Diese Elemente haben weit mehr Zeit und Gelegenheit als die Bauern, sich um die städtische Politik zu kümmern, deren Folgen sie auch viel deutlicher und unmittelbarer verspüren. Sie empfinden das lebhasteste Interesse daran, auf diese Politik Einsluß zu gewinnen, an Stelle der Versammslung der Altbürger die der gesamten Bürgerschaft zu sehen, sür die letztere das Recht der Erwählung der Staatsbeamten und der Erlassung von Gesehen zu erringen.

Mit der Größe der Stadt wuchs die Zahl aller dieser Elemente immer mehr, indes sich der Kreis der Altbürgersschaft nicht erweiterte. Er wurde daher relativ immer schwächer, um so mehr, da er über eine von der Bürgerschaft gesonderte Kriegsmacht nicht verfügte, die Neubürger ebensogut wie die Altbürger Wehrmänner, im Besitz von Waffen und mit deren Handhabung vertraut waren. So entbrennt in allen Städten dieser Art ein erbitterter Klassenstampf zwischen Altbürgern und Neubürgern, der regelmäßig früher oder später mit dem Siege der letzteren, also der Demokratie endet, die aber ihrerseits auch wieder nichts anderes ist als eine Erweiterung der Aristofratie, da ja die

Rechtlosigkeit und Ausbeutung der außerhalb des Bürgerrechtes stehenden Provinzen fortdauert. Ja, oft wird das Gebiet und mitunter auch der Grad der provinzialen Ausbeutung in derselben Zeit vergrößert, in der die Demokratie innerhalb der herrschenden Gemeinde Fortschritte macht.

c. Der römische Staat.

Alle diese, jede aufblühende Handelsstadt des Altertums kennzeichnenden Kämpfe sinden wir in Rom in vollem Gange, zu der Zeit, wo es in der Geschichte auftaucht.

Seine Lage macht es zu einem sehr geeigneten Stapelplatz. Es liegt ziemlich entfernt von der Meeresküste am Tiber, aber das bildete damals, bei der Kleinheit der Seefahrzeuge, kein Hindernis für den Seehandel, es war sogar ein Vorzug, da man tieser im Lande drin vor Seeräubern und Wogengang geschützter war als an der Seeküste. Nicht umsonst sind so viele der großen älteren Handelsstädte nicht direkt am Meere, sondern an schiffbaren Flüssen ziemlich weit von deren Mündung gelegen — so Babylon und Bagdad, London und Paris, Antwerpen und Hamburg.

Die Stadt Kom bildete sich an einem Platz, wo an den noch schiffbaren Tiber zwei leicht zu besestigende Hügel herantreten, die den Magazinen für die ause und einzuschissenden Waren Schutz und Sicherheit gewährten. Die Landschaft, in der Kom entstand, war noch roh, rein bäuerslich, aber nördlich und südlich von ihr lagen öfonomisch hochentwickelte Landschaften, Etrurien und Rampanien, mit starker Industrie, ausgedehntem Handel und auch schon einer auf unsreier Arbeit beruhenden Landwirtschaft. Und von Ufrika her kamen mit ihren Waren die Karthager, die auf gleicher Höhe der Entwicklung standen wie die Etrusker und die griechischen Kolonien in Süditalien.

Diese geographische Lage versetzte Kom in eine eigensartige Doppelstellung. Ihrer nächsten Umgebung, den Lastinern und Bolskern gegenüber, erschien die Handelsstadt

als der Vertreter einer höheren Kultur; der weiteren Umsgebung, den Etruskern und italischen Griechen gegenüber, traten dagegen die Kömer als rohes Bauernvolk auf. In der Tat hlieb die Landwirtschaft für die Kömer der Hauptserwerdszweig, troß aller Junahme des Handels. Vom Meere entfernt, verstanden sie nichts von Seefahrt und Schiffbau. Sie überließen es fremden Kausleuten und Schiffern, zu ihnen zu kommen und ihren Handel zu treiben. Und das änderte sich nicht. Dadurch erklärt es sich teilsweise, warum zur Zeit Cäsars und seiner ersten Nachfolger, also zur Zeit der Entstehung des Christentums, die Juden eine so starke Kolonie in Kom bildeten. Sie hatten das mals einen Teil des römischen Handels an sich gebracht. So liegt ja auch heute noch zum Beispiel in Konstantinopel der Handel vornehmlich in den Händen von Nichttürken.

Je mehr Rom durch seinen Handel aufblühte, besto mehr fam es in Konflift mit seinen Nachbarn. Der Markt für Lebensmittel, den der Handel erschloß, erzeugte in den römischen Grundbesitzern den Drang, ihren Grundbesitz auf Koften ihrer Nachbarn zu erweitern, indes diese wieder nach bem Reichtum der Stadt luftern wurden. Undererfeits entbrannten nun Konkurrenzkämpfe mit den etruskischen Städten. Es waren zahlreiche lange und harte Kriege, die das junge Gemeinwesen zu bestehen hatte, aber siegreich ging es aus ihnen hervor, bank feiner oben schon angedeuteten Doppelftellung. Über die Bauern siegte die höhere Technif und Die geschloffene Organisation ber großen Stadt; über bie Etrusfer wieder, die schon infolge der Berdrängung ber freien Bauernschaft burch Zwangsarbeit an militärischer Kraft verloren hatten, siegte die Bähigkeit und Ausbauer der römischen Bauern.

Sobald aber Rom stark genug geworden war, mit den Etruskern fertig zu werden, erfuhr es dabei, welch vortreffs liches Geschäft der Krieg werden könne. Weit mehr Reichs tum als durch den Handel, den doch meist Ausländer trieben, und durch die Landwirtschaft, die bei kleinbäuerlichem Betrieb nur geringe überschüffe im Jahre abwarf, war durch glückliche Kriege zu gewinnen, wenn sie gegen reiche Städte und Nationen geführt wurden, die man plünbern und tributpslichtig machen konnte. Handel und Raub sind von Ansang an miteinander verwandt, aber wohl keine Handelsstadt hat so sehr das Käuberhandwerk in den Bordergrund gestellt und zu einer staatlichen Einrichtung, ja zur Grundlage der Größe der Stadt erhoben, so sehr alle staatlichen Institutionen darauf eingerichtet, wie Rom.

Sobald es die etruskischen Städte erobert, geplündert und sich zinsbar gemacht hatte, wendete es sich gegen seine reichen Nachbarn im Guben, deren wachsender Reichtum ein Schwinden ihrer militärischen Kraft aus den schon öfter hier auseinandergesetten Grunden mit sich gebracht hatte, fo daß bie Beute in demfelben Mage begehrenswerter mar, wie sie leichter zu gewinnen schien. Aber dieser Reichtum loctte gleichzeitig ein anderes Bauernvolf, die Samniten. Diese mußten erft aus bem Felbe geschlagen fein, ehe man sich der griechischen Städte in Süditalien bemächtigen konnte. Bauernvolf rang gegen Bauernvolf, aber die Samniten hatten feine große Stadt, wie Rom, in ihrer Mitte, die ben bäuerlichen Streitkräften eine zentralisierte Organisation gegeben hatte. So unterlagen fie, und damit war fur Rom ber Beg nach ben reichen Städten Guditaliens offen, die nun geplündert und unterjocht wurden.

Von Süditalien war dann nur noch ein Schritt nach Sizilien, das, nicht minder reich wie das griechische Jtalien, die römischen Raubscharen ebensosehr anlockte. Da aber stießen sie auf einen gefährlichen Feind, die Karthager. Karthago, eine mächtige Handelsstadt in der Nähe des heutigen Tripolis, hatte, von dem gleichen Käuberdrang wie Rom ergriffen, sich die westliche Nordküste Ufrikas und Spanien unterworsen und versuchte jeht das gleiche mit Sizilien. Es war eine Kolonie der Phönizier, die durch die Bez

Das Staatswesen 87

schaffenheit ihres Landes frühzeitig zur Seefahrt gedrängt worden waren und auf dem Gebiet der Seefahrt ihre große Aberlegenheit erlangt hatten. Auch Karthago erlangte seine Größe und seinen Reichtum durch die Seefahrt. Es bildete Seefahrer, nicht Bauern. An Stelle der Bauernwirtschaft entwickelte es die Latifundienwirtschaft mit billigen, erbeuteten Stlaven und daneben den Bergbau. Es sehlte ihm daher an einem bäuerlichen Bolksheer. Sobald es gezwungen wurde, von der Küste ins Junere des Landes vorzuschreiten, um seine Eroberungen sestzuhalten, und eine Kriegsmacht zu Lande zu entsalten, mußte es zur Anwerdung von Sölds

nern areifen.

Das Ringen zwischen Rom und Karthago, die drei sogenannten Bunischen Kriege, begann 264 v. Chr. und endete erft 146 völlig mit ber Zerftörung Karthagos. Entschieden war es freilich schon nach der Riederwerfung Sannibals. die 201 zur Beendigung des zweiten Bunischen Krieges führte. Diefe Rampfe murben Kriege zwischen Soldnerheeren und Bauernheeren, zwischen dem Berufsheer und der Milizarmee. Oft siegte das erstere, es brachte Rom unter Hannibal dem Untergang nahe, aber das Miligheer, das den eigenen Berd verteidigte, erwies sich schließlich doch als ausdauernder und es zwang am Ende des furchtbaren Ringens den Gegner völlig Karthago wurde bem Erdboden gleich gemacht, nieder. seine Einwohnerschaft vertilgt. Sein ungeheurer Besitz an Latifundien, Bergwerken, unterjochten Städten, fiel als Beute bem Sieger anheim.

Damit war der gefährlichste Gegner Roms gefallen. Bon nun an herrschte es unumschränkt im westlichen Becken des Mittelmeers. Und bald auch im östlichen Becken. Dessen Staaten waren auf dem Leidenswege der alten Kultur, der Berdrängung der freien Bauern durch Zwangsarbeit von Sklaven oder von Frondauern und ihrer Ruinierung durch ewige Kriege, endlich der Ersetzung der Milizen durch Söldner, schon so weit vorgeschritten und militärisch geschwächt, daß sie den Heeren Roms keinen nennenswerten Widerstand mehr leisten konnten. Mit leichter Mühe warsen die römischen Heere eine Stadt nach der anderen, ein Land nach dem anderen nieder, um sie zu plündern und zu ständiger Zinsbarkeit zu verurteilen. Von nun an blied Kom die Herrin der alten Kulturwelt, dis es den germanischen Barbaren gelang, ihm dasselbe Schicksal zu bereiten, das es selbst den Griechen bereitet hatte, trozdem diese wissenschaftlich und künstlerisch hoch über ihm standen. Wie in der Okonomie und Politik blied Kom den Griechen gegensüber auch in Philosophie und Kunst stets nur der Plünderer. Seine großen Denker und Dichter waren sast durchsgehends Plagiatoren.

Die reichsten Länder der damaligen Welt, in denen unsählige Schätze einer Jahrhunderte, ja, wie in Agypten, Jahrtausende alten Kultur aufgestapelt waren, wurden der Plünderung und Erpressung durch Kom eröffnet.

Den enormen kriegerischen Kraftausmand, der dieses glänzende Resultat zeitigte, hatte Kom aber nur entsalten können als Demokratie, als eine Stadt, an deren Existenzalle Klassen ihrer Bevölkerung, wenn auch nicht alle in gleicher Beise, interessiert waren. In langem und zähem Kingen vom sechsten bis zum vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hatten die Neubürger, die Plebejer, den Altbürgern, den Patriziern, ein Vorrecht nach dem anderen zu entreißen gewußt, dis schließlich jeder rechtliche Unterschied der beiden Stände verschwunden war und die Volksversammlung sämtlicher Bürger über die Gesetz zu entscheiden und die höchsten Beamten, die Konsuln, Prätoren, Abilen, zu wählen hatte, die dann, nach Besleidung ihres Amtes in den Senat eintraten, der tatsächlich den ganzen Staat regierte.

Aber das römische Volk erlangte damit nicht die Herrsschaft im Staate, sondern nur das Recht, sich seine Herren zu wählen. Und je mehr in der Stadt Kom das Lumpens

proletariat vorherrschte, besto mehr wurde dies Recht der Demokratie ein Mittel des Erwerbes, ein Mittel, Unters stützungen und Bergnügungen von den Kandidaten zu ers vressen.

Wir haben schon die Klienten fennen gelernt, die sich reichen Herren für alle möglichen Dienste zur Verfügung ftellten. Befagen fie bas Stimmrecht, bann war unter ben Diensten, die fie zu leisten vermochten, keiner wichtiger als die Abstimmung im Sinne des Schutherrn, des Patrons. Jeder reiche Römer, jede reiche Familie verfügte so über zahlreiche Stimmen in ber Gemeindeversammlung, Die fie im Interesse ber Clique birigierten, der sie angehörten. Gin paar Cliquen reicher Familien behielten in dieser Beise die Regierung bes Staates in ber Band, festen immer wieber die Wahl ihrer Angehörigen in die höheren Beamtenftellen und damit in den Senat durch. Die Demokratie änderte darin nicht mehr, als daß sie nun auch reichen plebeiischen Familien erlaubte, sich in diesen Kreis einzudrängen, der unter bem aristofratischen Regiment auf die Patrizier beschränft geblieben war.

Die gewählten Konsuln und Prätoren hatten das erste Jahr ihrer Amtstätigkeit in Rom zu verbringen. Im zweiten Jahre übernahm jeder von ihnen die Verwaltung einer Proposa, und suchte sich nun dort schadloß zu halten für die Kosten, die ihm die Bewerbung ums Amt verursacht hatte, und darüber hinaus noch einen Gewinn für sich herauszusschlagen. Denn ein Gehalt bezog er nicht. Die Amter waren "Chrenämter". Andererseits war wieder die Aussicht auf den Gewinn, der in der Provinz durch Erpressung und Vestechung, mitunter durch direkten Raub zu holen war, ein Grund, die Bewerbung ums Amt möglichst nachdrücklich zu betreiben, so daß sich dabei die verschiedenen Kandidaten in ihren Leistungen für das Voll immer mehr in die Höhe steigerten.

Je größer aber burch die verschiedenen Methoden des Stimmenkaufs die Aussichten für die Lumpenproletarier

wurden, aus dem Verkauf der Bürgerrechte Vorteil zu ziehen, besto mehr mußten sich jene Bauern, die das römische Bürgerrecht besaßen, getrieben fühlen, ihre dürstige und mühevolle, bedrängte Existenz auf dem Lande aufzugeben, um nach Rom zu ziehen. Das vermehrte wieder die Zahl der stimmsberechtigten Lumpenproletarier und damit auch die Ansprüche, die an die Kandidaten gestellt wurden. Zur Zeit Eäsars gab es in Rom nicht weniger als 320 000 römische Bürger, die unentgeltlich Brotkorn vom Staate bezogen: ungefähr ebenso groß wird die Zahl der käusslichen Stimmen gewesen sein. Man kann sich denken, welche Summen eine Wahl verschlang.

Im Jahre 53 vor unserer Zeitrechnung verursachte der Stimmenkauf eine solche Nachfrage nach barem Gelde, daß der Kapitalzins stark in die Höhe ging und eine Geldkrisis eintrat.*

"Die Nobilität (der Amtsadel) hatte schwer zu zahlen," bemerkt Mommsen. "Ein Fechterspiel kostete 720000 Sesterze (150000 Mark). Aber sie zahlte es gern, da sie ja damit den unvermögenden Leuten die politische Laufbahn verschloß."**

Und sie hatte sehr oft zu zahlen, denn jedes Jahr gab es neue Wahlen. Über sie zahlte nicht aus idealem Ehrzgeiz, sondern weil sie wußte, daß sie damit nur die Erlaubnis zu der weit einträglicheren Plünderung der Provinzen erkaufte und ein sehr gutes Geschäft dabei machte.

Die "Demokratie", das heißt die Beherrschung der Bevölkerung des ganzen römischen Reiches mit etwa 50 bis 60 Millionen Einwohnern durch einige Hunderttausende römischer Bürger, wurde so eines der kräftigsten Mittel, die Ausraubung und Aussaugung der Provinzen aufs höchste zu steigern, indem sie die Zahl der Teilhaber daran erheblich vermehrte. Und nicht nur die Statthalter taten das

^{*} Salvioli, Le capitalisme dans le monde antique, S. 243. 1906. ** Römische Geschichte, I, S. 809.

Möglichste an Erpressungen, sondern jeder nahm noch einen Schwarm von "Freunden" mit, die ihm bei der Wahl gesholsen hatten und nun auszogen, um dafür unter seinem Schutze zu stehlen und zu rauben.

Aber nicht genug damit, wurde auch das römische Wuchersfapital auf die Provinzen losgelassen, wo es Gelegenheit sand, seine ganze vernichtende Macht zu entsalten und zu einer beherrschenden Größe anzuwachsen, die es nirgends sonstwo in der alten Welt erreicht hat.

d. Der Wucher.

Der Wucher selbst ift uralt, fast ebenso alt wie der Handel. Wohl läßt er sich nicht bis zur Steinzeit verfolgen, aber er ift wohl älter als das Geldwesen. Sobald sich verschiedene Haushaltungen mit bestimmtem Familienbesit bildeten, konnte die Möglichkeit eintreten, daß die eine Familie reicher wurde als andere, an Vieh, an Land, an Sklaven, indes andere verarmten. Da lag es nahe, daß Bauern, die in einer Not= lage waren, von dem besser situierten Nachbarn etwas entlehnten, was diefer im Aberfluß befaß, etwa Getreide ober Bieh, wofür sie sich verpflichten mußten, es mit einer Rugabe zurückzustellen oder eine gewisse Arbeit dafür zu leisten — der Anfang der Schuldknechtschaft. Solche Wuchergeschäfte find möglich und kommen vor bei bloßer Naturalwirtschaft, ohne Dazwischentreten von Geld. Großgrundbesit und Wucher find von ihren Anfängen an eng miteinander verwandt, und das Wucherkapital — heute die hohe Finanz genannt und der Großgrundbefit haben vielfach miteinander aufs beste harmoniert. Auch in Rom waren die Großgrundbesiger Bucherer, soweit man ihre Geschichte zurückverfolgen kann, und der Kampf zwischen Batriziern und Blebejern war nicht bloß ein Kampf zwischen Aristofratie und Demofratie um politische Rechte, nicht bloß ein Kampf zwischen Großarundbesitz und Bauernschaft um die staatlichen Allmenden, sondern auch ein Kampf zwischen Bucherern und Verschuldeten.

Indes war die Produktivität der bäuerlichen Arbeit und daher der überschuß, den sie erzeugte, so gering, daß die Ausbeutung großer Menschenmassen dazu gehörte, den Ausbeutern erheblichen Reichtum zu verschaffen. Solange die römischen Aristokraten nur die Bauern des Gebiets um Rom herum auswucherten, mochten sie diese dadurch sehr bedrücken, für jene selbst schaute nicht allzuviel dabei heraus. Dagegen mußten die Geschäfte der römischen Wucherer um so glänzender florieren und um so bedeutendere Reichtümer einbringen, je mehr ihnen die ganze damalige Kulturwelt erschlossen wurde.

Damit trat aber auch eine Arbeitsteilung ein. Die Bewucherung der Nachbarn war kein Geschäft, das besondere Aufmerksamkeit erforderte. Das konnten die Aristokraten neben der Bewirtschaftung ihrer Güter und der Besorgung der Staatsverwaltung mühelos beforgen. Dagegen ging es doch schwer, Spanien und Sprien, Gallien und Nordafrika auszuwuchern und daneben noch die Geschäfte eines so un= geheuren Staates zu leiten. Das Wuchergeschäft sondert fich nun immer mehr vom Regierungsgeschäft. Neben dem Amtsadel, der die Provinzen durch seine Funktionen als Kelbherr und Landvogt ausraubte, dabei freilich auch sich burchaus nicht scheute, Geldgeschäfte zu machen, bildete sich nun eine besondere Klasse der Wucherkapitalisten, die auch eine besondere ständische Organisation erhielten, als die Klaffe der "Ritter". Je zahlreicher aber wieder die Klaffe von Geldkapitalisten wurde, die sich ausschließlich mit Geld= geschäften abgaben, desto mannigfaltiger konnten diese werden.

Ein Hauptmittel, die Provinzen zu plündern, bestand darin, daß man das Eintreiben ihrer Steuern pachtete. Noch gab es keine Bureaukratie, der man das Einziehen der Steuern hätte übergeben können. Der bequemste Weg dafür war der, daß man diese Funktion für eine Provinzeinem römischen Geldmann übergab, der den geforderten Steuerbetrag an den Staat ablieferte und zusah, wie er sich

dafür schadlos hielt. Es war ein Steuersystem ähnlich dem, das heute noch vielfach im Orient herrscht und ihn verwüstet. Denn der Pächter begnügt sich natürlich nicht mit dem, was ihm zusteht. Die Provinzialen sind ihm wehrslos preisgegeben und werden dis zum Weißbluten geschröpft.

Sehr oft paffiert es aber nun, daß einzelne Städte ober tributpflichtige Könige die ihnen auferlegten Summen nicht gahlen können. Da find wieder die römischen Geldmänner bereit, sie ihnen vorzuschießen, natürlich gegen entsprechende Berginfung. Go machte jum Beispiel ber große Republifaner Junius Brutus "ausgezeichnete Spekulationen, indem er dem König von Rappadofien und ber Stadt Salamis Geld borate: mit diefer schloß er eine Anleihe zu einem Zinsfuß von 48 Prozent ab". (Salvioli, a. a. D., S. 42.) Das war fein ungewöhnlich hoher Zinsfuß. Es tamen, wie Salvioli in seinem Buche berichtet, Zinsen für die Unleihen von Städten bis zu 75 Prozent vor. Bei befonderem Rifito ftieg ber Zinsfuß noch höher. So borgte das große Bankhaus des Rabirius zur Zeit Cafars dem vertriebenen König Ptolemäos von Agypten sein ganzes Vermögen und das seiner Freunde gegen 100 Prozent Zinsen. Freilich verspekulierte sich Rabirius babei, denn als Ptolemäos wieder in die Regierung gefommen mar, zahlte diefer nichts und ließ den unbequemen Gläubiger, der den ganzen ägyptischen Staat als seine Domane behandeln wollte, ins Gefängnis werfen. Indes enttam ber Finanzmann nach Rom, und Cafar gab ihm Belegenheit, ein neues Bermögen zu erwerben durch Lieferungen für den afrikanischen Krieg.

Das bildete wieder eine andere Methode, Geld zu machen. Die Tribute der unterworfenen Provinzen, die in den römischen Staatskaffen zusammenflossen, waren ungeheuer. Aber die ewigen Kriege kosteten auch wieder Geld. Sie wurden ein Mittel, wodurch den Geldmännern selbst von jenem Teile der in den Provinzen gemachten Beute, der ihnen nicht direkt zusiel, sondern an den Staat abgeliesert

wurde, wieder erhebliche Summen in ihre unergründlichen Taschen zuslossen. Sie übernahmen Kriegslieserungen für den Staat — ein Mittel, das heute noch große Vermögen schafft. Sie gingen aber auch dazu über, den eigenen Staat selbst zu bewuchern, wenn dieser gelegentlich in einer Geldstemme war, was nicht selten vorsam, denn je mehr er aus den Provinzen zu ziehen vermochte, desto mehr wuchsen die Ansprüche aller möglichen Staatsparasiten an ihn. Große Summen mußten mitunter dem Staate vorgeschoffen werden, größere, als sie ein einzelner besaß. Da halsen Attienzesellschaften aus, die sich bildeten. Wie der Wucher die erste Form der kapitalistischen Ausbeutung darstellt, so bildet er die erste Funktion von Attiengesellschaften.

Die Gelbleute Koms "gründeten Gesellschaften, entsprechend unseren Aftienbanken, mit Direktoren, Kassierern, Agenten usw. Bur Zeit Sullas bildete sich die Gesellschaft der Asiani mit einem so ansehnlichen Kapital, daß sie dem Staate 20000 Talente borgen konnte, 100 Millionen Mark. Zwölf Jahre später ließ sie diese Schuld auf 120000 Talente anwachsen... Die kleinen Kapitalien wurden in Aktien der großen Gesellschaften angelegt, so daß, wie Polydius (VI, 17) sagt, die ganze Stadt (Rom) an den verschiedenen sinanziellen Unternehmungen beteiligt war, die einige hervorragende Firmen leiteten. Die kleinsten Ersparnisse hatten ihren Anteil an den Unternehmungen der Publicani, das ist an der Pachtung der Steuern und der Staatsländereien, Unternehmungen, die außersordentliche Prosite abwarsen." (Salvioli, a. a. D., S. 40, 41.)

Das alles mutet uns sehr modern an, und es bezeugt in der Tat, daß die römische Gesellschaft zur Zeit der Entstehung des Christentums dis an die Schwelle des modernen Kapitalismus gelangt war, und doch waren die Wirkungen jenes antiken Kapitalismus ganz anderer Art als die des modernen.

Die Methoden, die wir hier beschrieben, sind so ziemlich dieselben, durch die der moderne Kapitalismus begründet

wurde, jene, die Mary als die der "ursprünglichen Akkumulation" gekennzeichnet hat: Enteignung des Landvolkes, Blünderung der Rolonien, Stlavenhandel, Handelsfriege und Staatsschulden. Und in der neueren Zeit wie im Altertum finden wir auch dieselben zerstörenden und verheerenden Wirkungen dieser Methoden. Aber der Unterschied zwischen der neueren Zeit und dem Altertum ift der, daß dieses nur die zerstörenden Wirkungen des Kapitalismus zu entwickeln wußte, indes der Kapitalismus der neueren Zeit aus der Berftörung die Bedingungen erzeugt zum Aufbau einer neuen, höheren Produktionsweise. Sicher ist die Methode der Entwicklung des modernen Kapitalismus nicht minder barbarisch und graufam als die des antiken; aber sie schafft doch die Grundlage zu einem Aufstieg über diefes grausame, zerstörende Wirken hinaus, indes der antike Kapitalismus darauf beschränkt blieb.

Den Grund davon haben wir schon im vorigen Kapitel fennen gesernt. Was der moderne Kapitalismus durch Plünderung und Erpressung und andere Gewalttat zussammenrafft, dient nur zum geringsten Teile dem Genießen, wird zum größten Teile benutzt, neue, höhere Produktionsmittel zu erzeugen, die Produktivität der menschlichen Arbeit zu steigern. Der Kapitalismus der antiken Welt sand die Bedingungen dazu nicht vor. Soweit er in die Produktionsweise eingriff, wußte er nur die Arbeit des freien Bauern durch die des Sklaven zu ersetzen, die auf den entscheibenden Gebieten der Produktion einen technischen Kückschritt bes deutete, eine Verminderung der Produktivität der gesellschaftslichen Arbeit, eine Verarmung der Gesellschaft.

Soweit die Gewinne der römischen Geldmänner ebenso wie die Beute der römischen Generäle und Beamten nicht wieder zu neuen Wuchergeschäften, also neuen Plünderungen dienten, konnten sie nur einerseits im Genießen sowie bei der Herstellung von Genußmitteln verschwendet werden — und zu den Genußmitteln sind nicht bloß Paläste, sondern

auch Tempel zu rechnen —, andererseits konnten diese Gewinne, wenn wir von den paar Bergwerken absehen, dazu verwendet werden, Grundeigentum zu erwerben, das heißt freie Bauern zu enteignen und durch Sklaven zu ersehen.

Die Plünderung und Verheerung der Provinzen diente also nur dazu, den Geldmännern Roms die Mittel zu geben, die Verminderung der Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit durch Verbreitung der Sklaverei noch rascher vorangehen zu lassen, als es sonst der Fall gewesen wäre. Die Verwüstung hier wurde nicht durch einen ösonomischen Aufschwung dort wett gemacht, wie das beim heutigen Kapitalismus wenigstens zeitweise der Fall ist, sondern die Verwüstung hier beschleunigte noch den Niedergang dort. So trat dank der Weltherrschaft Koms die allgemeine Verarmung der antiken Welt seit dem Veginn unserer Zeitzrechnung noch früher ein, als sie sonst gekommen wäre.

Aber lange wurden die Anzeichen des ökonomischen Bankrotts durch den blendenden Glanz überstrahlt, der daraus hervorging, daß innerhalb weniger Jahrzehnte in Rom fast alles zusammengetragen wurde, was Jahrhunderte, ja Jahrtausende emfiger künstlerischer Arbeit in allen Kulturstätten um das Mittelmeer herum geschaffen hatten. Weit eher als der ökonomische Bankrott trat der politische Bankrott des Systems klar zutage.

e. Der Absolutismus.

Rom tötete das politische Leben in allen Gebieten, die es eroberte, indem es ihre Widerstandsfähigkeit brach und ihnen jede Selbständigkeit raubte. Die ganze Politis des ungeheuren Reiches konzentrierte sich in der einen Stadt Rom. Wer aber waren dort die Träger des politischen Lebens geworden? Geldmenschen, die nur daran dachten, wie man Zins auf Zins häusen könne; Aristokraten, die von einem Genuß zum anderen taumelten, denen jede regelmäßige Arbeit, jede Anstrengung, selbst die des Regierens und Kriegführens,

verhaßt wurde; endlich Lumpenproletarier, die nur davon lebten, daß sie ihre politische Macht an den Meistbietenden verkauften.

So berichtet zum Beispiel Sueton in seiner Biographie Cäsars von bessen Spenden nach den Bürgerkriegen:

"Dem Volke spendete er pro Mann außer zehn Modien Getreide und ebensoviel Pfund Dl noch die 300 Sesterze, die er ehedem versprochen, und 100 als Berzugszinsen dazu. (Also 80 Mark zu einer Zeit, wo man mit 10 Pfennig im Tage auskam. K.) Auch übernahm er (für die in Mietwohnungen Lebenden. K.) die Bezahlung der Jahresmiete in Rom dis zum Betrage von je 2000 Sesterzen (400 Mark) und in Italien dis zum Betrage von 500 (100 Mark). Dazu fügte er einen Festschmaus (für 200000 Personen. K.) und eine Fleischverteilung, und nach dem Siege über Spanien noch zwei Frühstücke hinzu. Weil nämlich das erste ihm kärglich und seiner Freigebigkeit nicht würdig vorkam, ließ er fünf Tage darauf ein zweites, sehr reichliches veranstalten." (Kap. 28.)

Dazu gab er Spiele von unerhörter Pracht. Gin Schausspieler, Decimus Laberius, erhielt für eine Aufführung allein

500000 Sefterze, 100000 Mark!

Und von Augustus berichtet Sueton:

"Häufig verteilte er Spenden an das Volk, aber nicht immer in gleichem Betrage, bald 400 (80 Mark), bald 300 (60 Mark), manchmal nur 250 Sefterze (50 Mark) pro Mann. Und dabei überging er nicht einmal jüngere Knaben, obwohl diese fonst erst vom elsten Jahr ab etwas bekamen. Desgleichen ließ er in Teuerungsjahren oft um ganz gegeringen Preis, manchmal auch unentgeltlich, an jeden einzelnen Brotkorn austeilen und verdoppelte dann die Anweisungen auf Geldspenden." (Octavius, Kap. 41.)

Daß ein Proletariat, das sich in dieser Weise kaufen ließ, das die Käuflichkeit in ein System brachte und sie ganz offen zur Schau trug, jede politische Selbständigkeit verlor,

ist klar. Es war nur noch ein Werkzeug in der Hand des Meistbietenden. Der Kampf um die Macht im Staate wurde ein Konkurrenzkampf zwischen einigen Käubern, die imstande gewesen waren, die größte Beute zusammenzuraffen, und die dabei den größten Kredit bei den Geldleuten genossen.

Dies Moment wurde noch enorm verstärft durch das Auffommen des Söldnerwesens. Die Armee wurde damit immer mehr die Herrin der Republik. In dem Maße, wie das Söldnerwesen zunahm, ging auch die Wehrhaftigkeit der römischen Bürger zurück — oder vielmehr, der Rückgang dieser Wehrhaftigkeit bedingte das Anwachsen des Söldnerwesens. Alle wehrhaften Elemente des Volkes waren in der Armee zu sinden; der außerhalb dieser stehende Teil des Volkes verlor immer mehr an Kampsfähigkeit und Kampseslust.

Zwei Faktoren waren es aber, die besonders dahin wirkten, daß die Armee immer mehr zu einem willigen Werfzeug jedes Feldherrn herabsank, der ihr genügend Sold und Beute bot oder versprach, und daß sie immer weniger von politischen Erwägungen beherrscht wurde. Einmal die wachfende Zahl von Nichtrömern, von Provinzialen, ja schließlich von Ausländern im Beer, von Elementen, die fein Bürgerrecht besaßen, also von der Teilnahme am politischen Leben Roms von vornherein ausgeschlossen waren; dann aber die wachsende Unluft der genußsüchtigen, verweichlichten Aristofratie, am Kriegsdienst teilzunehmen. Diese hatte bis dahin die Offiziere geliefert, jett trat an deren Stelle immer mehr der Berufsoffizier, der nicht ökonomisch unabhängig war. wie der Aristokrat, dabei keinerlei Interesse für die Barteitämpfe in Rom befaß, die in Wirklichkeit Rämpfe axistokratischer Cliquen waren.

Je mehr die Nichtrömer im Heer zunahmen und die aristokratischen Offiziere durch Berufsofsiziere ersetzt wurden, desto williger das Heer, sich dem Meistbietenden zu verskaufen, ihn zum Beherrscher Roms zu machen. So waren die Grundlagen gegeben zum Cäsarismus, dazu, daß der reichste Mann Roms die Republik auskaufte, ihr die politische Macht abkaufte. Andererseits war das wieder ein Grund, daß ein glücklicher Feldherr, der über die Armee verfügte, nun auch trachtete, zum reichsten Manne Roms zu werden, was er am einsachsten dadurch erreichte, daß er seine Gegner expropriierte, ihre Güter konfiszierte.

Das politische Leben des letzten Jahrhunderts der Republik besteht im Grunde in nichts anderem, als in "Bürgerstriegen" — einer sehr falschen Bezeichnung, da die Bürger in diesen Kriegen gar nichts zu sagen haben. Es waren nicht Kriege der Bürger, sondern Kriege einzelner Politiker untereinander, die meist ebenso gierige Geldmenschen wie hervorragende Feldherren waren und sich gegenseitig totsschlugen und ausraubten, die es schließlich Augustus vers mochte, nach überwindung jeder Konkurrenz seine dauernde Alleinherrschaft zu begründen.

Bis zu einem gewiffen Grade war das vor ihm schon Cafar gelungen, ber fich zur Gewinnung ber Staatsgewalt als tief verschuldeter aristofratischer Abenteurer mit zwei der reichsten römischen Geldmenschen verschworen hatte, mit Bompejus und Craffus. Den letteren zeichnet Mommfen folgendermaßen: "Güterkäufe während der Revolution begründeten fein Bermögen; aber er verschmähte feinen Erwerbszweig: er betrieb das Baugeschäft in der Hauptstadt ebenso großartig wie vorsichtig; er ging mit seinen Freis gelaffenen bei den mannigfachsten Unternehmungen in Kom= pagnie; er machte in und außerhalb Rom, felbst oder durch seine Leute, den Bankier; er schoß seinen Kollegen im Senat Gelb por und übernahm es, für ihre Rechnung, wie es fiel, Arbeiten auszuführen ober Richterkollegien zu bestechen. Bählerisch im Profitmachen war er eben nicht. ... Die Erbschaft nahm er darum nicht weniger, weil die Testaments= urfunde, in der sein Name stand, notorisch gefälscht war. "*

^{*} Römische Geschichte, III, 14.

Aber nicht besser war Cäsar. Kein Mittel erschien ihm zu schlecht, um zu Geld zu kommen. Der schon mehrsach zitierte Suetonius erzählt in seiner Biographie Cäsars von diesem, den später Mommsen so verherrlichte:

"Uneigennükigkeit zeigte er weder als Feldherr noch als Staatsverwalter. Wie nämlich mehrfach bezeugt ift, nahm er in Spanien als Profonful von den Bundesaenossen Geld an, das er ihnen abbettelte, um Schulden zu bezahlen, und plünderte mehrere Städte Lusitaniens, als wenn es feindliche wären, obwohl fie seinen Befehlen nachkamen und gleich bei seiner Ankunft ihm die Tore öffneten. In Gallien beraubte er die mit Geschenken reichgefüllten Tempel und Beiligtumer; die Städte gerftorte er häufiger um der Beute, als um ihrer Vergehen willen. Daher befaß er Gold in folchem Überflusse, daß er es zu 3000 Sesterzen (600 Mark) das Pfund in Italien und den Provinzen feilbieten ließ und verkaufte.* Während seines ersten Konsulats stahl er dreitausend Pfund Gold aus dem Kapitol und ersetzte es durch ebensoviel vergoldetes Rupfer. Bündnisse und Königreiche verkaufte er um Geld; so nahm er zum Beispiel bem Ptolemäus (König von Agypten) allein in seinem und bes Pompejus Namen faft 6000 Talente (30 Millionen Mark) ab. Später bestritt er die drückendsten Kosten der Bürger= friege, Triumphe und Festlichkeiten durch die gröbften Erpreffungen und Tempelberaubungen." (Julius Cafar. Rap. 54.)

Den Krieg gegen Gallien, das bis dahin noch von römisicher Herrschaft frei und daher ungeplündert geblieben war, unternahm Cäsar hauptsächlich des Gelderwerbs wegen. Die reiche Beute, die er dort raubte, ermöglichte es ihm, sich auf eigene Füße zu stellen und seinem Kompagnon Pompejus, mit dem er dis dahin das Herrschaftsgeschäft

^{*} Sonst galt das Pfund Gold 4000 Sesterze. Durch Cäsars gallische Plünderungen fiel es in Italien um ein volles Viertel im Wert.

gemeinsam betrieben hatte, die Freundschaft zu kündigen. Der dritte Kompagnon Craffus war bei einem Raubzuge gegen die Parther in Asien gefallen, durch den er, wie Appian sagt, "nicht bloß viel Ruhm, sondern auch massen-haft Geld einzuheimsen hoffte"*— auf dieselbe Weise, wie es gleichzeitig Cäsar in Gallien tatsächlich gelungen war.

Nach Craffus' Tod stand Cäsar nur noch Pompejus im Wege, um den sich die Reste der noch politisch tätigen Aristostratie scharten. In einer Reihe von Feldzügen wurde der große Julius mit ihnen sertig, was ihm wieder reiche

Beute brachte.

"Man berichtet, daß er in seinem Triumphzug (am Ende des Bürgerkrieges) 60000 Talente Silber aufführte, sowie 2822 goldene Kronen, die 2414 Pfund wogen. Unsmittelbar nach seinem Triumph bediente er sich dieser Schähe zur Bestiedigung seiner Armee, und indem er über seine Versprechungen hinausging, schenkte er jedem Soldaten 5000 attische Drachmen (über 4000 Mark), jedem Untersoffizier das Doppelte, den höheren Offizieren das Doppelte dessen, was die Unteroffiziere erhielten."** Was er den Proletariern Roms damals schenkte, haben wir schon oben nach Sueton berichtet.

Bon da an war Cäfars Alleinherrschaft öffentlich unbestritten, und nur noch durch Meuchelmord wagten die Repusblikaner zu protestieren. Cäfars Erben, Antonius und

Auguftus, gaben ihnen dann den Reft.

So wurde das römische Reich die Domäne, der Privatbesitz eines einzigen, des Cäsar oder Kaiser. Jedes politische Leben hörte auf. Die Verwaltung dieser Domäne wurde Privatsache ihres Besitzers. Wie jeder Besitz, fand auch

^{*} Geschichte der Bürgerkriege, II. Buch, 3. Kapitel. Appian bezeugt, daß die Parther nicht die geringste Feindseligkeit begangen hatten. Der Krieg gegen sie war also tatsächlich nur ein Raubzug.

** Appian, Geschichte der Bürgerkriege, II, Kap. 15.

dieser mannigsache Ansechtungen; Käuber, das heißt glückliche Feldherren, die eine starke Armee hinter sich hatten, bedrohten nicht selten den jeweiligen Besitzer, den mitunter seine Leibgarde selbst erschlug, um den freigewordenen Thron an den Meistbietenden zu veräußern. Aber das war ein Geldgeschäft, nicht schlimmer als viele andere, die gleichzeitig vollzogen wurden, und kein politischer Akt. Das politische Leben hörte völlig auf, ja bald trat, zuerst bei den unteren Klassen, dann aber auch bei den oberen, nicht nur Gleichgültigkeit für den Staat, sondern Has gegen den Staat und seine Funktionäre ein, gegen seine Richter, seine Steuerbeamten, seine Soldaten, gegen die Kaiser selbst, die schließlich ja niemand mehr schützen, die selbst für die bessitzenden Klassen eine Geißel wurden, vor der diese bei den Barbaren Schutz suchten.

Nur wenige Stätten gab es im römischen Weltreich, wo sich nach Cäsars Sieg noch Reste eines politischen Lebens erhielten. Auch diese Reste wurden von den Nachsolgern Cäsars rasch ausgestampst. Um längsten erhielt sich ein kraftvolles politisches Leben in der Großstadt Palästinas, in Jerusalem. Es bedurste der gewaltigsten Anstrengungen, um auch diese letzte Festung politischer Freiheit im römischen Reiche niederzuwersen. Nach langer und hartnäckiger Belagerung wurde im Jahre 70 unserer Zeitrechnung Jerusalem dem Boden gleichgemacht und das jüdische Volk jeglichen Heims beraubt.

3. Denken und Empfinden der römischen Kaiserzeit.

a. Haltlosigkeit.

Wir haben gesehen, wie das Zeitalter, in dem das Christenstum aufkam, eine Epoche völliger Zersetzung der überkomsmenen Formen der Produktion und des Staates war. Dem entsprach auch eine völlige Zersetzung der überkommenen

Denkformen. Gin allgemeines Suchen und Taften nach neuen Denkformen entstand. Und dabei fühlte sich bas Individuum ganz auf fich geftellt, denn aller gefellschaftliche Halt, den es bis dahin in feiner Gemeinde oder Martgenoffenschaft und ihren überlieferten sittlichen Anschauungen gefunden hatte, löfte fich jest auf. Go wurde einer ber hervorftechendften Buge ber neuen Denkweise ber Inbivibualismus. Diefer fann nie bedeuten, daß das Inbividuum aus dem gesellschaftlichen Zusammenhang vollständig herausgehoben wird. Das ist ganz unmöglich. Das menschliche Individuum fann nur in der Gefellschaft und durch die Gefellichaft exiftieren. Aber er bedeutet, bag ber gefellichaftliche Zusammenhang, in dem es bisher aufwuchs und der ihm daher als der natürliche und selbstverständliche erschien, seine Kraft verliert, und das Individuum nun vor die Aufgabe gestellt wird, sich selbst außerhalb dieses alten gesellschaftlichen Zusammenhanges seinen Weg zu bahnen. Das kann es nur, indem es sich mit solchen, die gleiche Intereffen und gleiche Bedürfniffe haben, zu neuen gefellschaftlichen Organisationen vereinigt. Die Art dieser Organisationen ift freilich durch die gegebenen Berhaltniffe beftimmt und nicht von der Willfür der Individuen abhängig. Aber fie felbst treten bem Individuum nicht, wie überkommene Organisationen, fertig entgegen, sie müffen von ihm im Berein mit den in gleicher Richtung Strebenden erft geschaffen werden, wobei mannigfache Mißgriffe und die größten Meinungsverschiedenheiten vorkommen fonnen und müffen, bis schließlich aus dem Kampf der Meinungen und Experimente neue Organismen erstehen, die den neuen Bedingungen am beften entsprechen, dauern und dann für die nachkommenden Geschlechter ebenfo festen Salt bieten können, wie die früheren, durch die neuen Organisationen abgelöften. In solchen Zeiten des Abergangs scheint es, als bedinge nicht die Gesellschaft das Individuum, sondern dieses die Gesellschaft, als hingen die gesellschaftlichen Formen, deren Aufgaben und Zwecke ganz von seinem Gut-

Ein berartiger Individualismus, ein individuelles Suchen und Tasten nach neuen Denkformen und neuen gesellschaftslichen Organisationen kennzeichnet zum Beispiel die Zeit des Liberalismus, die der Auflösung der seudalen Organisationen solgte, ohne gleich andere neue gesellschaftliche Organisationen an deren Stelle zu sehen, dis allmählich die neuen Organisationen der Arbeiter und der Unternehmer immer mehr zu den entscheidenden Glementen der kapitalistischen Gesellschaft werden.

Durch diese Auslösung alter und Bildung neuer gesellsschaftlicher Organisationen haben die ersten Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit große Ahnlichkeit mit dem neunzehnten Jahrhundert. Sie ähneln einander aber auch daburch, daß hier wie dort die Auslösung der alten gesellsschaftlichen Zusammenhänge am raschesten und auffallendsten in den Großstädten vor sich ging und daß ganze gesellschaftliche Leben mehr und mehr von diesen bestimmt wurde.

Für ben Bauern in der Zeit seiner Kraft und Gelbftgenügsamkeit bot das gesellschaftliche Leben wenig Beranlaffungen zum Nachdenken, da dies Leben ja für ihn durch Sitte und Gewohnheit fest bestimmt war. Um so mehr mußte er über die Natur nachdenken, mit der er in stetem Kampfe lag, die ihm täglich neue überraschungen bereitete, von der er völlig abhing, mit der er fertig zu werden hatte, wollte er existieren. Die Frage nach dem Warum der einzelnen Naturerscheinungen lag ihm daher sehr nahe. Er suchte sie zunächst in fehr naiver Beise durch die Personifizierung ber einzelnen Naturfräfte, durch die Annahme gahlreicher in ber Ratur wirfenden Götter zu erklären, aber in biefer Fragestellung war bereits der Anfang der Naturwissen= schaft eingeschloffen, die ja auf der gleichen Fragestellung beruht, die nach dem Warum, nach den Urfachen aller Dinge frägt. Sobald man anfing, zu erkennen, daß ber

Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung bei den Naturerscheinungen ein regelmäßiger, notwendiger ist, daß er nicht von der Willfür persönlicher Gottheiten abhänge, war die Bahn der naturwissenschaftlichen Erkenntnis einsgeschlagen.

Diese Leistung konnte freilich nicht von Bauern ausgehen, die in voller Abhängigkeit von der Natur standen. Sie beugten sich willenlos vor den Naturfräften, die sie nicht durch Erkenntnis zu beherrschen, sondern durch Gebete und Opfer sich geneigt zu machen suchten. Wiffenschaftliche Naturerkenntnis wird nur in Städten möglich, wo der Mensch nicht so unmittelbar und nachdrücklich seine Abhängigkeit von der Natur zu fühlen bekommt, so daß er anfangen fann, ihr uninteressierter Beobachter zu werden. Nur dort erstand auch eine herrschende Klasse, die Muße genug hatte zu beobachten, und die nicht dem Antrieb unterlag, ihre Muße zu bloß förperlichen Genüffen zu benuten wie der Großgrundbesitzer auf dem Lande, wo förverliche Kraft und Ausdauer eine folche Rolle in der Produktion fpielen, und wo Muße und überfluß daher nur Veranügungen grobsinnlicher Art wie Bekjagden oder Gaftereien erzeugen.

Die Naturphilosophie nahm in den Städten ihren Anfang. Aber allmählich wuchsen manche Städte so sehr an, sie wurden so zur Großstadt, daß ihrer Bevölkerung der Zusammenhang mit der Natur und damit daß Interesse an ihr verloren zu gehen begann. Die gleichzeitige Entwicklung verlieh diesen Großstädten immer mehr die Führung des geistigen wie des ökonomischen Lebens weiter Gebiete. Und dieselbe Entwicklung löste, wie wir gesehen, allen gesellschaftlichen Halt auf, den daß Individuum dis dahin an überkommenen Organisationen und Denksormen gesunden hatte. Sie spizte aber auch die Klassengegensähe immer mehr zu, entsesselt immer wilderen Klassensamps, der sich mitunter dis zum Umsturz aller überlieserten Verhältnisse steiner. Nicht die Natur, die Gesellschaft war es

jett, die in den Großstädten tagtäglich den Menschen neue Aberraschungen brachte, sie tagtäglich vor neue, unerhörte Aufgaben stellte, ihnen tagtäglich von neuem die Frage vor-

legte: Was tun?

Nicht die Frage nach dem Warum in der Natur, sondern die nach dem Sollen in der Gesellschaft, nicht die Erfenntnis notwendiger natürlicher Zufammenhänge, sondern die anscheinend freie Setzung neuer gesellschaftlicher Zwecke — bas war es jett, was die Menschen vornehm= lich beschäftigte. Un Stelle der Raturphilosophie trat die Ethik, und diese nahm die Form des Suchens nach der Glückfeliakeit des Individuums an. So schon in der hellenischen Welt nach den Perferkriegen. Die römische Welt trat, wie wir gesehen, in Kunft und Wiffenschaft nur als Plagiator der griechischen auf, da sie ja nicht durch Arbeit, sondern durch Blünderung in den Besitz ebenso ihrer geiftigen, wie ihrer materiellen Schätze gelangte. Die Römer lernten die griechische Philosophie zu einer Zeit kennen, wo bei ihr das ethische Interesse schon das an der Erkenntnis der Natur überwog. So hat sich auch das römische Denken wenig mit Naturphilosophie abgegeben und seine größte Aufmerksamkeit gleich der Ethik zugewendet.

Zwei Richtungen der Lebensweisheit gab es in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit, die das philosophische Denken besonders beherrschten: die Epikurs und die des Stoizzismus.

Epikur nannte die Philosophie eine Tätigkeit, die durch Begriffe und Beweise ein glückliches Leben bewirkt. Dies glaubte er durch das Streben nach Lust zu erreichen, jedoch nur durch das Streben nach vernünftigem, dauerndem Genuß, nicht nach vorübergehender ausschweisender Sinnenslust, die zu dem Berlust von Gesundheit und Vermögen, also zu Unlust führt.

Das war eine Philosophie, die sehr gut für eine Klasse von Ausbeutern paßte, welche für ihren Reichtum keine andere Verwendung fanden als die, ihn zu konsumieren. Eine vernünftige Regelung des Genuflebens, das war es. was sie brauchten. Aber diese Lehre bot keinen Trost denen, und deren Zahl wuchs immer mehr, die bereits förperlich, geiftig oder finanziell Schiffbruch gelitten hatten: nicht den Armen und Elenden, aber auch nicht den Aberfättigten, vom Genuß Angeekelten. Und endlich auch nicht jenen, die an den überkommenen Formen des Gemeinwesens noch ein Interesse hatten und noch über ihre eigene Persönlichkeit hinaus Zwecke verfolgten; jenen Patrioten, die voll ohnmächtigen Schmerzes den Verfall von Staat und Gefellschaft ansahen, ohne ihn hindern zu können. Ihnen allen erschienen die Genüffe dieser Welt schal und eitel. Sie wandten sich der stoischen Lehre zu, die nicht die Luft, sondern die Tugend als das höchste Gut pries, als die einzige Glückfeligkeit. Die äußeren Güter, Gefundheit, Reichtum usw. seien ebenso gleichgültig, wie die äußeren übel.

Das führte schließlich viele zu einer förmlichen Abwendung von der Welt, zu einer Berachtung des Lebens, ja sogar zu einer Todessehnsucht. Der Selbstmord wurde im kaiserlichen Kom allgemein, er wurde geradezu eine Modesache.

Aber merkwürdig: gleichzeitig mit der Todessehnsucht entwickelte sich in der römischen Gesellschaft eine wahre Todesfurcht.

Der Bürger eines der Gemeinwesen des klassischen Altertums fühlte sich als Teil eines großen Ganzen, das ihn überlebte, wenn er starb, das im Verhältnis zu ihm unssterblich war. In seinem Gemeinwesen lebte er sort, es trug die Spuren seines Wirkens, er bedurfte keiner anderen Unsterblichkeit. In der Tat sinden wir bei den Völkern des Altertums, die nicht eine lange Kulturentwicklung hinter sich haben, entweder gar keine Ansichten über das Fortleben nach dem Tode, oder aber Ansichten über ein Schattensleben, erzeugt durch das Bedürfnis, sich die Erscheinungen Verstorbener im Traum zu erklären: ein jämmerliches Leben,

auf das man am liebsten verzichtet hätte. Bekannt ist die Klage des Schattens des Achilleus:

"Lieber ja wollt ich das Feld als Tagelöhner bestellen Einem dürftigen Mann, ohne Erb und eigenen Wohlstand Als die sämtliche Schar der geschwundenen Toten beherrschen!" (Odnssee, XI, 489 bis 491.)

Die Annahme des Schattenlebens nach dem Tode war, wie gefagt, eine naive Hypothese, gewisse Traumerscheinungen zu erklären, sie entsprang nicht einem seelischen Bedürfnis.

Anders wurde es, als das Gemeinwesen abstarb und der einzelne sich von ihm loslöste. Er hatte nicht mehr die Empfindung, daß sein Wirken im Staate fortlebe, dem er gleichgültig, ja oft seindselig gegenüberstand, und doch war ihm der Gedanke an völlige Vernichtung unerträglich. So entstand eine Furcht vor dem Tode, wie sie das Altertum nicht gefannt hatte. Feigheit riß ein, der Tod wurde zu einem Schreckbild, indes er ehedem ein Bruder des Schlases gewesen war.

Immer stärker wurde damit das Bedürfnis nach einer Lehre, welche die Unsterdlichkeit des Individuums behauptete, nicht als wesenloser Schatten, sondern als glückseliges Wesen. Bald suchte man die Seligkeit nicht mehr in irdischer Lust, auch nicht mehr in irdischer Tugend, sondern in der Erslangung eines besseren Jenseits, für welches dies elende Leben nur eine Borbereitung war. Diese Auffassung fand eine starke Stütze in der Lehre Platos, dahinaus entwickelte sich auch die stoische Schule.

Plato nahm bereits ein jenseitiges Leben an, in dem die Seelen, losgelöst von ihrem Leibe, weiterlebten und Lohn und Strase für ihr irdisches Tun empfingen. Im 13. Kapitel des 10. Buches seiner "Republit" erzählt er von einem Pamphylier, der im Kriege gefallen war. Als er am zwölften Tage nach seinem Tode verbrannt werden sollte, lebte er plöglich auf und erzählte, seine Seele sei, nachdem

fie aus dem Leibe ausgefahren, an einen wunderbaren Ort gekommen, wo Spalten waren, die zum Teil in den Himmel führten, zum Teil in das Innere der Erde. Richter faßen da, um die ankommenden Seelen zu richten und die für gerecht Erkannten auf den Weg nach rechts in den Himmel hinaufzuweisen, wo unbeareifliche Schönheit herrsche, die Ungerechten aber auf den Weg nach links hinab in das Innere der Erde, in einen unterirdischen Schlund, wo sie ihre Sünden zehnfach abbugen mußten. Die unheilbar Bösen würden dort von wilden Männern, feurig anzusehen, gepackt, gefesselt und gepeinigt. Für die anderen aber, die in den unterirdischen Schlund famen, und für die im Himmel beginne nach tausend Jahren ein neues Leben. Der Pamphylier, der das alles angesehen, sei beauftragt worden, es zu erzählen, und sei dann durch ein Wunder mieber lebendia erwacht.

Wer benkt dabei nicht an Himmel und Hölle im christlichen Sinne, an die Schafe zur Rechten und die Böcke zur Linken, das ewige Feuer, das bereitet ist in der Hölle, (Matthäus 25, 33, 41) und die Toten, die wieder sebendig werden, "dis daß tausend Jahre vollendet werden" (Offensbarung Johannis 20, 5) usw.? Und doch lebte Plato im vierten Jahrhundert vor Christo.

Nicht minder chriftlich aber klingt es, wenn wir lesen: "Der Leib ist des Geistes Laft und Strafe. Er drückt auf den Geist und hält ihn in Banden."

Es war aber nicht ein Chrift, der das schrieb, sondern der Erzieher und Minister Neros, des Christenversolgers, der stoische Philosoph Seneca.

Ahnlich flingt eine andere Stelle:

"Durch dieses Gebein ist die Seele verbeckt, übertüncht, angesteckt, getrennt von dem, was das Wahre und Ihre ist, und in Täuschung hineingeworsen; ihr ganzer Kampf ist mit dem lastenden Fleisch. Sie strebt dahin, von wannen sie ausgeschickt ist: Dort wartet ihrer ewige Ruhe, wo sie

nach bem Massigen und Verworrenen dieser Welt das Reine

und Rlare schaut."

Auch sonft findet man bei Seneca auffallend viele Bendungen, die ebenfalls im Neuen Teftament zu finden find. So fagt Seneca zum Beispiel einmal: "Ziehe an den Geift eines großen Mannes." Mit Recht vergleicht Bruno Bauer diesen Ausdruck mit dem des Briefes Pauli an die Römer: "Ziehet an den Herrn Jesum Chriftum" (13, 14) und dem an die Galater: "Denn wie viele euer getauft find, die haben Chriftum angezogen" (3, 27). Man hat aus solchen Abereinstimmungen geschlossen, Seneca habe aus chriftlichen Quellen geschöpft, ja, er sei ein Chrift gewesen. Das lettere ift ein Produkt chriftlicher Phantasie. Seneca schrieb aber auch, bevor die verschiedenen Teile des Neuen Testaments abgefaßt wurden — sollte also eine Entlehnung stattgefunden haben, so darf man eher annehmen, daß die Chriften aus den so verbreiteten Schriften des Modephilosophen jener Zeit schöpften Es liegt indes ebenso die Annahme nahe, daß beide Teile, unabhängig voneinander, Wendungen gebrauchten, die zu ihrer Zeit in aller Leute Mund waren.

So weist zum Beispiel gerade in bezug auf den Ausdruck: Christum anziehen, Pfleiderer darauf hin, daß er dem persischen Mithraskultus entstamme, der im kaiserlichen Kom starke Verbreitung fand. Er sagt über den Einsluß dieses Kultus auf christliche Vorstellungen unter anderem:

"Weiter gehörte aber zu den Mithrassakramenten das heilige Mahl, bei welchem das geweihte Brot und ein Kelch mit Wasser oder auch Wein als mystische Symbole zur Mitteilung des göttlichen Lebens an die Mithragläubigen dienten, die bei dieser Feier in Tiermasken erschienen, um durch diese Abbildung der Attribute des Gottes Mithra anzudeuten, daß die Feiernden ihren Gott "angezogen haben", das heißt, in innige Lebensgemeinschaft zu ihm getreten seien. Dies hat seine nächste Parallele in der paulinischen

Lehre vom Herrenmahl als einer Gemeinschaft des "Leibes und Blutes des Christus" (1. Korinther 10, 16), den der Getaufte "angezogen" hat (Galater 3, 27)." (Pfleiderer, Die Entstehung des Christentums, 1907, S. 130.)

Seneca ist nicht der einzige Philosoph seiner Zeit, der Wendungen abfaßte oder gebrauchte, die uns als christliche anmuten.

Speziell die Joeen, von denen wir augenblicklich handeln, von der Unsterblichkeit der Seele und vom Jenseits, fanden in der Zeit der Anfänge des Christentums immer zahlereichere Versechter. So schloß zum Beispiel der alexandrinische Jude Philo, der im Beginne unserer Zeitrechnung lebte, sein erstes Buch über die Gesetzsallegorien mit dem Sah:

"Wohl hat auch Heraklit gesagt: "Wir leben jener (ber Götter) Tod und sind jener Leben gestorben"; ist doch, wenn wir leben, die Seele gestorben und im Leib wie in einem Grabhügel begraben, und lebt dagegen die Seele, wenn wir gestorben sind, ihr eigenes Leben und ist sie vom Abel und Leichnam des mit ihr zusammengeketteten Lebens befreit."

Die Vorbereitung für das Jenseits erschien immer mehr weit preiswürdiger als der Kampf um die Güter des Dies= seits. Das Reich Gottes trat an die Stelle der Reiche diefer Welt. Wie aber es finden? Früher hatte der Bürger in der Aberlieferung, dem Bolkswillen, den Bedürfniffen bes Gemeinwesens drei deutliche und zuverläffige Richt= schnuren des Handelns gehabt. Die waren jest verschwunden. Die Tradition hatte sich zu einem wesenlosen Schatten verflüchtigt, das Volf empfand feinen Gefamtwillen mehr, die Bedürfniffe des Gemeinwefens waren ihm gleichgültig geworden. Einzig auf fich angewiesen ftand das Individuum hilflos da in dem Strome neuer Ideen und Verhältniffe, der in die Gesellschaft hereinflutete, und fah sich nach einem festen Stütpunkt um, nach Lehren und Lehrern, die es die Wahrheit und richtige Lebensweisheit lehrten, ihm den richtigen Weg nach dem Reiche Gottes wiesen.

Wie immer, wo ein neues Bedürfnis entsteht, fanden sich auch hier zahlreiche Menschen, die es zu befriedigen suchten. Das Predigen individueller Moral begann, einer Moral, durch die sich der einzelne, ohne Beränderung der Gesellsschaft, aus dieser und über diese erheben und zum würdigen Bürger einer besseren Welt werden sollte.

Was sollten auch die rednerischen und philosophischen Talente anderes anfangen? Jede politische Tätigkeit hatte aufgehört; das Interesse für die Erforschung der Ursachen der Dinge, also für wiffenschaftliche Tätigkeit erlahmte. Was blieb da dem Tatendrang von Rednern und Philofophen übrig, als Prozesse zur Gewinnung von Eigentum zu führen oder die Moral der Eigentumsverachtung zu lehren, Jurist oder Prediger zu werden? Beide Gebiete wurden denn auch in der Raiserzeit auf das reichlichste bebaut, und die Römer haben damals sowohl an Deklamationen über die Nichtigkeit der Güter dieser Welt wie an Baragraphen zum Schutze berartiger Güter Erkleckliches geleiftet. Erbauliche Reden zu halten und erbauliche Sprüche und Anekdoten zu fabrizieren und zu sammeln, wurde Mode. Auch die Evangelien bieten im Grunde nichts, als die Verarbeitung derartiger Spruch= und Anekdotensammlungen.

Natürlich darf man jene Zeit nicht bloß nach ihrer moralisierenden Rhetorik beurteilen. Wohl entsprach die neue Moral mit ihrer Weltverachtung starken psychischen Bedürfnissen, die aus sehr realen gesellschaftlichen Bedingungen hervorgingen. Aber in Wirklichkeit war es doch unmöglich, der Belt zu entsliehen, sie erwies sich immer wieder als der stärkere Teil. So erstand jener Widerspruch zwischen moralischer Theorie und moralischer Praxis, der bei dieser Art Moral unvermeidlich ist.

Ein klassisches Beispiel davon bietet der schon mehrfach erwähnte Seneca. Dieser edle Stoiker moralisierte gegen die Teilnahme an der Politik und tadelte den Brutus, der durch solche Teilnahme die Grundsähe des Stoizismus verlett habe. Aber derfelbe Seneca, der dem Republikaner Brutus feine Beteiligung an politischen Kämpfen vorwarf, machte alle Bluttaten Agrippinas und Neros mit und spielte bessen Ruppler, nur um Minifter bleiben zu können. Derfelbe Seneca eiferte in seinen Schriften gegen Reichtum, Sabsucht und Genußgier. Im Jahre 58 unferer Zeitrechnung mußte er sich aber von Suilius im Senat vorwerfen laffen, er habe seine Millionen durch Erbschleicherei und Bucher zusammengescharrt. Nach Dio Cassius war der Aufstand der Briten unter Nero unter anderem dadurch veranlaßt worden, daß Seneca ihnen ein Darlehen von 10 Millionen Denaren (7 Millionen Mark) gegen hohe Zinsen aufgedrängt und bann alles mit einem Male aufs härteste eingetrieben hatte. Der Lobredner der Armut hinterließ ein Bermögen von 300 Millionen Sefterzen (über 60 Millionen Mark), eines ber größten Vermögen jener Zeit.

Angesichts dieses grandiosen Beispiels wirklicher Heuchelei wirft es fast schwächlich, wenn hundert Jahre später der Satiriser Lucian in seinem "Hermotimus" einen von ihm erfundenen stoischen Philosophen höhnt, der die Berachtung des Geldes und der Genüsse lehrt und verheißt, seine Lehre verleihe edlen Gleichmut in allen Wechselfällen des Lebens, und der seine Schüler vor Gericht verklagt, wenn sie ihm das vereindarte Schulgeld nicht zahlen können, der sich bei Gastmählern besäuft und im Streite so hitzig wird, daß er dem Gegner einen silbernen Becher an den Kopf wirft.

Das Moralisieren war in der Kaiserzeit in die Mode gestommen. Aber man suchte nicht bloß nach Morallehren, auf die sich die unselbständigen, hilflosen Geister stügen konnten, die mit der gemeinsamen öffentlichen Tätigkeit und der Tradition allen Halt verloren hatten, man fühlte das Bedürfnis nach einer persönlichen Stüge. Schon Epistursagte: "Wir müssen uns einen edlen Mann aussuchen, den wir stets vor Augen haben, damit wir leben, als schaue er zu, und handeln, als sehe er es." Seneca zitiert diese Stelle

und fährt fort: "Wir brauchen einen Hiter und Erzieher. Gine große Anzahl von Sünden fällt fort, wenn dem Strauchelnden ein Zeuge zur Seite steht. Der Geist muß jemand haben, den er mit einer Ehrsucht verehrt, die auch sein geheimstes Inneres heiligt. Schon der Gedanke an solche Helfer hat regelnde und bessernde Kraft. Er ist Wächter, Vorbild und Regel, ohne die man das Verkehrte nicht wieder in Ordnung bringen wird."

So gewöhnte man sich baran, sich einen verstorbenen aroken Mann als Schukheiligen auszuerlesen. Man ging aber noch weiter und unterwarf seinen Lebenswandel der Kontrolle noch lebender Menschen, von Moralpredigern, die mit der Anmaßung auftraten, durch ihre großartige Moral über die andere Menschheit erhaben zu fein. Der Stoizismus erflärte bereits ben Philosophen für frei von Frrtum und Fehlern. Neben der Scheinheiligkeit und Beuchelei entwickelt sich nun auch der pharisäische Hochmut der Morallehrer — Eigenschaften, die dem klassischen Altertum völlig fremd waren, die einer Zeit gesellschaftlicher Auflösung entstammten und mit Notwendigkeit um so mehr in den Bordergrund traten, je mehr in der Philosophie die Biffenschaft durch die Ethit, das heißt das Erforschen der Welt durch das Aufstellen von Anforderungen an das Individuum verdrängt wurde.

Für jede Klasse fanden sich nun Moralprediger, die sich anmaßten, die Menschen zu größerer moralischer Vollstommenheit durch das Vorbild ihrer eigenen erhabenen Persönlichseit zu erheben. Den Proletariern boten sich als solche namentlich Philosophen aus der zynischen Schule an, Nachsolger des bekannten Diogenes, die auf den Straßen predigten, vom Vettel lebten und die Glückseligkeit im Schmutz und der Bedürfnislosigkeit sahen, was sie aller Arbeit entshob, die sie als arge Sünde haßten und verachteten. Auch Christus und seine Apostel werden als bettelnde Straßenprediger dargestellt. Von Arbeit ist in allen Evangelien

keine Rede. Darin stimmen sie trot aller Widersprüche hars monisch miteinander überein.

Die Vornehmen aber hielten sich ihre eigenen Hausmoralisten, die meist der stoischen Schule angehörten.

"Augustus hatte in Areus, einem Stoiker aus Alexandria, nach Art der Großen seit der Scipionenzeit, seinen eigenen Philosophen bei sich, und demselben übergab sich auch Livia. um von ihm nach dem Tode ihres Sohnes Drusus Trost zu holen. Auguftus hatte ihn in seinem Gefolge, als er nach der Schlacht von Actium in Merandrien einzog, und führte ihn seinen Mitbürgern, in der Rede, in welcher er den Alexandrinern für ihre Unterstützung des Antonius Verzeihung ankundigte, als eines der Motive seiner Milde an. Die gleichen geiftlichen Führer sorgten in anderen Valästen und Bäufern für die Seelenbedürfniffe der Großen. Früher Lehrer einer neuen Theorie, waren sie für die Römer nach ben Bürgerfriegen praftische Seelenführer, geistliche Direttoren, Tröfter in Unglücksfällen, Beichtiger geworden. Die Opfer der cafarischen Willfür begleiteten sie zum Tode und aaben ihnen den letten Aufpruch. Canus Julius, der sein Todesurteil vom Kaiser Caligula mit Danksagung empfing und mit Rube und Gelassenheit ftarb, mar auf seinem letten Gange von seinem Philosophen' bealeitet. Thrasea nahm mit seinem Schwiegersohn Helvidius den Zyniker Demetrius gleichsam als seinen Hausgeiftlichen in die Kammer mit, wo er fich die Abern öffnen ließ, und behielt bei den Qualen des langsamen Hinsterbens seine Augen auf ihn gerichtet." (Bruno Bauer, Chriftus und die Cafaren, S. 22, 23.)

So sehen wir bereits vor dem Aufkommen des Christentums den Beichtvater auf die Bühne treten und durch die Macht der neuen Berhältnisse, nicht insolge der Lehren eines einzelnen Menschen, einen für die Länder Europas neuen historischen Faktor erstehen, die Priesterherrschaft. Priester hatte es wohl dei den Kömern und Griechen schon seit langer Zeit gegeben. Aber sie waren von geringer Bebeutung im Staat gewesen. Erst in der Kaiserzeit erstehen in den Ländern Europas die Bedingungen für eine Priesterherrschaft, wie sie im früheren Altertum manche Länder des Orients schon kannten. Es bilden sich nun auch im Abendland die Vorbedingungen für eine Geistslichkeit, einen Priesterstand als Beherrscher der Menschen, der durch Scheinheiligkeit und Hochmut so vieler seiner Mitglieder auch schon jene Merkmale entwickelt, die das Pfaffentum kennzeichnen und ihm seitdem dis heute den Hoaf aller kraftvollen Elemente der Gesellschaft eintragen, die einer Vormundschaft nicht bedürfen.

Schon Plato hatte erklärt, der Staat werde erst dann ordentlich verwaltet sein, wenn die Philosophen ihn regierten und die übrigen Bürger nichts dreinzureden hätten. Nun ging sein Traum in Erfüllung in einer Weise, die freilich wenig nach seinem Geschmack gewesen wäre.

Aber diese Moralprediger und Beichtväter genügten dem haltlosen Geschlecht jener Zeit noch nicht. Der Staat war in unaushaltsamem Sinken begriffen. Jimmer lauter pochten die Barbaren an die Tore des Reiches, das oft durch die blutigen Zwistigkeiten seiner Generäle zersleischt wurde. Und das Elend der Massen wuchs, die Entvölkerung nahm zu. Die römische Gesellschaft sah ihren Untergang vor Augen: aber dies Geschlecht war zu versommen, zu krank an Körper und Geist, zu seige, zu willenlos, zu zersallen mit sich selbst und seiner Umgebung, um einen energischen Bersuch zu machen, sich selbst aus den unerträglichen Zuständen zu bestreien. Es hatte den Glauben an sich selbst verloren, und die einzige Stüße, die es vor völliger Verzweislung bewahrte, war die Hossmung auf Hilse durch eine höhere Macht, durch einen Erlöser.

Diesen Erlöser sah man anfangs in den Cäsaren. Zur Zeit des Augustus zirkulierte eine Weissagung der Sibyllinischen Bücher, die einen Erlöser in nächste Aussicht stellte.*

^{*} Merivale, The Romans under the Empire, 1862, VII, 349.

Man sah in Augustus einen Friedensfürsten, der das zersrüttete Reich nach den Bürgerkriegen einer neuen Epoche von Glanz und Wohlstand entgegenführen würde, wo "Friede auf Erden sei unter den Menschen des Wohlgefallens".

Indes brachten die Cäsaren weder den dauernden Frieden noch einen wirtschaftlichen oder moralischen Aufstieg, troß alles Zutrauens, das man in ihre göttlichen Kräfte setzte. Und das war nicht gering.

Man versetzte sie in der Tat unter die Götter — ehe noch die Lehre von der Menschwerdung Gottes auffam, wurde die Lehre von der Gottwerdung eines Menschen afzeptiert, und doch muß diese zweite Prozedur offenbar noch schwieriger sein als die erstere.

Wo alles politische Leben erloschen ist, da erhebt sich der Herr des Staates so ungeheuer über die Bevölkerung, daß er dieser in der Tat wie ein Abermensch gegenübersteht, da er allein in sich die gesamte Kraft und Macht der Gesellschaft zu vereinen und diese nach Belieben zu lenken scheint. Undererseits aber stellte man sich im Altertum die Gottsheiten sehr menschlich vor. So war der Sprung vom Abermenschen zum Gott kein allzu gewaltiger.

Die verkommenen Griechen Asiens und Agyptens hatten schon einige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung besonnen, ihre Despoten als Götter oder Göttersöhne zu bestrachten. Aber auch ihre Philosophen wurden so verehrt. Bon Plato war schon zu seinen Ledzeiten die in der Leichensrede seines Neffen Speusippus erwähnte Sage aufgekommen, daß seine Mutter Periktione ihn nicht von ihrem Gatten, sondern von Apollo empfangen habe. Als die Reiche des Hellenismus römische Provinzen wurden, übertrugen sie die göttliche Verehrung ihrer Könige und Philosophen auf die römischen Statthalter.

Julius Cäfar aber war der erste, der es wagte, von den Römern zu fordern, was die seilen Griechen ihm boten: göttliche Berehrung. Er rühmte sich göttlicher Abstammung. Niemand Geringerer als die Göttin Benus sollte seine Ahnsfrau sein, was seines Neffen Augustus Hofdichter Birgil später in einem langen Helbengedicht, der Aneide, des näheren dartat.

Als Cafar aus dem Bürgerfrieg als siegreicher Triumphator nach Rom zurückfehrte, beschloß man dort, "ihm mehrere Tempel wie einem Gotte zu errichten, darunter einen ihm mit der Göttin der Milde gemeinsam, wo er dargestellt war Hand in Hand mit dieser Göttin".* Durch diese schlaue Manier wollte man an die Milde des Siegers appellieren. Nach seinem Tode wurde der "göttliche Julius" durch Beschluß des Volkes und Senats von Rom förmlich in die Reihe der römischen Gottheiten aufgenommen. Und das geschah, fagt Sueton, "nicht bloß äußerlich, durch Beschluß, sondern auch durch des Volkes innere überzeugung. Erglänzte doch mährend der Spiele, die fein Erbe Augustus als die erften nach seiner Bergötterung ihm zu Ehren veranstaltete, sieben Tage nacheinander ein Komet, der um die elfte Tagesstunde (zwischen 5 und 6 Uhr abends) aufaina: man meinte, dies sei die Seele des in den Himmel aufgeftiegenen Cafar. Darum bilbet man ihn auch mit einem Sterne über dem Scheitel ab." (Kapitel 89.)

Wer erinnert sich dabei nicht an den Stern, der den Weisen aus dem Morgenland die Göttlichkeit des Christusskindes bezeugte!

Seit Augustus galt es für selbstverständlich, daß jeder Kaiser nach seinem Tode unter die Götter versett wurde. In den öftlichen Teilen des Reiches erhielt er als solcher den griechischen Namen Soter, das heißt: Erlöser.

Aber solche Heiligsprechungen (Apotheosen) blieben nicht auf die verstorbenen Kaiser beschränkt, sondern wurden auch ihren Berwandten und Günstlingen zuteil. Hadrian hatte sich in einen hübschen Griechenjungling verliebt, Antinoos

^{*} Appian, Römische Bürgerkriege, II, 16.

mit Namen, der "nach allen Seiten hin der Liebling des Kaisers wurde", wie sich Herzberg in seiner Geschichte des römischen Kaiserreichs (S. 369) zart ausdrückt. Als sein Geliebter im Nil ertrunken war, ließ er ihn frischweg, wegen seiner Verdienste von vorne und von hinten, unter die Götter versehen, erbaute eine prachtvolle Stadt in der Nähe der Unglücksstelle, Antinoopolis genannt, und in dieser einen herrlichen Tempel für seinen sonderbaren Heiligen. Dessen Kultus verbreitete sich rasch im ganzen Keiche, in Athen wurden sogar sestliche Spiele und Opfer zu seinem Gedächtnis eingerichtet.

Indes schon von Augustus berichtet Sueton: "Obwohl er wußte, daß selbst Prokonsuln (Statthaltern) Tempel geweiht wurden, nahm er doch in keiner Provinz diese Ghrung an, wenn der Tempel nicht ihm und der Roma gemeinsschaftlich geweiht wurde. In Rom selbst wies er diese Ehre stets entschieden zurück." (Kapitel 52.)

Augustus war noch sehr bescheiben. Der britte Kaiser der julischen Dynastie, Gajus, mit dem Spiknamen Caligula (Stiefelchen), ließ sich schon bei Ledzeiten in Rom selbst nicht bloß als Halbgott, sondern gleich als ganzer Gott verehren und fühlte sich selbst als solcher.

"Gleichwie diejenigen," sagte er einst, "die Schafe und Ochsen zu hüten haben, weder Schafe noch Ochsen sind, sondern eine höhere Natur besitzen, so sind auch jene, die als Herrscher über die Menschen gesetzt sind, nicht Menschen

wie die anderen, sondern Götter."

Es ist in Wirklichkeit die Schafsnatur der Menschen, welche die Göttlichkeit ihrer Herrscher produziert. Diese Schafsnatur war aber in der Raiserzeit ungemein stark entwickelt. Und so wurde die göttliche Verehrung der Raiser und ihrer Günstlinge ebenso ernst genommen, wie heute manche Leute die Spende eines Stückchens Band ins Knopfloch ernst nehmen und ihm wunderbare Wirkungen zuschreiben. Natürslich lief bei dieser Gottesverehrung eine ungeheure Portion

Servilität mit unter — in diesem Punkte ist ja die Kaiserzeit bis heute nicht übertroffen, was etwas besagen will. Aber neben der Servilität spielte auch die Leichtgläubigzeit eine große Kolle.

b. Die Leichtgläubigkeit.

Die Leichtgläubigkeit war ebenfalls ein Kind der neuen Berhältnisse.

Von seinen Anfängen an ist der Mensch auf das dringendste darauf angewiesen, die Natur genau zu beobachten, sich über keine ihrer Erscheinungen zu täuschen und eine Reihe von Zusammenhängen zwischen Ursache und Wirkung genau zu ersassen. Darauf beruht ja seine ganze Eristenz. Wo ihm das nicht gelingt, ist er nur zu leicht verloren.

Sein ganzes Handeln hat seine Grundlage in der Erfahrung, daß bestimmte Ursachen auch bestimmte Wirkungen hervorrusen, daß der geworsene Stein, mit dem er einen Bogel trifft, diesen tötet, daß das Fleisch dieses Bogels seinen Hunger stillt, daß zwei aneinander geriebene Hölzer Feuer erzeugen, daß Feuer wärmt, aber auch Holz verzehrt usw.

Nach seinem eigenen, durch solche Ersahrungen bestimmten Handeln beurteilt er dann die anderen Borgänge in der Natur, soweit sie unpersönlicher Natur sind. Er sieht in ihnen auch die Wirfungen des Handelns einzelner Persönlichseiten, die mit übermenschlichen Kräften begabt sind, der Gottheiten. Diese spielen aber zunächst nicht die Rolle von Bundertätern, sondern von Berursachern des gewöhnlichen, natürlichen Laufes der Dinge, des Wehens des Windes, des Wogenganges des Meeres, der zerstörenden Gewalt des Blizes, aber auch mancher Einfälle der Menschen, kluger wie dummer. Die Götter verblenden bekanntlich jene, die sie verderben wollen. Die Bewirfung solcher Borgänge bleibt auch die Hauptfunktion der Götter in der naiven Naturzeligion.

Der Reiz dieser Religion beruht in ihrer Natürlichkeit, in ihrer scharfen Beobachtung der Dinge und Menschen, die heute noch zum Beispiel die Homerischen Gedichte zu einem unübertrefslichen Kunstwerf macht.

Dieje scharfe Beobachtung und das stete Forschen nach bem Warum, nach den Ursachen der Vorgänge in der Welt wurde verfeinert, als die Städte sich bildeten und in den Städten die Naturphilosophie, wie wir gesehen haben. Die städtischen Beobachter vermochten nun unpersönliche Vorgänge in der Natur zu entdecken, so einfacher Art, aber auch so strenger Regelmäßigkeit, daß sie leicht als notwendige erkannt werden konnten, außerhalb des Bereichs jener Willfür, die mit dem Begriff persönlicher Gottheiten verbunden ift. Bor allem waren es die Bewegungen der Geftirne, die den Begriff der Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit erstehen ließen. Mit der Astronomie beginnt die Natur= wissenschaft. Diese Begriffe werden dann auf die ganze Natur übertragen, überall beginnt man nach notwendigen, gesehmäßigen Zusammenhängen zu forschen. Die regelmäßig wiederkehrende Erfahrung ift dabei die Grundlage, von der man ausgeht.

Das wird anders, wenn aus den schon ausgeführten Grünsden das Interesse an der wissenschaftlichen Ersorschung der Natur zurücktritt und durch das ethische Interesse ersett wird. Den menschlichen Geist beschäftigen nun nicht mehr so einsache Bewegungen, wie etwa die Bahnen der Sterne, von denen er ausgehen kann; er hat ausschließlich mit sich selbst zu tun, mit der kompliziertesten, wandelbarsten, am schwersten faßbaren, am längsten aller gesehmäßigen Erkenntwis widerstrebenden Erscheinung. Und dabei gilt es in der Ethik nicht mehr die Erkenntnis dessen, was ist und war, was in der Ersahrung, und meist regelmäßig wiedersholter Ersahrung abgeschlossen vorliegt, sondern es gilt das Wollen und Sollen für die Zukunst, die noch ganz unersahren, also anscheinend in völliger Freiheit vor uns liegt.

Hier hat das Bünschen und Träumen freiesten Spielraum, da kann die Phantasie ungezügelt walten und sich über alle Schranken der Ersahrung und der Kritik erheben. Mit Recht bemerkt Lecky in seiner "Geschichte des Geistes der Aufklärung": "Die Philosophie Platos vermehrte den Glauben (an Zauberei) durch Erweiterung der Sphäre des Geistigen, und wir sinden, daß jede Spoche vor oder nach der christlichen Zeitrechnung, in welcher diese Philosophie galt, auch eine stärkere Neigung zur Magie zeigte." (Deutsche Ausgabe, 1874, S. 19).

Gleichzeitig beraubt das Leben in der Großstadt deren Bevölkerung, die jeht geistig die führende geworden ist, des Zusammenhanges mit der Natur, enthebt sie der Notwendigsteit und der Möglichkeit, die Natur zu beodachten und zu begreisen. Für sie gerät jeht der Begriff des Natürlichen und des Möglichen ins Schwanken, sie verliert den Maßstad für die Absurdität des Unmöglichen und Unnatürlichen oder Abernatürlichen.

Je ohnmächtiger sich aber das Individuum fühlt, je angstvoller es nach einem festen Halt in einer über das gewöhnliche Maß hinausragenden Persönlichkeit sucht, und je verzweiselter die Verhältnisse, je mehr nur ein Bunder aus ihnen erretten kann, desto leichter wird es geneigt sein, der Persönlichkeit, an die es sich als Retter, als Erlöser ansklammert, auch die Verrichtung von Bundern zuzutrauen, ja es wird förmlich danach verlangen, als Prüfstein dafür, daß der Erlöser auch wirklich die Macht besitzt, es zu erzretten.

Dabei können leicht Anknüpfungen an Göttersagen ber Borzeit vorkommen, Motive aus solchen werden gern in die neuen Mythen aufgenommen. Aber diese haben einen ganz anderen Charakter als jene. Den alten Göttern wurden übermenschliche Kräfte beigelegt, um sehr genau und richtig beobachtete wirkliche Borgänge zu erklären. Jest wurden Menschen übermenschliche Kräfte beigelegt, um sie Borgänge

bewirken lassen zu können, die nie jemand beobachtet hatte, die ganz unmöglich waren. Solche wunderbare Borgänge mochte eine übermächtige Phantasie auch schon in der Borzeit hin und wieder aus den alten Göttersagen entwickelt haben; deren Ausgangspunkt bilden sie nicht. Für den neuen Mythus ist das Wunder der Ausgangspunkt.

Einer der Punkte, in denen alte und neue Sage sich am ehesten berührten, war die der Erzeugung ihres Helden durch einen Gott. In der Borzeit liebten es die Menschen, den Glanz ihrer Ahnen möglichst zu erhöhen, den Mann, von dem sie ihr Geschlecht ableiteten, recht großartig erscheinen zu lassen, als einen übermenschen, einen Halbgott. Die Kraft dazu konnte er natürlich, nach der damaligen Anschauungsweise, die hinter allem einen Gott suchte, nur von einem solchen erhalten haben. Und da diese Götter bei aller übermenschlichseit sehr menschlich gedacht wurden, mit sehr menschlichen Empsindungen, lag es nahe, anzusnehmen, die Mutter des Stammvaters habe einem Gott ein zärtliches Verlangen eingeslößt und die Frucht davon sei der wackere Held.

In derfelben Weise ließ nun die neue Sage die Erlöser der Welt ebenfalls von sterblichen Müttern, aber göttlichen Bätern abstammen. So erzählt zum Beispiel Sueton:

"Ich lese in dem Buche des Asklepiades aus Mendes über die Gottheiten, daß Atia, des Augustus Mutter sich einmal um Mitternacht zu einem feierlichen Apollodienst begeben habe und im Tempel in ihrer Sänste eingeschlasen sei, während sie wartete, dis die übrigen Frauen kämen. Da sei plöglich eine Schlange zu ihr hereingeschlüpft und habe sie bald wieder verlassen; sie selbst habe dann beim Erwachen das Gefühl gehabt, als habe ihr Mann sie begattet und daher sich gereinigt. Sosort zeigte sich da aus ihrem Körper ein Flecken, der eine Schlange darstellte und nicht wegzubringen war, so daß sie fortan von den öffentslichen Bädern stets fortgeblieben sei. Im zehnten Monat

fei dann Augustus auf die Welt gekommen und darum für einen Sohn Apollos angesehen worden." (Octavius, Kapitel 94.)

Ein Liebesabenteuer mit einem Gott scheint damals unter den römischen Damen für etwas ebenfo Mögliches wie Auszeichnendes gegolten zu haben. Josephus erzählt uns darüber ein nettes Geschichtchen. In Rom lebte zur Zeit des Tiberius eine Dame namens Paulina, deren Schönheit ebenso groß war wie ihre Keuschheit. Ein reicher Ritter, Decius Mundus, verliebte sich sterblich in sie, bot ihr 200000 Drachmen für eine einzige Nacht an, murde aber abgewiesen. Gine freigelassene Sklavin wußte jedoch Rat. Sie hatte erfahren, daß die schöne Paulina eine eifrige Verehrerin der Göttin Ifis fei, und baute barauf ihren Plan. Mit 40 000 Drachmen bestach sie die Priester der Göttin, so daß diese der Paulina die Mitteilung zukommen ließen, der Gott Anubis verlange nach ihr. "Die Frau freute sich darüber und rühmte sich beffen bei ihren Freundinnen, daß ihr der Anubis fo große Ehre antäte. Sie fagte auch ihrem Manne bavon, daß fie von Anubis zum Abendmahl und zum Beischlaf eingeladen sei. Dieser willigte gern darein, weil er die Reuschheit feiner Frau kannte. Sie kam barauf in den Tempel, und nachdem sie zu Nacht gegeffen hatte und die Schlafenszeit gekommen war, löschte der Priester alle Lichter aus und verschloß die Tür. Mundus, der zuvor in dem Tempel verborgen worden war, kam nun zu ihr und ließ sich nicht bitten. Sie war ihm die ganze Nacht zu Willen, weil sie meinte, er sei der Gott. Nachdem er nun seiner Lust ge= frönt, ging er am Morgen fort, ehe die Briefter in den Tempel kamen, und Paulina begab fich zu ihrem Mann, erzählte ihm, daß der Gott Anubis bei ihr gewesen und rühmte fich beffen bei ihren Befannten."

Der edle Ritter Decius Mundus trieb aber die Unversichämtheit so weit, seine Dame einige Tage danach auf der Straße zu verhöhnen, daß sie sich ihm umsonst hingegeben habe.

Darob natürlich große Wut der aus allen Himmeln gefallenen Gottesverehrerin, die spornstreichs zu Tiderius lief und durchsetze, daß die Fispriester gekreuzigt, ihr Tempel zerstört, Mundus ausgewiesen wurde.*

Dieses Hiftorchen erhält einen besonders vifanten Beigeschmack badurch, daß es unmittelbar auf den Passus folat, den wir schon eingangs erwähnt, in dem das Lob des Bundermannes Chriftus in begeifterten Tonen gefungen wird. Diese Aufeinanderfolge hat schon früh fromme Rommentatoren beschäftigt, fie haben die Abenteuer der Madame Baulina in Berbindung mit Chriftus gebracht und darin einen verftecten Sohn des bosartigen Juden Josephus über die Jungfräulichkeit der heiligen Maria und die Gutgläubigkeit ihres Verlobten Joseph gesehen, einen Sohn, der fich freilich mit der unmittelbar vorhergehenden Anerkennung der Wundertaten Christi schlecht reimen würde. in Wirklichkeit Josephus von den Wundertaten Chrifti feine Ahnung hatte und der diefe bezeugende Baffus eine spätere chriftliche Einschiebung ist, wie wir schon wissen, ist die Berhöhnung der heiligen Jungfrau und ihres in sein Schicksal ergebenen Bräutigams eine fehr unbeabsichtigte. Sie beweift nur die Geiftlosigkeit des chriftlichen Fälschers, der gerade diese Stelle für die paffendste hielt, um das Reugnis für den Sohn Gottes unterzubringen.

Ein Sohn Gottes zu sein, das gehörte damals zum Beruf eines Erlösers, mochte er ein Cäsar sein oder ein Straßenprediger. Nicht minder gehörte es aber dazu, Wunder zu wirken, die wieder hier wie dort nach der gleichen Schablone ersunden wurden.

Sogar der durchaus nicht überschwengliche Tacitus berichtet (Historien, IV, Kapitel 81) von Vespasian, er habe in Alexandrien viele Bunder gewirkt, durch die das Wohlwollen des Himmels für den Kaiser bewiesen wurde. So

^{*} Jüdische Altertümer, XVIII, 3.

habe er einem Blinden die Augen mit Speichel befeuchtet und ihn dadurch sehend gemacht. Ebenso sei er einem an der Hand Gelähmten auf das kranke Glied getreten und

habe es dadurch geheilt.

Von den heidnischen Kaisern ging die Kraft, solche Wunder zu wirken, später auf die christlichen Monarchen über. Die Könige von Frankreich besaßen die merkwürdige Gabe, bei ihrer Krönung Strofeln und Kropf durch Berührung zu heilen. Noch 1825 bei der Krönung des letzten Bourbonen auf dem französischen Thron, Karl X., wurde dies Wunder programmgemäß produziert.

Ahnliche Heilungen werden bekanntlich von Jesus des öfteren erzählt. Der fromme Merivale* nimmt an, das Wunder Vespasians sei nach christlichem Muster gemacht worden — eine Ansicht, die nicht sehr wahrscheinlich ist, wenn man erwägt, wie unbedeutend und unbekannt das Christentum zu Vespasians Zeit war. Bruno Bauer andererseits erklärt in seinem Buch über "Christus und die Cäsaren": "Ich werde die heutigen Gottesgelehrten mit dem Saze ersreuen, daß der späte Versasselchrten mit dem Saze ersreuen, daß der späte Versasselchrten des vierten Evangeliums und der demselben nachfolgende überarbeiter des in der Markusschrift enthaltenen Urevangeliums der Schrift des Tacitus die Anwendung des Speichels bei den Wundersheilungen Christi entlehnt haben." (Joh. 9, 6; Mark. 7, 33; 8, 33.)

Unseres Erachtens ift auch diese Entlehnung nicht notwendig anzunehmen. Zedes Zeitalter', das an Bunder glaubt, hat auch seine eigentümlichen Vorstellungen darüber, wie sie vor sich gehen. Bie man zur Zeit des ausgehenden Mittelalters allgemein annahm, ein Pakt mit dem Teufel müsse mit warmem Blut unterzeichnet werden, so daß zwei Schriftsteller diesen Zug in gleicher Weise in ihren Erzählungen anbringen können, ohne daß einer den anderen be-

^{*} The Romans under the Empire.

nutt hat, so kann auch zur Zeit Bespasians und später der Speichel als ein gewöhnliches Mittel bei wunderbaren Heistungen gegolten haben, so daß es ebenso für den nüchternen Berichterstatter des weltlichen Erlösers auf dem Cäsarenthron wie für den schwärmerischen Berichterstatter des Erlösers auf dem Throne des tausendjährigen Reiches nahe lag, der Persönlichkeit, die zu verherrlichen war, eine solche Heilung zuzuschreiben, ohne daß einer der Autoren den anderen bes nutzen mußte. Und sicher hat Tacitus diesen Zug nicht erfunden, sondern die Legende schon im Schwange vorgesfunden.

Indes nicht bloß die Cafaren wirften damals Wunder, fondern auch eine große Zahl ihrer Zeitgenoffen. Wundererzählungen waren damals etwas fo Gewöhnliches, daß sie schließlich gar nicht einmal besonderes Aufsehen erregten. So laffen auch die Evangelienerzähler die Wunder und Zeichen Jesu durchaus nicht jene tiefe Wirkung erzielen, die fie nach unserem Empfinden hervorbringen mußten. Die wunderbare Speifung der Fünftausend läßt zum Beispiel sogar die Jünger Jesu noch kleingläubig. Andererseits wirken neben Jesus auch seine Apostel und Jünger zahlreiche Wunder. Ja, so leichtgläubig waren damals die Menschen, daß es zum Beispiel den Christen gar nicht ein= fiel, Wunder zu bezweifeln, die von Leuten ausgingen, welche fie für Schurken hielten. Sie halfen fich einfach bamit, folche Wunder der Kraft der Teufel und bosen Geifter zuzuschreiben.

Wunder waren damals wohlseil wie Brombeeren, jeder Stifter einer religiösen Sekte oder philosophischen Schule wirkte solche, um sich dadurch zu legitimieren. Da haben wir zum Beispiel den Neupythagoreer Apollonius von Tyana, einen Zeitgenossen Neros.

Natürlich ist schon seine Geburt wunderbar. Als seine Mutter schwanger ging, erschien ihr der Gott Proteus, der Beise, von niemand zu Fassende, sie aber fragte ihn ohne Furcht, was sie gebären würde. Da erwiderte er: "Mich."* Der junge Apollonius wächst dann heran, ein Bunder an Beisheit, und predigt ein reines, sittliches Leben, verteilt sein Bermögen unter seine Freunde und arme Berwandte und zieht als Bettelphilosoph in der Welt umher. Noch mehr aber wie durch seine Bedürsnislosigkeit und Sittlichsfeit imponiert er durch seine Bunder. Diese sehen ost den christlichen auffallend ähnlich. So wird von ihm zum Beispiel aus der Zeit seines Aufenthaltes in Kom erzählt:

"Eine Jungfrau war am Tage ihrer Hochzeit gestorben, wenigstens hielt man sie für tot. Der Bräutigam folgte jammernd ihrer Bahre und Rom trauerte mit ihm, denn das Mädchen gehörte einem sehr vornehmen Hause an. Als nun Apollonius dem Trauerzug begegnete, sagte er: "Setet die Bahre nieder, ich will eure Tränen über das Mädchen stillen." Da er nach ihrem Namen frug, glaubte aber die Menge, er wolle eine der üblichen Klagereden halten. Er jedoch berührte die Tote, sprach einige unverständliche Worte und erweckte sie aus ihrem Scheintode. Sie aber erhob ihre Stimme und kehrte in ihr Vaterhaus zurück."**

Apollonius trott nach der Legende dann fühn den Tyrannen, einem Nero und einem Domitian, wird von diesem
gefangen gesetzt, weiß mühelos seine Fessell abzustreisen,
slieht aber doch nicht, sondern wartet den Gerichtstag im
Gesängnis ab, hält vor Gericht eine lange Verteidigungsrede, verschwindet dann, ehe das Urteil gesprochen, auf geheimnisvolle Weise aus dem Gerichtssaal in Rom und
taucht einige Stunden später in Dikäarchia bei Neapel auf,
wohin ihn die Götter mit Schnellzugseile versetzen.

Besonders entwickelt zeigte sich bei ihm die Gabe der Prophezeiung, die damals zum Erlösergeschäft unerläßlich war, und die Fernseherei. Als Domitian in seinem Palast

^{*} Apollonius von Tyana, aus dem Griechischen des Philosstratus, übersetzt und erläutert von Ed. Balter, 1883, I, 4.

** A. a. D., IV, 45.

zu Rom ermordet wurde, sah Apollonius zu Ephesus den Borgang so genau, als wäre er dabei gewesen, und teilte ihn sofort den Ephesern mit. Eine drahtlose Telegraphie, gegen welche die Marconis die reine Stümperei ist.

Er endete in der Weise, daß er in einem Tempel versschwand, dessen Tore vor ihm von selbst aufslogen und sich hinter ihm wieder schlossen. "Bon innen aber habe man den Gesang von Jungfrauen vernommen, der, gleichsam als lüden sie ihn zur Aufsahrt in den Himmel ein, klang: Komm aus dem Erdendunkel, komm in das himmelslicht, komm."

Sein Leib wurde aber nicht mehr gefunden. Also auch dieser Erlöser war offenbar in den Himmel aufgefahren.

Zwischen den Anhängern des Christusglaubens und denen des Apollonius entsprang bald ein lebhafter Konkurrenzstampf in Wundern. Unter Diokletian schrieb einer seiner Statthalter, Hierokles, ein Buch gegen die Christen, in dem er hervorhob, die Wunder Christi seien nichts im Vergleich zu denen des Apollonius und überdies weniger sicher bezeugt. Daraushin erwiderte Eusedius von Cäsarea in einer Gegenschrift, in der er nicht den geringken Zweisel an der Wirklichkeit der Wunder des Apollonius äußerte, sondern sie nur dadurch heradzuseten suchte, daß er sie nicht als Gottestaten, sondern als Zauberei, als ein Werk sinsterer Dämonen bezeichnete.

Also selbst wo man gezwungen war, Kritik an den Wunsbern zu üben, versiel man nicht darauf, sie zu bezweifeln.

Und diese Leichtgläubigkeit stieg in dem Maße, in dem die Gesellschaft verkam, der sorschende naturwissenschaftliche Geist zurückging und durch das Sittenpredigen überwuchert wurde. Mit der Leichtgläubigkeit wuchs aber auch die Bundersucht. Jede Sensation hört ja auf zu wirken, wenn sie zu oft wiederholt wird. Immer stärkere Mittel muß man

^{*} A. a. D., S. 378.

schließlich auswenden, um Eindruck zu erzielen. Wir haben schon im ersten Kapitel gesehen, wie man das bei den Evangelien deutlich versolgen kann an dem Beispiel der Totenerweckungen, die beim ältesten Evangelium noch einsfacher sind als bei den späteren.

Das jüngste Evangelium, das des Johannes, fügt zu den alten Wundern, die von den früheren Evangelien berichtet werden, noch die wunderbare Weinfadrikation bei der Hochzeit zu Kana hinzu; ein Kranker, den Jesus heilt, muß bei Johannes gleich 38 Jahre lang krank gewesen, ein Blinder, den er sehend macht, blind geboren sein; also überall sind die Wunder auf die Spize getrieben.

Im 2. Buch Moses, 17, 1 bis 6, war erzählt worden, daß Moses in der Wüste aus einem Felsen Wasser schlug, um die durstigen Israeliten zu tränken. Das war in der christlichen Zeit nicht mehr wunderbar genug. Aus dem ersten Brief des Apostels Paulus an die Korinther, 10, 4, ersahren wir, daß der Fels, aus dem die Juden Wasser erhielten, mit ihnen die Wanderschaft durch die Wüste mitgemacht habe, damit es ihnen nie an Wasser sehle — eine nomadische Felsenquelle.

Besonders läppisch sind die Bunder, die in den sogenannten "Taten des Apostels Petrus" vorkommen. In einem Bunderwettkampf mit dem Magier Simon macht der Apostel einen gesalzenen Hering lebendig.

Andererseits wurden für die Menschen jener Zeit auch ganz natürliche Vorkommnisse zu Wundern, zu Zeichen des willkürlichen Eingreisens Gottes in den Weltlauf, nicht nur Genesungen und Sterbefälle, Siege und Niederlagen, sond dern auch höchst gewöhnliche Amüsements, wie Wetten. "Als in Gaza bei einem Pferderennen, bei dem die Pferde eines eifrigen Christen und eines eifrigen Heiden liesen, "Christus den Marnas schlug", ließen viele Heiden sich tausen."*

^{*} Friedländer, Sittengeschichte Roms, 1901, II, S. 534.

Nicht immer war das als Wunder betrachtete natürliche Ereignis so eindeutig wie in diesem Falle.

"Im Quadenfriege Marc Aurels fah fich 173 bis 174 das römische Heer einmal in glühender Sonnenhige schmachtend von einer überlegenen Menge der Feinde eingeschlossen, mit der augenscheinlichsten Gefahr gänzlicher Vernichtung bedroht. Da zogen sich plötlich dichte Wolken zusammen und ergoffen sich in einem reichlichen Regenstrom, während auf der feindlichen Seite ein furchtbares Gewitter Verwirrung und Berderben anrichtete; die Römer waren gerettet, der Sieg wandte sich auf ihre Seite. Die Wirfung dieses Ereignisses war eine überwältigende, es wurde nach damaliger Sitte in bilblichen Darftellungen verewigt, allgemein galt es für ein Bunder, deffen man noch bis ins spätefte Altertum gedachte und auf das sich noch nach Sahrhunderten sowohl Chriften wie Beiden als einen Beweis für die Wahrheit ihres Glaubens beriefen. . . Dem Gebet des Raisers zu Jupiter wurde, wie es scheint, von den meisten die wunderbare Errettung zugeschrieben; doch behaupteten andere, daß sie der Kunft eines in seinem Gefolge befindlichen äanptischen Zauberers Arnuphis zu verdanken gewesen sei, der durch eine Beschwörung der Götter, namentlich des Hermes, den Regenguß herabgezogen habe. Aber nach der Erzählung eines chriftlichen Zeitgenoffen war das Bunder durch die Gebete chriftlicher Soldaten in der zwölften (melitenischen) Legion bewirft worden. Dasselbe erzählt als ein bekanntes Greignis Tertullian, der sich dabei auf einen Brief Marc Aurels beruft."*

Dieser Brief wird freilich nur eine Fälschung gewesen sein. An Fälschungen war jene Zeit ebenso reich wie an Bundern. Das Wunderbedürfnis und die Leichtgläubigkeit proposierten förmlich die Fälschungen.

Immer größere Dimensionen nahmen Wundersucht und Leichtaläubigkeit an, bis endlich in der Zeit des höchsten

^{*} Friedländer, a. a. D., II, S. 475.

Verfalls, im vierten und fünften Jahrhundert, die Mönche Wunder wirften, gegen welche die Wunder Jesu, die uns die Evangelien erzählen, sehr in den Schatten treten.

"Ein gläubiges Zeitalter ließ sich leicht bereden, daß die geringste Laune eines ägyptischen oder sprischen Mönches hingereicht habe, die ewigen Gesetze des Weltalls zu unterbrechen. Die Günftlinge des Himmels pflegten die eingewurzeltsten Krankheiten durch eine Berührung, ein Wort, eine ferne Botschaft zu heilen und die hartnäckigsten Dämomen aus den Seelen oder Leibern der von ihnen Besessenen auszutreiben. Sie näherten sich vertraulich oder geboten herrisch den Löwen und Schlangen der Wüste, slößten Leben einem ausgetrockneten Baumstrunk ein, ließen Gisen auf der Obersläche des Wassers schwimmen, setzten auf dem Rücken eines Krokodils über den Nil und erfrischten sich in einem feurigen Ofen." (Gibbon, a. a. D., 37. Kapitel.)

Eine vortreffliche Kennzeichnung des Geisteszustandes der Zeit, in der das Christentum entstand, bietet das Charakterbild, das Schlosser in seiner Weltgeschichte von Plotin, dem berühmtesten neuplatonischen Philosophen aus dem dritten Sahrhundert unserer Zeitrechnung, entwirft.

"Plotinus, ber im Jahre 205 zu Lykopolis in Agypten geboren wurde und 270 in Kampanien starb, war elf Jahre lang ein eifriger Schüler des Ammonius, versenkte sich aber so tief in das Grübeln über die göttliche und menschliche Natur, daß er, durch die ägyptischsgriechische Geheimlehre seines Borgängers und Lehrers nicht zufriedengestellt, auch nach persischer und indischer Weisheit verlangte und sich an des jüngeren Gordianus Heer anschloß, um mit demselben nach Bersien zu gehen. . . Plotinus begab sich später nach Kom, wo er die herrschende Neigung zu orientalischer Mystik für seine Zwecke sehr geeignet fand und fünfundzwanzig Jahre lang die kurz vor seinem Tode die Rolle eines Propheten spielte. Der Kaiser Gallienus und seiner Gemahlin huldigten ihm mit so schwärmerischem Eiser, daß sie, wie es heißt, sogar

die Absicht hatten, in einer Stadt Jtaliens einen philosophischen Staat nach Plotins Grundsätzen zu errichten. Gbensogroß war der Beifall, den Plotinus in den angesehensten Familien der römischen Bürgerschaft fand; einige der ersten Männer der Stadt wurden seine eifrigsten Anhänger und nahmen seine Lehre wie eine himmlische Botschaft auf.

"Die geistige und moralische Erschlaffung der römischen Welt und die allgemein herrschende Neigung zur Schwärsmerei, zur Mönchsmoral und zum Übernatürlichen und Prophetischen gaben sich durch nichts so deutlich zu erstennen als durch den Eindruck, den Plotinus machte, und durch die Achtung, die seine Lehre gerade deswegen fand,

weil sie unverständlich war.

"Die Mittel, beren sich Plotinus und seine Schüler zur Berbreitung der neuen Weisheit bedienten, waren dieselben, durch welche man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich verdorbene Große für Mesmers und Cagliostros mystische Gauseleien und in Deutschland einen frommen preußischen König für Rosenkreuzer, Geisterbanner und ähnliche Leute gewann. Plotinus betrieb die Zauberkunst, beschied Geister vor sich und ließ sich sogar zu dem bei uns nur von einer verachteten Menschenklasse betriebenen Geschäft herab, auf Besragen seiner Bekannten die Urheber kleiner Diebstähle anzuzeigen.

"Prophetisch waren auch Plotinus' Schriften abgefaßt; denn nach dem Zeugnis seines berühmtesten Schülers schrieb er seine vermeintlichen Eingebungen nieder, ohne sie nachher nur eines Blickes zu würdigen oder auch nur die Schreibsehler zu verbessern. So waren freilich die Meisterwerke der alten Griechen nicht entstanden! Auch die gewöhnlichen Regeln des Denkens oder das, was wir Methode nennen, sanden sich ebensowenig in den Schriften wie in dem mündlichen Vortrag eines Mannes, welcher von jedem, der zur philosophischen Erkenntnis gelangen wolle, die Entzäußerung seiner selbst oder das Heraustreten aus dem

natürlichen Zustande des Denkens und Empfindens als erste Bedingung forderte.

"Um von dem Charafter seiner Lehre und von ihrer Wirkung eine Darftellung zu geben, bedarf es nur einiger Bemerkungen über den Inhalt seiner Schriften. Das Leben mit Menschen und unter Menschen wird von ihm stets als fündlich und verkehrt hingestellt, und die echte Beisheit und Seliakeit besteht nach ihm nur in der völligen Trennung von der Sinnenwelt, im Hinbrüten und in einem abgeschlossenen finsteren Versinken in sich selbst und in der Borftellung vom Söheren. . . . An diefe, jede Tätigkeit untergrabende, allen Erfahrungen und jedem menschlichen Verhältnis hohnsprechende Theorie des Lebens, die noch dazu mit der größten Verachtung gegen jeden Andersdenkenden vorgetragen wird, schließt sich eine rein theoretische, auf überschwenglichen Vorstellungen beruhende Betrachtung der Natur und ihrer Gesetze an. Aristoteles hatte seine Ideen über die Natur auf Erfahrung, Beobachtung und Mathematik gegründet; davon ift aber bei Plotinus keine Spur zu finden. Er hielt sich für einen gotterleuchteten Philosophen, er glaubte daher auch alles aus innerer Eingebung zu miffen und keiner Stufen zu bedürfen, um zur Erkenntnis zu gelangen; seine Fittiche trugen ihn über die Erde und durch alle Himmelsräume hindurch. . . .

"Plotin hatte drei Schüler, die das, was er in Orakeln vorgetragen hatte, in leidlichen Stil brachten und als die Apostel seiner Lehre weiterverbreiteten. Diese waren Herennius, Amelius und Porphyrius. Alle drei besaßen ausgezeichnetes Talent, und die beiden letzteren nennt Longinus, so wenig er sonst von einer dem Leben und der gesunden Bernunft seindlichen Beisheit wissen wollte, die einzigen Philosophen seiner Zeit, deren Schriften lesbar seien.

"Wie schlimm es aber mit ihrer Wahrheitsliebe aussah, läßt sich am besten aus der von Porphyrius verfaßten Lebensbeschreibung Plotins schließen. Porphyrius erzählt von seinem Herrn und Meister die albernsten Geschichten, und da er viel zu viel Verstand hatte, als daß er selbst diese hätte glauben können, so muß er sie absichtlich und wissentlich erdichtet haben, um Plotins Orakelsprüche in Ansehen zu bringen."*

c. Lügenhaftigkeit.

Die Lügenhaftigkeit, das ist die notwendige Ergänzung der Wundersucht und der Leichtgläubigkeit. Wir haben disher nur Beispiele vorgebracht, in denen Berichterstatter über Verstorbene Wunderdinge erzählten. Aber es mangelte nicht an Leuten, die von sich selbst die größten Wunderdinge derichteten, wie Apion von Alexandria, der Judenseind, "die Weltschelle, wie Kaiser Tiberius ihn nannte, voll großer Worte und noch größerer Lügen, von dreistester Allwissenheit und unbedingtem Glauben an sich selbst, wenn nicht der Menschen, doch ihrer Nichtswürdigkeit kundig, ein gesteierter Meister der Rede wie der Volksversührung, schlagsfertig, wizig, unverschämt und unbedingt loyal."**

Loyal — das heißt fervil — war diese Sorte meistenteils. Der loyale Lump war frech genug, Homer aus der Unterwelt zu beschwören, um ihn zu befragen, woher er stamme. Er versicherte auch, der Geist des Dichters sei ihm erschienen und habe seine Frage beantwortet, aber — ihn verpslichtet,

sie niemand zu verraten!

Noch gröber war der Schwindel, den Alexander von Abonoteichos (geboren um 105, gestorben gegen 175 n. Chr.) trieb, der mit den plumpsten Hilfsmitteln, zum Beispiel abgerichteten Tieren und hohlen Götterbildern, in denen Menschen verborgen waren, seinen Hofusposus trieb. Der Mann gründete ein Orakel, das gegen eine Gebühr von etwa einer Mark Auskünste gab. Lucian schätzt den Ertrag dieses Geschäfts auf etwa 60000 Mark im Jahr.

* Weltgeschichte, 1846, IV, 452 ff.

^{**} Mommsen, Kömische Geschichte, V, 517, 518.

Selbst auf den "philosophischen" Kaiser Marc Aurel gewann Alexander durch den Konsular Kutilianus Einfluß. Siebzig Jahre alt starb der Schwindler, reich und geehrt. Eine Statue, die man ihm errichtete, soll nach seinem Tode noch Weissagungen von sich gegeben haben.

Ein wohlinfzenierter Schwindel war offenbar auch folgendes:

"Dio Cassius erzählt, daß im Jahre 220 (n. Chr.) ein Geist, der nach seiner eigenen Ausfage der Geist Alexander des Großen war, auch dessen wohlbekannte Gestalt, Züge und Kleidung trug, mit einem Gesolge von vierhundert als Bacchanten gesleideten Menschen von der Donau dis zum Bosporus zog, wo er verschwand: keine Behörde wagte ihn aufzuhalten, vielmehr wurde ihm überall auf öffentsliche Kosten Nachtlager und Nahrung gegeben."*

Vor solchen Leistungen müssen sich unsere Helden der vierten Dimension ebenso wie der materiellere Hauptmann von Köpenick verstecken.

Indes nicht bloß Gauner und Taschenspieler beflissen sich bewußter Verlogenheit und Täuschung, sondern auch ernsthafte Denker und Leute, die es ehrlich meinten.

Die Geschichtschreibung des Altertums hat sich nie durch übermäßig strenge Kritik ausgezeichnet. Sie war noch keine Wissenschaft im engeren Sinne des Wortes, diente noch nicht der Ersorschung der Entwicklungsgesetze der Gesellschaft, sondern pädagogischen oder politischen Zwecken. Sie wollte den Leser erbauen oder ihm die Richtigkeit der politischen Tendenzen erweisen, denen der Geschichtschreiber huldigte. Die Großtaten der Vorsahren sollten die nachschmenden Geschlechter erheben und zu gleichem Tun ansseuern — darin war das Geschichtswerk nur der prosaische Nachklang des Heldengedichts. Aber die nachsommenden Geschlechter sollten aus den Ersahrungen ihrer Vorsahren

^{*} Friedländer, a. a. D., II, 626.

auch lernen, was zu tun und was zu lassen sei. Es ist leicht begreiflich, daß da mancher Historiker, namentlich wenn der Zweck der Erbauung und Begeisterung überwog, nicht allzustrenge in der Wahl und Kritik seiner Quellen war, sich auch erlaubte, im Interesse der künstlerischen Wirkung vorhandene Lücken durch seine Phantasie auszusfüllen. Namentlich hielt es jeder Geschichtschreiber für sein Recht, die Reden, die er seinen Personen in den Mund legte, frei zu ersinden. Jedoch hielten sich die klassischen Historiker davon fern, das Wirken der Personen, von denen sie handelten, bewußt und absichtlich salsch darzusstellen. Sie mußten sich davor um so mehr hüten, als es ein öffentliches, politisches Wirken war, über das sie derrichteten, so daß ihre Mitteilungen genau kontrolliert werden konnten.

Als aber die alte Gesellschaft versiel, änderte sich die Aufgabe der Geschichtschreibung. Die Menschen hörten auf, politische Belehrung zu heischen, denn die Politis wurde ihnen immer gleichgültiger, ja immer widerwärtiger. Sie verlangten auch nicht mehr nach Beispielen von Mannesmut und Hingebung an das Vaterland, wohl aber nach Berstreuung, nach neuem Kikel für ihre abgestumpsten Nerven, nach Klatsch und Sensationen, nach Bundertaten. Da kam es auf ein bischen mehr oder weniger Genauigkeit nicht an. Nun wurde aber auch eine Nachprüfung immer schwerer, denn es waren jeht private Borkommnisse, die in den Vordergrund des Interesses traten, Vorkommnisse, die sich nicht in der breiten Offentlichkeit abgespielt hatten. Die Geschichtschreibung löste sich immer mehr auf einerseits in eine Standalchronif und andererseits in Münchhausiaden.

In der griechischen Literatur zeigt sich diese neue Richtung der Geschichtschreibung seit Alexander dem Großen, über dessen fein Höfling Onesikritos ein Buch schrieb, das von Lügen und übertreibungen wimmelt. Bon der Lüge zur Kälschung ist aber nur ein Schritt. Ihn tat Euemeros,

der im dritten Jahrhundert aus Indien Inschriften mitbrachte, die angeblich uralt waren, die indes der Biedermann selbst fabriziert hatte.

Aber diese samose Methode blieb nicht auf die Geschichtsschreibung beschränkt. Wir haben gesehen, wie in der Philossphie das Interesse an dieser Welt immer mehr erlosch und das am Jenseits immer stärker wurde. Wie sollte aber ein Philosoph seinen Schülern die Überzeugung beisbringen, daß die eigenen Anschauungen vom Jenseits mehr seien als bloße Phantasien? Das einsachste Mittel dazu bestand offenbar darin, einen Zeugen zu ersinden, der aus dem Lande kam, aus dess' Bezirk kein Wanderer wiederkehrt, und über dessen Einrichtung berichtete. Diesen Kunstgriff hat selbst ein Plato nicht verschmäht, wie uns jener samose Pamphylier zeigte, von dem wir schon berichtet haben.

Dazu kam noch, daß mit dem Abnehmen des Interesses an den Naturwissenschaften und ihrer Verdrängung durch die Ethis auch der kritische Geist schwand, der die Richtigseit jedes Sazes an der tatsächlichen Erfahrung zu prüsen suchte, und daß die Haltlosigkeit der einzelnen zusnahm, ihr Bedürsnis wuchs, an einem großen Manne eine Stüze zu sinden. Nicht tatsächliche Veweise, sondern Autoritäten wurden nun für die Menschen entscheidend, und wer auf sie Eindruck machen wollte, mußte trachten, die nötigen Autoritäten auf seiner Seite zu haben. Verssazten sie, nun, dann hieß es, corriger la fortune, dem Glücke nachhelsen und sich die Autoritäten selbst fabrizieren. Derartige Autoritäten haben wir schon eingangs kennen gelernt in Daniel und Pythagoras. Jesus gehörte auch dazu, ebenso seine Apostel, Moses, die Sibyllen usw.

Nicht immer machte man sich die Mühe, unter falschem Namen gleich ein ganzes Buch zu schreiben. Es genügte oft, in das echte Werk einer anerkannten Autorität einen Satz einzuschieben, der den eigenen Tendenzen entsprach, und so diese Autorität für sich zu gewinnen. Das war um so leichter möglich, als ja der Buchdruck noch nicht erfunden war. Die Bücher zirkulierten nur in Abschriften, die man entweder selbst ansertigte oder von einem Sklaven ansertigen ließ, wenn man so reich war, sich einen dazu geeigneten halten zu können. Es gab auch Unternehmer, die Sklaven damit beschäftigten, Bücher abzuschreiben, die dann mit großem Prosit verkauft wurden. Wie leicht war es nun, bei einer derartigen Abschrift zu fälschen, einen Sat auszulassen, der einem nicht paßte, oder einen einzufügen, den man brauchte, namentlich wenn der Autor schon tot war, so daß ein Protest dagegen in jener liederlichen und leichtgläubigen Zeit nicht zu erwarten war. Weitere Abschwelt erhalten blieb.

Am bequemften hatten es in diefer Beziehung die Chriften. Ber immer die ersten Lehrer und Organisatoren chriftlicher Bemeinden gewesen sein mochten, sicher entstammten fie den unterften Bolksschichten, waren fie bes Schreibens nicht fundig und hinterließen sie feine schriftlichen Aufzeichnungen. Ihre Lehren wurden anfangs nur mundlich weiterverbreitet. Wer sich unter ihren Anhängern bei eintretenden Disputen auf die ersten Lehrer der Gemeinde berief, konnte da schwer Lügen gestraft werden, wenn er der Tradition nicht gar zu grob ins Gesicht schlug. Bald muffen fich über die Worte "bes Herrn" und seiner Apostel die verschiedensten Versionen gebildet haben. Und angesichts des heißen Rampfes, ber von Anfang an innerhalb der chriftlichen Gemeinden herrschte, wurden diese verschiedenen Bersionen von vornherein nicht zu Zwecken objektiver Geschichtschreibung, sondern polemischer Ausschlachtung vorgebracht, später niedergeschrieben und in ben Evangelien gesammelt. Polemische Zwecke waren es vor allem, die auch die weiteren Abschreiber und Bearbeiter befeelten und fie veranlaßten, hier einen unbequemen Sat zu ftreichen und dort einen einzufügen, um dann bas Ganze als Beleg dafür anzuführen, daß Chriftus oder seine Apostel diese oder jene Ansicht versochten hätten. Diese polemische Tendenz tritt einem bei der Prüfung der Evangelien auf Schritt und Tritt entgegen.

Bald begnügten sich aber die Christen nicht damit, ihre eigenen heiligen Schriften in dieser Weise nach ihren Bedürfnissen zurechtzulügen und zu fälschen. Die Methode war zu bequem, um nicht auch bei anderen, bei "heidnischen" Autoren zur Nachahmung zu reizen, sobald einmal unter den Christen genug gebildete Elemente vorhanden waren, daß sie auf daß Zeugniß hervorragender Autoren außerhald der christlichen Literatur Wert zu legen begannen, und auch zahlreich genug, daß es sich lohnte, für diese gebildeten Christen eigene gefälschte Abschriften ansertigen zu lassen, die bei ihnen mit Befriedigung ausgenommen und verbreitet wurden. Manche dieser Fälschungen haben sich dann bis heute erhalten.

Wir haben schon eine erwähnt, das Zeugnis des Josephus von Jesus. Der nächste Schriftsteller, der neben Tacitus und als deffen Zeitgenoffe von den Chriften spricht, ift der jungere Plinius, ber als Proprator von Bithynien (wahrscheinlich 111 bis 113) einen Brief über sie an Trajan richtete, der in der Sammlung seiner Briefe auf uns gefommen ift (C. Plinii Caecilii Epistolarum libri decem, X. Buch, 97. Brief). Er fragt barin an, mas er mit ben Chriften seiner Provinz anfangen solle, von denen er nur Gutes erfahre, die aber alle Tempel entvölkerten. Diese Unschauung von der Harmlofigkeit der Chriften pagt schlecht zu der Ansicht seines Freundes Tacitus, der ihren "Haß gegen das gesamte Menschengeschlecht" hervorhebt. Ebenso auffallend ift es, daß unter Trajan das Chriftentum schon fo verbreitet gewesen sein sollte, daß es die Tempel Bithyniens zu entvölkern vermochte, "bie schon fast veröbet waren, beren Feierlichkeiten lange unterlassen murden, deren Opfertiere nur felten einen Räufer fanden". Man follte an= nehmen, daß berartige Tatsachen ebenfolches Aufsehen er=

regen mußten, als wenn etwa in Berlin nur sozialbemostratische Stimmen abgegeben würden. Allgemeine Aufregung mußte herrschen. Plinius erfährt aber erst durch eine Denunziation von der Existenz der Christen. Aus diesem und anderen Gründen liegt die Annahme nahe, daß dieser Brief eine christliche Fälschung ist. Semler nahm schon 1788 an, der ganze Brief des Plinius sei von einem späteren Christen zur Berherrlichung des Christentums ersunden worden. Brund Bauer dagegen meint, der Brief stamme wohl von Plinius, habe aber ursprünglich seineswegs schmeichelhaft für die Christen gelautet und sei daher von einem christslichen Abschreiber später entsprechend "redigiert" worden.

Noch kecker murden die Kälschungen, als in der Bölkerwanderung die germanischen Barbaren das römische Reich überfluteten. Die neuen Herren der Welt waren einfache Bauern, freilich voll Bauernschlauheit, nüchtern und gerieben genug in allen Dingen, die fie verstanden. Bei aller Ginfalt zeigten sie sich weniger wundersüchtig und leichtgläubig, als die Erben der antifen Kultur. Aber Lesen und Schreiben waren ihnen unbekannte Künfte. Diefe wurden das Privilegium bes driftlichen Klerus, der nun allein die gebildete Klasse vertrat. Frgend eine Kritik seiner Fälschungen im Interesse der Kirche hatte er nun nicht mehr zu fürchten, so schossen diese jest üppiger ins Kraut denn je. Und fie blieben nun nicht mehr, wie bis dahin, auf das Gebiet der Lehre beschränft, dienten nicht bloß der Ausfechtung theoretischer, taftischer ober organisatorischer Streitigkeiten, sondern wurden eine Quelle bes Erwerbes ober juriftischer Rechtfertigung einer vollzogenen Aneignung. Die enormften biefer Fälschungen waren jedenfalls die Schenkung Konftanting und die Ifidorschen Defretalien. Beide wurden im achten Sahrhundert fabriziert. In dem ersteren Dokument überläßt Konstantin (306 bis 337) den Päpsten die unbeschränkte und ewige Oberherrschaft über Rom, Italien und alle Provinzen des Weftens. Die Ifidorichen Defretalien find eine Sammlung von Kirchengesetzen, angeblich von dem spanischen Bischof Isidorus aus dem Anfang des siebenten Jahrhunderts stammend, welche die Alleinherrschaft des Bapstes in der Kirche festsetzen.

Dieser Unzahl von Fälschungen haben wir es nicht zum mindesten zuzuschreiben, wenn die Geschichte der Entstehung des Christentums heute noch so sehr im dunkeln liegt. Es ist bei vielen dieser Fälschungen ziemlich leicht, sie zu erstennen; manche sind schon vor Jahrhunderten aufgedeckt worden, so die Unechtheit der Schenkung Konstantins 1440 von Laurentius Balla. Aber nicht ebenso leicht ist es, herauszusinden, ob ein Körnchen Wahrheit in der Fälschung verborgen liegt und es bloßzulegen.

Es ist kein anmutiges Bild, das wir hier zu zeichnen haben. Verfall an allen Ecken und Enden, ökonomischer, politischer, und damit auch wissenschaftlicher und moralischer. Bei den alten Römern und Griechen betrachtete man als Tugend die volle, harmonische Entwicklung der Mannhaftig= feit im besten Sinne des Wortes. Virtus und arete bezeichnen Tapferkeit und Standhaftiakeit, aber auch Mannesftolz, Opfermut und selbstlose Hingabe an das Gemeinwesen. Je mehr jedoch die Gesellschaft in Knechtschaft versant, desto mehr wurde die Knechtseligkeit zur obersten Tugend, aus der und mit der sich alle die schönen Gigenschaften entwickelten, die wir vor uns haben auftauchen sehen, Abwendung vom Gemeinwesen und Beschränfung auf das eigene Sch, Feigheit und Mangel an Selbstvertrauen, Sehnfucht nach der Erlösung durch einen Kaifer oder einen Gott, nicht durch eigene Kraft oder die Kraft der eigenen Klasse: Selbstzerknirschung nach oben, pfäffische Anmaßung nach unten; Blafiertheit und Lebensüberdruß und wieder Sehnfucht nach Sensation, nach Wundern: Aberschwenalichkeit und Efstase ebenso wie Beuchelei, Lüge und Fälschung. Das ift das Bild, welches uns die Kaiserzeit bietet und deffen Züge das Produkt jener Zeit, das Chriftentum widerspiegelt.

d. Menschlichkeit.

Aber, werden die Verfechter des Chriftentums fagen, diese Darftellung ist einseitig und darum unwahr. Es ift ja richtig, daß die Christen auch nur Menschen waren und sich den degradierenden Einflüssen ihrer Umgebung nicht entziehen konnten. Aber das ist nur die eine Seite des Christentums. Auf der anderen finden wir jedoch, daß es eine Moral entwickelt, die hoch steht über der des Altertums, eine erhabene Menschlichkeit, ein unendliches Erbarmen, die sich über alles erstrecken, das Menschenantlitz trägt, niedrige wie hohe, fremde wie Volksgenoffen, Feind wie Freund; daß es die Verbrüderung der Menschen aller Klassen und Rassen prediat. Diese Moral ist nicht aus der Zeit zu erklären, in der das Christentum entstand; sie ist um so bewunderungs= würdiger, als sie in einer Epoche des tiefsten sittlichen Verfalls gelehrt murde; hier versagt der historische Materialis= mus, hier haben wir eine Erscheinung, die nur durch die Erhabenheit einer völlig außer den Bedingungen von Raum und Reit stehenden Perfonlichkeit, eines Gottmenschen, ober um den modernen Nargon zu gebrauchen, eines übermenschen erklärbar ist.

So unsere "Idealisten".

Wie stimmen dazu die Tatsachen? Da ist zunächst die Wohltätigkeit gegen Arme und die Humanität gegen Sklaven. Sind diese beiden Erscheinungen wirklich nur dem Christentum eigen? Es ist richtig, daß wir im klassischen Altertum von Wohltätigkeit nicht viel sinden. Der Grund davon ist sehr einsach: Die Wohltätigkeit seht die Armut als Massenserscheinung voraus. Das Gedankenleben des Altertums wurzelte aber in kommunistischen Zuständen, im gemeinsamen Eigentum der Markgenossenschaft, der Gemeinde, der Hausgenossenschaft, die ihren Mitgliedern ein Anrecht an ihren gemeinsamen Produkten und Produktionsmitteln versliehen. Zu Almosen war da selten Gelegenheit.

Man verwechste nicht Gastfreundschaft mit Wohltätigkeit. Die Gastfreundschaft wurde im Altertum umfassend geübt. Sie stellt aber ein Verhältnis zwischen Gleichen dar, die Wohltätigkeit setzt dagegen soziale Ungleichheit voraus. Die Gastfreundschaft erfreut den Gast wie den Wirt. Wohltätigkeit dagegen erhebt denjenigen, der sie spendet, erniedrigt den, der sie erhält und demütigt ihn.

In einzelnen größeren Städten begann im Fortgang der Entwicklung, wie wir gesehen, sich ein Massenproletariat zu bilden. Aber dieses besaß oder eroberte politische Macht und benutzte sie dazu, um sich auch einen Anteil an den Genußmitteln zu erobern, die den Reichen und dem Staat aus der Sklavenarbeit und der Ausbeutung der Provinzen zuslossen. Dank der Demokratie und ihrer politischen Macht bedurften also auch diese Proletarier nicht der Wohltätigkeit. Diese setzt nicht bloß ein Massenelend, sondern auch die politische Rechts und Machtlosigkeit des Proletariats voraus, Vorbedingungen, die erst zur Kaiserzeit in hohem Maße gegeben waren. Kein Wunder, daß die Idee der Wohltätigkeit erst damals begann, die römische Gesellschaft zu beherrschen. Aber sie entsprang nicht aus einer übernatürlichen höheren Moral des Christentums.

In den Anfängen ihrer Herrschaft hielten es die Cäsaren noch für ratsam, neben der Armee auch das Proletariat der Hauptstadt durch Brot und Spiele zu kaufen. Namentslich Nero leistete Großes auf diesem Gediet. Auch in manchen Großstädten der Provinzen suchte man die unteren Volksklassen auf derartige Weise ruhig zu halten.

Aber das dauerte nicht lange. Die zunehmende Versarmung der Gesellschaft zwang bald zur Einschränkung der staatlichen Ausgaben, und da fingen die Cäsaren natürlich bei den Proletariern an, die sie jest nicht mehr fürchteten. Dabei war wohl auch der Bunsch im Spiele, dem zunehmenden Mangel an Arbeitskräften abzuhelsen. Blieben die Brotspenden aus, dann mußten sich die arbeitskähigen

Proletarier nach Arbeit umsehen, etwa sich als Kolonen, Erbpächter, den Großgrundbesitzern verdingen.

Aber gerade das Bedürfnis nach Arbeitskräften ließ nun neue Arten von Unterstützungen Armer erstehen.

In der Kaiferzeit geben alle alten gesellschaftlichen Draanisationen auseinander, nicht bloß die Markgenossenschaften, sondern auch die Hausgenoffenschaften und großen Familien. Jeder denkt nur an fein Ich, die verwandtschaftlichen Beziehungen lösen sich ebenso auf wie die politischen, die Opferwilligkeit für die Verwandtschaft erlischt ebenso wie die für Gemeinde und Staat. Darunter hatten verwaifte Rinder besonders zu leiden. Dhne Eltern standen sie jest schutzlos in der Welt, sie fanden niemand, der sich ihrer annahm. Die Bahl alleinstehender Kinder wuchs um so mehr. als in der allgemeinen Verarmung und Abnahme der Opfer= fähigkeit immer mehr Leute danach trachteten, die Lasten einer Familie von sich fernzuhalten. Die einen besorgten bas durch Chelosigkeit, durch die Beschränkung auf die Proftitution, wobei die männliche sehr florierte; andere suchten sich in der Che weniastens der Kindererzeugung zu enthalten. Das eine wie das andere Mittel trug natürlich zur Entvölkerung, zum Mangel an Arbeitsfräften, also wieder zur gesellschaftlichen Berarmung mächtig bei. Biele aber, die Kinder bekamen, fanden es für das bequemfte, sich ihrer durch Aussekung zu entledigen. Diese famose Braxis nahm große Dimensionen an. Alle Verbote nutten nichts. So wurde die Frage einerseits der Verforgung der alleinstehenden Kinder, andererseits aber auch der Versorgung der Kinder armer Leute, die bei den Eltern blieben, eine immer brennendere. Sie beschäftigte auch die ersten Christen fehr. Die Unterstützung der Waisen war ihre stete Sorge. Richt nur Mitleid, sondern auch das Bedürfnis nach Arbeitsfräften und Soldaten trieb dazu, die Aufziehung der Waisen, der Findelfinder und Proletarierfinder sicher= zuftellen.

Schon zur Zeit bes Augustus sinden wir Bestrebungen in dieser Richtung, im zweiten Jahrhundert unserer Zeitzrechnung nahmen sie dann praktische Gestalt an. Die Kaiser Nerva und Trajan waren die ersten, die, zunächst in Italien, Stiftungen ins Leben riesen in der Form, daß verschiedene Güter entweder vom Staate angekauft und in Pacht gegeben oder von ihm hypothekarisch belehnt wurden. Der Ertrag der so gewonnenen Pachtz und Hypothekenzinsen sollte zur Aufziehung armer Kinder, namentlich Waisensfinder, verwendet werden.*

Hadrian erweiterte gleich bei seiner Thronbesteigung dieses Institut, das unter Trajan für ungefähr 5000 Kinder berechnet war, spätere Raiser dehnten es noch weiter aus. Gleichzeitig mit dieser staatlichen Wohltätigkeit erstand aber auch eine kommunale. Die private war ihr vorausgegangen. Die älteste private Alimentenstiftung, die wir kennen, stammt schon aus Augustus' Zeit. Helvius Basila, der die Prätur bekleidet hatte, vermachte den Bürgern von Atina in Latium 88000 Mark zur Gewährung von Brotkorn an eine leider nicht angegebene Anzahl von Kindern.** Zur Zeit Trajans werden dann zahlreiche berartige Stiftungen erwähnt. Eine reiche Dame, Cälia Macrina zu Tarracina, deren Sohn aeftorben war, spendete damals eine Million Sefterze (über 200000 Mark), aus beren Zinsen hundert Knaben und ebenso viele Mädchen unterstütt werden sollten; Plinius der Jüngere rief im Jahre 97 eine Alimentenftiftung in feiner Vaterstadt Comum (jett Como) ins Leben, nach welcher die jährlichen Einkunfte eines Landguts im Werte von 500000 Sesterzen zur Ernährung armer Kinder verwendet werden follten. Er stiftete Schulen, Bibliothefen ufm.

^{*} Vergleiche B. Matthias, Kömische Alimentarinstitutionen und Agrarwirtschaft. Jahrbuch für Nationalökonomie und Stastistik, 1885, VI, S. 503 ff.

^{**} A. Müller, Jugenbfürsorge in der römischen Kaiserzeit, 1903, S. 21.

Der Entvölserung des Reiches entgegenzuwirken, versmochten freilich alle diese Stiftungen nicht. Sie war zu tief in den ökonomischen Berhältnissen begründet und wuchs mit dem ökonomischen Berfall. Die allgemeine Berarmung raubte schließlich die Mittel, die Kinderversorgung fortzusführen, und machte mit dem Staate auch die Alimentensstiftungen bankrott.

Müller berichtet über deren Entwicklung:

"Ihre Eriftenz läßt sich fast durch 180 Jahre verfolgen. Hadrian verbefferte die Bezüge der Kinder. Antoninus Bius bewilligte zu diesem Zwecke neue Gelder. Ihm widmeten im Jahre 145 die betreffenden Knaben und Mädchen von Cupramontana, einer Stadt in Picenum, und im Jahre 161 die von Seftinum in Umbrien Dankinschriften. Für Marc Aurels gleiche Tätigkeit zeugt eine ähnliche Widmung aus Ficulea in Latium. In den ersten Jahren dieses Raifers scheint die Stiftung ihren Höhepunkt erreicht zu haben; von da an ging es bei der traurigen Lage des Reiches bergab. Marc Aurel scheint in seiner steten Kriegsbedrängnis, die ihn fogar bazu führte, die Kronjuwelen, Schmudfachen und sonstigen Kostbarkeiten des kaiserlichen Hauses versteigern zu laffen, bazu geschritten zu sein, die Alimentationskapitalien einzuziehen und die Zahlung ber Zinfen auf die Staatsfasse zu übernehmen. Diese konnte unter Commodus neun Sahre lang ihren Verpflichtungen nicht nachkommen, und Pertinag war nicht imftande, die Rückstände zu zahlen, sondern mußte sie niederschlagen. Doch scheint sich die Lage der Stiftung wieder gebeffert zu haben. Noch gegen Ende des dritten Jahrhunderts ift ein Beamter derfelben nachzuweisen. Dann aber hat sie ihr Ende erreicht. Unter Konftantin existierte sie nicht mehr."*

Die steigende Armut ließ wohl die Mimentenstiftungen versiegen, nicht aber die Idee der Wohltätigkeit. Diese mußte

^{*} A. a. D., S. 7, 8.

mit dem wachsenden Elend immer mehr zunehmen. Auf feinen Fall ist diese Idee dem Christentum allein eigen, es teilt sie mit seiner Zeit, der sie nicht durch moralische Ershebung, sondern durch ökonomischen Niedergang aufgedrängt wurde.

Mit dem Sinn für Wohltätigkeit und deren Hochschätzung erstand aber auch eine andere, weniger liebenswürdige Gigentümlichkeit: die des Prahlens mit dem Almofen, das man gespendet. Dafür bietet uns schon der eben genannte Blinius ein Beispiel. Bon seinen wohltätigen Ginrichtungen wiffen wir nur durch ihn felbst; er hat fie ausführlich in Schriften beschrieben, Die für die Offentlichkeit bestimmt waren. Wenn wir sehen, wie Plinius mit seinen Gefühlen hausieren geht und welche Bewunderung er für den eigenen Edelmut an ben Tag legt, so erscheint uns das nicht als ein Beweis für die sittliche Größe der "goldenen Zeit" des römischen Raiserreichs, seiner glücklichsten Zeit, wie Gregorovius in Abereinstimmung mit der Mehrzahl seiner Kollegen sie nennt,* sondern für die eitle Gedenhaftigfeit jener Beriode, eine erbauliche Erganzung ihres pfäffischen Bochmuts und ihrer frommen Heuchelei.

Am schärfsten wird Plinius unseres Wissens von Niebuhr beurteilt, der ihm "tindische Eitelkeit" und "unredliche Demut"

vorwirft.**

Wie mit der Wohltätigkeit, steht es mit der Humanität gegen die Sklaven, die auch eine besondere Gigentümlichkeit des Christentums sein soll.

Vor allem ist da zu bemerken, daß es dem Christentum, wenigstens in der Form, in der es zur Staatsreligion wurde, nicht einsiel, die Stlaverei prinzipiell zu bekämpfen. Es hat auf ihre Aushebung in keiner Weise hingewirkt. Wenn die Ausbeutung von Sklaven zu Zwecken des Gelderwerbes zur

^{*} Der Kaiser Hadrian. 1884.

^{**} Römische Geschichte, 1845, V, S. 312.

Zeit bes Christentums aufhörte, hatte das Gründe, die mit irgendwelchen religiösen Anschauungen nichts zu tun hatten. Wir haben sie schon kennen gelernt. Es war der militärische Kückgang Koms, der die billige Sklavenzusuhr unterband und der Ausbeutung von Sklaven ihren prositablen Charakter nahm. Die Luxussklaverei dagegen erhielt sich noch über das römische Keich hinaus, ja, zur gleichen Zeit wie das Christentum erstand eine neue Sorte Sklaven in der römischen Welt, die Eunuchen, die gerade unter den christlichen Kaisern seit Konstantin eine große Kolle spielen. Wir sinden sie aber schon am Hose des Claudius, des Baters Neros. (Sueton, Tiberius Claudius Drusus, Kap. 28, 44.)

Den freien Proletariern selbst kam nicht der Gedanke, der Sklaverei ein Ende zu machen. Sie suchten ihre Lage zu verbessern durch vermehrte Schröpfung der Reichen und des Staates, ohne daß sie selbst arbeiteten, was nur möglich war auf der Grundlage der Ausbeutung von Sklaven.

Es ist bezeichnend, daß in dem kommunistischen Zukunstsstaat, den Aristophanes in seinen "Ekklesiazusen" verhöhnt, die Sklaverei fortbesteht. Der Unterschied zwischen Bessitzenden und Besitzlosen hört auf, aber nur für die Freien; für sie wird alles Gemeineigentum, auch die Sklaven, die den Fortgang der Produktion besorgen. Das ist freilich nur ein Witz, entspricht aber vollständig dem antiken Denken.

Wir finden einen ähnlichen Gedankengang in einer Flugschrift über die Quellen des attischen Bolkswohlstandes aus dem vierten Jahrhundert vor Christo, auf die Pöhlmann in seiner schon mehrfach zitierten Geschichte aufmerksam macht.

Diese Flugschrift verlangt, wie Pöhlmann es ausdrückt, "eine großartige Ausdehnung der Gemeinwirtschaft des Staates für die Zwecke des Verkehrs und der Produktion". Vor allem den staatlichen Ankauf von Sklaven für den Betrieb der Silberbergwerke. Die Zahl dieser Staatssklaven soll so vermehrt werden, daß schließlich auf jeden Bürger

brei Stlaven kommen. Dann könne der Staat jedem seiner Bürger wenigstens das Eristenzminimum gewähren.*

Herr Professor Pöhlmann meint, dieser famose Vorschlag sei kennzeichnend sür den "kollektivistischen Radikalismus" und "demokratischen Sozialismus", der alle Produktionssmittel im Interesse des Proletariats verstaatlichen wolle. In Wahrheit kennzeichnet er die Eigenart des antiken Proletariats und sein Interesse an der Erhaltung der Sklaverei— seine Auffassung durch Pöhlmann aber kennzeichnet die Verständnislosigkeit der bürgerlichen Wissenschaft, der jede Verstaatlichung von Eigentum, und sei es Eigentum an Menschen, "Kollektivismus" ist, jede Maßregel im Interesse Verdetariats "demokratischer Sozialismus", einerlei, ob dieses Proletariat zu den Ausbeutern oder zu den Aussgebeuteten gehört.

Es entspricht dem Interesse der Proletarier an der Stlaverei, daß wir auch in der revolutionären Praxis der Proletarier Roms nirgends eine prinzipielle Gegnerschaft gegen das Eigentum am Menschen tressen. Dajür sinden sich gelegentlich auch die Stlaven bereit, einen Proletarieraufstand niederzuschlagen. Stlaven waren es, die, von Aristokraten geführt, der proletarischen Bewegung des Cajus Gracchus den Todesstoß versehten. Fünfzig Jahre später schlugen römische Proletarier unter der Führung des Marcus Crassus die von Spartacus geführten aufständischen Stlaven nieder.

Etwas anderes als die allgemeine Aufhebung der Stlaverei, an die niemand ernsthaft dachte, ist die Art der Behandlung der Stlaven. Und da muß man zugestehen, daß eine große Milberung der Anschauungen über das Stlaventum, eine Anerkennung der Menschenrechte des Stlaven im Christentum wohl zutage tritt; und sie steht in schroffem Widersspruch zu der elenden Lage der Stlaven zu Beginn der Kaiserzeit, wo, wie wir gesehen, Leib und Leben des Stlaven

^{*} Pöhlmann, Geschichte des antiken Rommunismus, II, S. 252 ff.

jeder Laune seines Herrn preisgegeben war, der oft den grausamsten Gebrauch von seinem Rechte machte.

Zu dieser Art der Behandlung der Stlaven stellte sich das Christentum sicher in entschiedenen Gegensatz. Aber damit ist nicht gesagt, daß es sich in Gegensatz stellte zu dem Geiste seiner Zeit, daß es allein stand mit seinem Einstreten für die Stlaven.

Welche Klaffe war es, die die schrankenlose Mißhandlung und Tötung von Sklaven als ihr Recht in Anspruch nahm? Natürlich die der reichen Grundbesitzer, vor allem die Aristokratie.

Aber die Demokratie, das niedere Bolk, das selbst keine Sklaven besaß, hatte nicht das gleiche Interesse an dem Rechte der Mißhandlung der Sklaven, wie die großen Sklavenbesitzer. Allerdings, solange der Stand der Kleinbauern, die ja auch Sklaven hielten, oder mindestens die Traditionen dieses Standes im römischen Volke überwogen, fühlte dieses sich nicht gedrängt, für die Sklaven einzutreten.

Aber allmählich bereitete sich ein Umschwung der Unschauungen vor, nicht infolge einer Veredlung der Moral, sondern der Veränderung in der Zusammensetzung des römischen Proletariats. Der freigeborenen Römer und namentlich der Kleinbauern wurden immer weniger in feinen Reihen; bagegen stieg bie Bahl ber freigelaffenen Stlaven, die auch am römischen Bürgerrecht teilnahmen, gang enorm, so daß diese mahrend der Raiserzeit die Mehr= heit der Bevölkerung Roms ausmachten. Die Gründe der Freilassung waren mannigfache. Manchen, ber finderlos blieb, mas damals fehr häufig der Fall war, wo man bie Lasten der Che und des Nachwuchses immer mehr scheute, trieb Laune oder Gutmütigkeit, testamentarisch die Freilassung seiner Sklaven nach seinem Tode anzuordnen. Mancher ließ auch schon bei seinen Lebzeiten den einen oder anderen Stlaven los, als Belohnung für befondere Berdienfte, auch aus Gitelfeit, benn wer viele Sflaven freiließ, fam in ben

Ruf eines reichen Mannes. Andere wurden freigelassen aus politischer Berechnung, denn der Freigelassene blieb meist abhängig von seinem Herrn, als sein Klient, erhielt aber politische Rechte. Er vermehrte also den politischen Einfluß seines Herrn. Endlich war es den Stlaven gestattet, zu sparen und sich mit der ersparten Summe freizukausen, und mancher Herr machte ein gutes Geschäft dabei, wenn ein Stlave, nachdem er ihn tüchtig abgerackert hatte, sich um einen Preis loskauste, der gestattete, einen frischen dafür zu erwerben, dessen Kräfte noch unverbraucht waren.

Je mehr die Zahl der Sklaven in der Bevölkerung zunahm, desto mehr wuchs auch die Zahl der Freigelassenen
in ihr. Das freie Proletariat rekrutierte sich nun immer
mehr nicht aus Bauern, sondern aus Sklaven. Dasselbe Proletariat stand aber auch in einem politischen Gegensat
zur sklavenhaltenden Aristokratie, der es politische Rechte
und politische Macht abtrozen wollte, die so lockenden ökonomischen Gewinn in Aussicht stellten. Da ist es kein Wunder,
wenn sich in der römischen Demokratie eben damals ein Mitgesühl mit den Sklaven zu regen begann, als die Erzesse
ber Sklavenhalter gegen ihr menschliches Arbeitsvieh den
höchsten Grad erreichten.

Dazu gesellte sich noch ein anderer Umstand.

Als die Cäsaren zur Macht kamen, wurde ihr Haushalt, wie der jedes vornehmen Kömers, von Sklaven und Freigelassenen verwaltet. Wie tief auch die Kömer gesunken sein mochten, ein freigeborener Bürger hätte es unter seiner Würde gehalten, sich zu persönlichen Dienstleistungen selbst bei dem mächtigsten seiner Mitbürger herzugeben. Der Haushalt der Cäsaren wurde aber jest zum kaiserlichen Hof, ihre Hausbeamten wurden kaiserliche Hofbeamten. Ein neuer Apparat der Staatsverwaltung bildete sich aus diesen, neben dem aus der Republik überkommenen. Und jener war es, der immer mehr die wirklichen Staatsgeschäfte besorgte und den Staat regierte, indes die aus der republikanischen Zeit

überkommenen Amter immer mehr leere Titel wurden, die der Eitelkeit dienten, aber keine wirkliche Macht verliehen.

Die Sklaven und Freigelassenen am kaiferlichen Hof wurden zu Beherrschern der Welt, und dadurch, dank Unterschleifen, Erpressungen und Bestechungen, zu ihren erfolgreichsten Ausbeutern. Sehr gut beschreibt das Friedländer in seiner schon mehrfach erwähnten, vortrefflichen Sitten= geschichte bes taiferlichen Rom: "Die Reichtumer, die ihnen infolge ihrer bevorzugten Stellung zuströmten, waren eine Hauptquelle ihrer Macht. In einer Zeit, wo die Reichtümer der Freigelassenen überhaupt sprichwörtlich waren, fonnten sich doch sicherlich die wenigsten mit diesen kaifer= lichen Dienern meffen. Narciffus befaß 400 Millionen Sefterze (87 Millionen Mark), das größte aus dem Altertum überhaupt bekannte Bermögen; Ballas 300 Millionen (651/4 Millionen Mark). Calliftus, Epaphrobitus, Dornphorus und andere faum minder toloffale Schäte. Als der Kaifer Claudius einst über Ebbe im faiferlichen Schake flagte, hieß es in Rom, er werde im Aberfluß haben, wenn er von seinen beiden Freigelassenen (Narciffus und Ballas) in ihre Genoffenschaft aufgenommen werde."

In der Tat bildete es eine Einnahmequelle manchen Kaisers, daß er reiche Sklaven und Freigelassene zwang, den Ertrag ihrer Betrügereien und Erpressungen mit ihm

zu teilen.

"Im Besitz so enormer Reichtümer überboten die kaiserlichen Freigelassenen die Großen Roms in Appigkeit und
Pracht. Ihre Paläste waren die prächtigsten Roms, der
des Eunuchen (des Claudius) Posides überglänzte nach Juvenal das Kapitol, und das Seltenste und Kostdarste, was
die Erde bot, schmückte sie in verschwenderischer Fülle...
Die kaiserlichen Freigelassenen schmückten aber auch Kom
und andere Städte der Monarchie mit prachtvollen und
gemeinnützigen Bauten. Cleander, der mächtige Freigelassene
des Commodus, verwandte einen Teil seines ungeheuren

Bermögens zur Erbanung von Häufern, Bädern "und anderen, sowohl einzelnen als ganzen Städten nüglichen Anstalten"."

Dieser Aufstieg ber vielen Sklaven und freigelassenen Sklaven erschien um so auffallender, wenn man ihn verglich mit dem gleichzeitigen finanziellen Niedergang der alten grundbesitzenden Aristokratie. Er bot ein ähnliches Schaussiel, wie heute der Aufstieg der jüdischen Finanzaristokratie. Und ebenso wie heute die bankrotten Aristokraten der Geburt das reiche Judentum im Herzen hassen und verachten und doch ihm schmeicheln, wo sie es brauchen, so geschah es damals mit den kaiserlichen Sklaven und Freigelassenen.

"Den allmächtigen Dienern des Kaifers Ehre zu ersweisen und zu huldigen, wetteiserte die höchste Aristokratie Roms, wie tief auch diese Abkömmlinge uralter ruhmvoller Geschlechter, die aus verhaßten Stämmen entsprossenen, mit der Schmach der Knechtschaft unauslöschlich besleckten Menschen innerlich verachteten und verabscheuten, die übrisgens rechtlich in mehr als einer Hinsicht noch unter dem freigeborenen Bettler standen."

Außerlich war die Stellung der kaiserlichen Diener sehr bescheiden, ganz den hochgeborenen Würdenträgern unters geordnet.

"In Wirklichkeit gestaltete sich das Verhältnis sehr anders, ja verkehrte sich oft genug in das Gegenteil, und die grenzenslos verachteten "Sklaven" hatten die Bestiedigung, daß "Freie und Edle sie bewunderten und glücklich priesen", daß die Größten Roms sich aufs tiesste vor ihnen demütigten; nur wenige wagten es, sie als Bediente zu behandeln. . . Für Pallas wird mit plumper Schmeichelei ein Stammbaum erssonnen, der seine Abkunft von dem gleichnamigen König Arkadiens ableitete, und ein Abkömmling der Scipionen schlug im Senat eine Dankadresse vor, weil dieser Sproßeines Königshauses seinen uralten Adel dem Wohle des Staates nachsehe und sich herablasse, Diener eines Fürsten

zu sein. Auf den Borschlag eines der Konsuln (vom Jahre 52 n. Chr.) wurden ihm die prätorischen Insignien und ein bedeutendes Geldgeschenk (15 Millionen Sesterze) ange-

tragen." Pallas nahm nur die ersteren an.

Der Senat beschloß hierauf eine Dankesresolution für Pallas. "Dieses Dekret wurde auf einer Broncetafel neben einer geharnischten Statue Julius Cäsars öffentlich aufgestellt und der Besitzer von 300 Millionen Sesterzen als ein Muster strenger Uneigennützigkeit gepriesen. L. Vitellius, der Bater des gleichnamigen Kaisers, ein Mann in sehr hoher Stellung, allerdings ein selbst damals Staunen erzegender Virtuose der Niederträchtigkeit, verehrte unter seinen Hausgöttern goldene Vilder des Pallas und Narzeissus. . . .

"Doch nichts ift so bezeichnend für die Stellung dieser ehemaligen Sklaven, als daß sie die Töchter vornehmer und selbst dem Kaiserhause verwandter Geschlechter als Gemahlinnen heimführen dursten, in einer Zeit, wo der Stolz des Adels auf alte Abkunft und eine lange Reihe edler

Ahnen sehr groß war."*

So famen die römischen Bürger, die Herren der Welt, dahin, von Stlaven und gewesenen Stlaven regiert zu

werden und sich vor ihnen zu beugen.

Welch mächtige Rückwirfung das auf die Anschauungen der Zeit über die Sklaverei überhaupt haben mußte, ist klar. Die Aristokraten mochten die Sklaven um so mehr hafsen, je mehr sie sich vor einzelnen beugen mußten, die Volksmasse bekam Respekt vor dem Sklaven, dieser selbst begann sich zu fühlen.

Andererseits war der Cäsarismus aufgekommen im Kampse der Demokratie, die selbst zum großen Teile aus ehemaligen Sklaven bestand, gegen die Aristokratie der großen Sklavenhalter. Diese, die nicht so leicht zu kaufen war, wie

^{*} Friedlander, Sittengeschichte Roms, I, S. 42 bis 47.

die besitzlosen Bolksmassen, bildete die einzige nennenswerte Konkurrenz um die Staatsmacht, welche die neuauskommensden Cäsaren vorsanden; die großen Sklavenbesitzer stellten die republikanische Opposition im Kaiserreich dar, soweit von einer solchen noch die Rede sein konnte. Dagegen waren Sklaven und Freigelassene die treuesten Stützen der Kaiser.

Alles das mußte dahin wirken, daß sich nicht nur im Proletariat, sondern auch am kaiserlichen Hof und in den Areisen, für welche dieser maßgebend wurde, eine stlavenstreundliche Stimmung bildete, der von den Hofphilosophen ebenso wie von den proletarischen Straßenpredigern sehr

entschiedener Ausdruck gegeben wurde.

Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, derartige Aussprüche zu zitieren, sondern nur eine bezeichnende Tatsache berichten: Die Milde des Wüterichs Nero gegenüber Stlaven und Freigelaffenen. Er ftand beshalb in stetem Kampf mit dem aristofratischen Senat, ber, so servil er auch gegen einzelne machthabende Freigelassene war, doch gegen die Sklaven und Freigelassenen im allgemeinen ftets die strenasten Maßregeln forderte. So verlangte der Senat im Jahre 56, daß der "Abermut" der Freigelaffenen dadurch gebrochen werde, daß der gewesene Besitzer das Recht erhalte, Freigelassenen, die sich gegen diesen als "nichtsnutig", das heißt nicht sklavisch gehorsam erwiesen, wieder die Freiheit zu nehmen. Gegen diesen Antrag trat Nero auf bas entschiedenste auf. Er wies darauf hin, welche Bedeutung der Stand der Freigelassenen erlangt habe, aus bem fich viele Ritter und sogar Senatoren refrutierten, und erinnerte an den alten römischen Grundsat, daß, welche Unterschiede immer zwischen den verschiedenen Klassen des Bolfes beftänden, die Freiheit Gemeingut aller fein muffe. Nero stellte einen Gegenantrag, die Rechte der Freigelaffenen nicht zu verfürzen, und zwang den feigen Senat, diefen Antrag zu akzeptieren.

Schwieriger war die Situation im Jahre 61. Der Stadt= präfekt Pedanius Secundus war von einem feiner Sklaven ermordet worden. Diese Tat erforderte nach dem alten aristofratischen Geset zu ihrer Gubne die Sinrichtung famtlicher Stlaven, die zur Zeit des Mordes im Saufe gemefen waren, in diesem Fall nicht weniger als 400 Menschen, darunter Frauen und Kinder. Aber die öffentliche Meinung fprach sich für eine milbere Praxis aus. Die Volksmaffen traten entschieden für die Sklaven ein, es schien, als follte der Senat felbst von der allgemeinen Stimmung fortgeriffen werden. Da trat Cajus Cassius auf, der Kührer der republikanischen Opposition im Senat, der Nachkomme eines der Mörder Cafars, und ermahnte in stürmischer Rede den Senat, fich nicht einschüchtern zu laffen und ber Milbe feinen Raum zu geben. Nur durch Furcht sei der Abschaum der Menschheit im Zaum zu halten. Die Rede biefes Scharfmachers wirkte burchschlagend, niemand im Senat widersprach, Nero felbst ließ sich ins Bockshorn jagen und hielt es für bas flügfte, zu schweigen. Die Sflaven wurden sämtlich hingerichtet. Aber als die republikanischen Aristofraten, durch diefen Sieg fühn gemacht, im Senat auch noch den Antrag einbrachten, die Freigelaffenen, die mit ben verurteilten Stlaven unter einem Dache gewohnt hatten, aus Italien zu beportieren, ba erhob fich Nero, erflärte, wenn schon Mitleid und Erbarmen nicht die alte Sitte mildern follten, fo durfe diese doch nicht verschärft werben, und er brachte den Antrag zu Fall.

Nero setzte auch einen eigenen Kichter ein, ber, wie Seneca erzählt, "über Mißhandlungen ber Sklaven durch ihre Herren ein Verhör anzustellen und der Grausamkeit und Willfür der Herren sowie ihrem Geiz in Darreichung von Lebensmitteln Schranken zu setzen hatte". Derselbe Kaiser schränkte die Gladiatorenspiele ein und ließ mitzunter bei solchen, wie Sueton erzählt, niemand, auch keinen der verurteilten Verbrecher töten.

Ahnliches wird auch von Tiberius berichtet. Die eben angeführten Tatfachen zeigen deutlich die Unfruchtbarkeit einer moralifierenden oder politifierenden Geschichtschreibung, die es für ihre Aufgabe hält, die Menschen ber Bergangenheit an dem moralischen oder politischen Maßstab unserer Beit zu meffen. Der Mutter- und Gattenmörder Nero, der Sklaven und Verbrechern aus Milde das Leben schenkt; ber Tyrann, der Republikanern gegenüber die Freiheit in Schutz nimmt; der verrückte Buftling, der die Tugenden ber humanität und Wohltätigkeit vor den Beiligen und Märtyrern bes Chriftentums übt, der die hungrigen fpeift, die Durstigen tränkt, die Nackten betleidet — fiebe seine fürst= liche Wohltätigkeit gegenüber dem römischen Proletariat —, der für die Armen und Elenden eintritt: diese historische Figur spottet aller Versuche, sie mit einem ethischen Maßstabe zu messen. Aber so schwer und töricht es ift, heraus= finden zu wollen, ob Nero im Grunde ein guter Kerl ober ein schlechter war, oder beides, wie man heute meift annimmt: ebenso leicht ift es, Nero und seine Taten, sowohl die uns sympathischen wie die uns abstoßenden, aus seiner Reit und seiner Stellung zu begreifen.

Die Milde, die der kaiserliche Hof wie das Proletariat gegenüber den Sklaven empfanden, mußte eine nachdrückliche Unterstützung erhalten dadurch, daß der Sklave aufbörte, eine billige Ware zu sein. Auf der einen Seite nahm dadurch gerade jene Seite der Sklavenarbeit ein Ende, die stets die surchtbarsten Brutalitäten gezeitigt hatte, ihre Ausbeutung zum Gelderwerb. Es blieb nur die Luxusssklaverei, die von vornherein in der Regel mildere Formen zeigte. Diese traten um so mehr hervor, je seltener und teurer die Sklaven wurden, je größer der Verlust, den das vorzeitige Umkommen eines Sklaven erzeugte, je schwerer er zu ersehen war.

Endlich wirkte in gleicher Richtung die wachsende Entwöhnung vom Kriegsdienst, die viele Städter immer mehr vor dem Blutvergießen zurückschaudern ließ, sowie endlich die Internationalität, die jeden Menschen ohne Unterschied der Abstammung gleichzuachten lehrte und die nationalen Unterschiede und Gegensätze verwischte.

e. Die Internationalität.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, in welchem Maße sich zur Kaiserzeit der Weltverkehr entwickelte. Ein Net vortrefflicher Straßen verband Rom mit den Provinzen und diese untereinander. Der Handelsverkehr zwischen ihnen wurde besonders gefördert durch den Frieden innerhalb des Reiches, der den ewigen Kriegen der einzelnen Städte und Staaten untereinander und dann den Bürgertriegen folgte, die die letzten Jahrhunderte der Republik erfüllt hatten. Dank dem konnte auch die staatliche Seemacht in der Kaiserzeit ganz zum Kampf gegen die Seewäuber aufgeboten werden; die Piraterie, die die dahin im Mittelmeer nie recht aufgehört hatte, nahm nun ein Ende. Maß, Gewicht und Münze wurden jest einheitlich für das ganze Reich geschaffen: lauter Faktoren, die den Verkehr zwischen den einzelnen Reichsteilen bedeutend förderten.

Und dieser Verkehr war vornehmlich ein persönlicher. Das Postwesen, wenigstens für Privatmitteilungen, war damals noch schlecht entwickelt, wer ein Geschäft in der Fremde zu besorgen hatte, sah sich daher viel öster als heutzutage gezwungen, es persönlich abzumachen und dorthin zu reisen.

Alles das bewirkte eine steigende Annäherung der Völker, die um das Mittelmeer herum wohnten, und eine zunehmende Abschleifung ihrer Eigentümlichkeiten. So weit ist es freislich nie gekommen, daß das ganze Reich eine völlig gleichsartige Masse bildete. Man konnte stets zwei Hälften untersscheiden, die westliche, Lateinisch redende, romanisierte, und die öftliche, Griechisch redende, hellenisierte. Als die Krast des weltbeherrschenden Kömertums und dessen Traditionen

erloschen waren, als Rom aufgehört hatte, die Residenz des Reiches zu sein, trennten sich auch bald diese beiden Be-

standteile politisch und religiös.

Aber in den Anfängen der Kaiserzeit war von einem Angriff auf die Reichseinheit noch keine Rede. Gerade damals verschwand auch immer mehr der Unterschied zwischen den beherrschten Nationen und der herrschenden Gemeinde. Je mehr das Bolf Roms verkam, besto mehr sahen sich die Cafaren als die Beherrscher bes ganzen Reiches, als die Herren Roms und der Provinzen, nicht als die Beherrscher der Provinzen im Namen Roms an. Rom, das sich — Aristokratie und Volk — von den Provinzen füttern ließ, aber nicht imftande war, aus sich genügend Soldaten und Beamte zur Beherrschung der Provinzen zu liefern, dieses Rom bildete für das Reich der Cafaren ein Element ber Schwäche, nicht ber Stärke. Was Rom ben Provinzen wegnahm, das ging ben Cafaren verloren, und das ohne entsprechende Gegenleiftung. So wurden die Raifer durch ihr eigenes Intereffe getrieben, ber privilegierten Stellung Roms im Reiche entgegenzuwirken und ihr schließlich ein Ende zu machen.

Das römische Bürgerrecht wurde nun den Provinzialen freigebig verliehen. Wir sehen solche in den Senat eintreten und hohe Amter bekleiden. Die Cäsaren waren die ersten, die den Sat der Gleichheit aller Menschen ohne Ansehen der Abstammung praktisch durchführten: alle Menschen waren in gleichem Maße ihrer Renechte und wurden von ihnen nur nach dem Maße ihrer Berwendbarkeit geschätzt, ohne Unterschied der Person, ob Senatoren oder Sklaven, ob Kömer, Sprier oder Gallier. Im Ansang des dritten Jahrhunderts endlich war die Berschmelzung und Nivellierung der Nastionen so weit gediehen, daß Caracalla es wagen konnte, allen Provinzbewohnern das römische Bürgerrecht zu versleihen und so auch jeden sormellen Unterschied zwischen den einstigen Herrschern und Beherrschten aufzuheben, nachdem

jeder wesentliche Unterschied tatsächlich bereits längst aufgehört hatte. Es war einer der erbärmlichsten Kaiser, der so offenkundig einer der erhabensten Ideen der damaligen Epoche Ausdruck gab, einer Idee, die das Christentum gern für sich in Anspruch nehmen möchte; und erbärmlich war die Ursache, die den Despoten zu seinem Erlaß trieb: Geldnot.

Unter der Republik waren die römischen Bürger von der Reit an steuerfrei geworden, als die Beute aus den eroberten Provinzen angefangen hatte, ergiebig zu werden. "Aemilius Baullus brachte nach der Aberwindung des Verseus aus der makedonischen Beute 300 Millionen Sesterze in den Schatz und von dieser Zeit an war das römische Volk von Abgaben frei."* Aber von Augustus an hatte die steigende Finanznot dahin geführt, nach und nach auch den römischen Bürgern wieder neue Steuerlaften aufzulegen. Die "Reform" Caracallas machte nun die Provinzialen zu römischen Bürgern, um fie zu verpflichten, neben ihren bisherigen Steuern auch noch die von römischen Bürgern zu tragen, die das kaiserliche Finanzgenie auch gleich noch verdoppelte. Dafür erhöhte er das Militärbudget um 61 Millionen Mark. Rein Wunder, daß er mit der einen "Finanzreform" nicht auskam und noch anderer bedurfte, worunter die wichtigste die frechste Geldverschlechterung und Fälschung.

Der allgemeine Berfall war noch in anderer Weise der Verbreitung internationaler Gesinnung und dem Schwinden nationaler Vorurteile aunstig.

Die Entvölkerung und Korruption in Rom nahm so rasch zu, daß die Kömer, nachdem sie aufgehört hatten, Soldaten zu liesern, bald auch aufhörten, geeignete Beamte hervorzubringen. Wir können dies an den Kaisern selbst versfolgen. Die ersten Kaiser waren noch Abkömmlinge altrömischer Aristokratensamilien aus der julischen und der claudischen Gens. Aber bereits der dritte Kaiser der julischen

^{*} Plinius, Naturgeschichte, XXXIII, 17. Kautsky, Der Ursprung des Christentums.

Dynastie, Caligula, war verrückt, und mit Nero zeigte die römische Aristokratie den Bankrott ihrer Regierungsfähigsteit an. Neros Nachfolger Galba stammte noch aus einem römischen Patriziergeschlecht, aber diesem folgte Otho aus einer vornehmen etruskischen Familie und Vitellius, ein Plebejer aus Apulien. Bespasian endlich, der die slavische Dynastie begründete, war ein Plebejer aus sabinischem Stamme. Aber die italischen Plebejer erwiesen sich bald als ebenso korrumpiert und unfähig zur Regierung, wie die römischen Aristokraten, und auf den elenden Domitian, Bespasians Sohn, kolgte nach Nervas kurzer Zwischenregierung der Spanier Trajan. Mit ihm beginnt die Herrschaft der spanischen Kaiser, die sast ein Jahrhuns dert lang währt, dis auch sie mit Commodus ihren poliztischen Bankrott anzeigen müssen.

Auf die Spanier folgt mit Septimius Severus eine afristanisch-syrische Dynastie; nach der Ermordung des letzten Kaisers dieser Dynastie, Alexander Severus, nahm aber dereits ein Thratier gotischer Abstammung, Maximin, die Krone an, welche die Legionen ihm andoten, ein Borbote der Zeit, wo in Kom Goten herrschen sollten. Immer mehr wurden die Provinzen von der allgemeinen Zersetzung ergriffen, immer mehr wird die Aufsrischung durch bardarisches, nichtrömisches Blut nötig, dem sterbenden Reich neue Lebenstraft einzuslößen, immer weiter entsernt von den Hauptsitzen der Zivilisation muß man bald nicht nur die Soldaten, sondern auch die Kaiser suchen.

Sahen wir oben Stlaven als Hofbeamte über freie Männer herrschen, so sehen wir jett Provinzialen, ja Barbaren als Kaiser, als Wesen, die göttliche Verehrung genossen, über die Römer gesett. Da mußten alle Rassen- und Klassenvorurteile des heidnischen Altertums schwinden und das Gefühl der Gleichheit aller immer mehr hervortreten.

Bei manchen Geistern trat dies Gefühl schon früh auf, ehe die geschilderten Verhältnisse es zu einem gemeinplätz-

lichen gemacht hatten. So schrieb zum Beispiel schon Cicero (De officiis 3, 6): "Wer da behauptet, man müßte zwar auf seine Mitbürger Rücksicht nehmen, nicht aber auf Fremde, der trennt die allgemeine Verbindung des Menschengeschlechtes, mit dieser aber hebt man Wohltätigkeit, Freigebigkeit, Büte und Gerechtiakeit von Grund aus auf." Unsere ideologischen Historifer verwechseln natürlich, wie gewöhnlich, so auch hier die Ursache mit der Wirkung und suchen in folden Gägen, die die "Frommen" im Evangelium, die "Aufgeklärten" bei heidnischen Philosophen finden, die Urfache der Milberung der Sitten und der Erweiterung der Nation zum Begriffe der Menschheit, wobei ihnen nur das Malheur paffiert, daß an der Spite der "edlen und erhabenen Geister", welche diese Revolution in den Köpfen bewirft haben sollen, verkommene Bluthunde und Wüftlinge, wie Tiberius, Nero, Caracalla, marschieren und eine Reihe gedenhafter Modephilosophen und Schwindler, wie wir folche in Seneca, dem jungeren Plinius, Apollonius von Tyana und Plotin fennen gelernt haben.

Die vornehmeren Chriften wußten sich übrigens, das fei nebenbei bemerkt, diefer netten Gesellschaft rasch anzupaffen. dafür nur ein Beispiel: Unter den vielen weiblichen und männlichen Konkubinen, die sich der Kaiser Commodus (180 bis 192) hielt, (man spricht von einem Harem von 300 Mädchen und ebensovielen Knaben), genoß Marcia die Ehre. in erfter Reihe au fteben, eine fromme Chriftin und Bflegetochter des Bresbyters Hyacinthus bei der römischen Chriftengemeinde. Ihr Einfluß war groß genug, um die Freilaffung einer Reihe beportierter Chriften zu bewirken. Nachgerade wurde ihr jedoch der kaiserliche Liebhaber läftig, vielleicht fürchtete sie bei seinem Blutdurst für ihr eigenes Leben. Genug, fie nahm an einer Berschwörung gegen das Leben des Kaisers teil und übernahm die Durchführung des Mordplans: In der Nacht des 31. Dezember 192 reichte die brave Christin ihrem ahnungslosen Liebhaber einen vergifteten Trank. Als dieser nicht rasch genug wirkte, wurde der bereits Besinnungslose erdrosselt.

Ebenso charafteristisch wie dieses Berfahren, ist die Geschichte des Kallistus, der von der Marcia protegiert wurde:

"Dieser Kallistus hatte in der früheren Beriode seines Lebens fraft einer besonderen Begabung für Geldgeschäfte selbst ein Bankgeschäft betrieben. Er war zuerst ber Sklave eines pornehmen Christen, der ihm eine beträchtliche Summe aushändigte, damit er sie in einem Bankgeschäft nutbar mache. Nachdem aber der Sklave die zahlreichen Einlagen, die Witwen und andere Gläubige im Vertrauen auf die Solidität des Herrn bei der Bank gemacht, veruntreut hatte und an den Rand des Abgrundes gekommen war, forderte sein Herr von ihm Rechenschaft. Der ungetreue Knecht aber entfloh, wurde ergriffen und von dem herrn in die Tretmühle geschickt. Auf die Bitten christlicher Brüder freigelaffen, dann von dem Präfekten in die fardinischen Berawerke geschickt, erwirbt er die Gunft der Marcia, der ein= flukreichsten Maitresse bes Kaisers Commodus, auf deren Fürsprache er freigegeben wird, um bald zum römischen Bischof gewählt zu werden."*

Kalthoff hält es für möglich, daß die beiden Erzählungen des Evangeliums vom ungetreuen Haushalter, der sich "Freunde macht mit dem ungerechten Mammon" (Lufas 16, 1 bis 9) und der großen Sünderin, der "viele Sünden verzgeben werden, weil sie viel geliebt hat" (Lufas 7, 36 bis 48) in das Evangelium aufgenommen wurden, um den zweiselzhaften Persönlichseiten der Marcia und des Kallistus, die in der römischen Christengemeinde eine solche Rolle spielten, "die firchliche Deutung und Sanktion zu geben".

Auch ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Evangelien. Kallistus war nicht der letzte Bischof und Papst, der einer Buhlerin sein Amt verdankte, wie die Ermordung des Com-

^{*} Ralthoff, Die Entstehung des Christentums, S. 133.

modus nicht die letzte christliche Bluttat war. Die Blutgier und Graufamkeit vieler Päpste und Kaiser seit Konstantin

dem Heiligen ift bekannt.

Die mit dem Christentum eintretende "Milberung und Beredlung der Sitten" war also eigenartiger Natur. Will man ihre Beschränktheit und ihre Widersprüche begreifen, muß man ihre ökonomischen Burzeln aufsuchen. Durch die schönen Morallehren jener Zeit werden sie nicht erklärt.

Und dasselbe gilt von der Internationalität.

f. Religiosität.

Der Weltverkehr und die politische Nivellierung waren zwei mächtige Ursachen ber machsenden Internationalität, trotdem wäre sie in diesem Maße kaum möglich geworden ohne die Auflösung aller jener Bande, welche die alten Gemeinwesen zusammenhielten, diese aber auch voneinander absonderten. Die Organisationen, die im Altertum bas ganze Leben bes Individuums bestimmt, ihm Salt und Richtung gegeben hatten, verloren in der Kaiferzeit alle Bedeutung und Kraft: sowohl jene, die auf Blutbanden beruhten, wie die Gentilgenoffenschaft, aber fogar die Familie, als auch jene, die auf territorialem Zusammenhang, auf bem Bufammenwohnen auf gemeinsamem Boben beruhten, wie die Markgenoffenschaft und die Gemeinde. Das wurde, wie wir gesehen, ber Grund, daß die haltlos gewordenen Menschen nach Vorbildern und Leitern, ja Erlösern ausblickten. Es gab aber auch den Anftoß dazu, daß die Menschen sich neue gesellschaftliche Organisationen zu schaffen fuchten, die den neuen Bedürfniffen beffer entsprachen, als die überkommenen, die immer mehr zu einer Laft wurden.

Schon zu Ende der Republik machte sich der Drang nach der Begründung von Klubs und Bereinen merkbar, vorwiegend zu politischen Zwecken, aber auch zu Unterstützungszwecken. Die Cäfaren lösten sie auf. Nichts fürchtet der Despotismus mehr, als gesellschaftliche Organisationen. Seine

Macht ist am größten, wenn die Staatsgewalt die einzige gesellschaftliche Organisation darstellt und ihr gegenüber die Staatsbürger nur als zersplitterte Individuen dastehen.

Schon Casar "löste sämtliche Vereine auf, mit Ausnahme ber aus dem grauen Altertum stammenden," berichtet Sueton (Casar, Kap. 42). Von Augustus sagt derselbe:

"Gar manche Parteien (plurimae factiones) organisierten sich unter dem Namen eines neuen Kollegiums zur Berübung jeglicher Schandtat.... Die Kollegien, mit Ausnahme der uralten, gesetzlich anerkannten, löste er auf."*

Mommsen sindet diese Versügungen sehr lobenswert. Freilich, der geriebene und gewissenlose Verschwörer und Hochstapler Cäsar erscheint ihm als ein "echter Staatsmann", der "dem Volke nicht um Lohn diente, auch nicht um den Lohn seiner Liebe", sondern "für den Segen der Zukunst und vor allem sir die Erlaudnis, seine Nation retten und versüngen zu dürsen".** Um diese Aufsassung Cäsars zu begreisen, muß man sich erinnern, daß das Mommsensche Werf in den Jahren nach der Junischlacht geschrieben wurde, (die erste Auflage erschien 1854) als Napoleon III. selbst von vielen Liberalen, namentlich deutschen, als der Ketter der Gesellschaft gepriesen wurde und Napoleon den Cäsarstultus in die Mode brachte.

Nach dem Aufhören der politischen Tätigkeit und der politischen Bereine wandte sich der Organisationsdrang harmloseren Bereinigungen zu. Namentlich Fachvereine und Kassen zur Unterstützung in Fällen von Krankheit, Tod, Armut, freiwillige Feuerwehren, aber auch bloße Geselligsteitsvereine, Tischgesellschaften, literarische Gesellschaften und dergleichen schoffen massenhaft wie Bilze empor. So argwöhnisch war jedoch der Cäsarismus, daß er selbst solche Organisationen nicht duldete, konnten sie doch den Deckmantel für gesährlichere Bereinigungen abgeben.

^{*} Octavianus Augustus, Kap. 32. ** Kömische Geschichte, III, 476.

In dem Briefwechsel zwischen Plinius und Trajan sind uns noch Briefe erhalten, in denen Plinius von einer Feuersbrunst erzählt, die Nicomedien verheerte, und empsiehlt, die Bildung einer freiwilligen Feuerwehr (collegium fabrorum) von nicht mehr als 150 Mann zu gestatten; die seien leicht zu überwachen. Trajan aber fand auch das noch zu gesährlich und verweigerte die gewünschte Erlaubnis.*

Aus späteren Briefen (117 und 118) sehen wir, daß sogar Ansammlungen von Menschen aus Anlässen von Hochzeiten oder anderen Festen reicher Leute, bei denen Geld verteilt wurde, Plinius und Trajan staatsgefährlich erz

schienen.

Dabei loben unsere Hiftoriker Trajan als einen der besten

Raiser.

Der Organisationsdrang sah sich bei folchen Berhältniffen auf die Geheimbündelei angewiesen. Deren Aufdeckung bedrohte aber die Teilnehmer mit der Todesftrafe. Es ift flar, daß bloße Vergnügungen oder selbst Vorteile, die nur dem Individuum zugute famen, die eine personliche Befferftellung bezweckten, nicht ftart genug fein konnten, jemand zu veranlassen, seine Haut zu Markte zu tragen. Nur folche Vereinigungen konnten sich behaupten, die sich ein Ziel fetten, bas über ben personlichen Borteil hinaus ging, das bestehen blieb, wenn auch das Individuum unterging. Aber dabei konnten folche Bereinigungen nur bann an Kraft gewinnen, wenn diefes Ziel einem ftarken, allgemein gefühlten, gefellichaftlichen Intereffe und Beburfnis entsprach, einem Klaffenintereffe ober allgemeinen Interesse, einem Interesse, das von großen Massen aufs ftärffte empfunden wurde und ihre fraftvollften, felbftloseften Mitglieder wohl drängen fonnte, ihre Exiftenz aufs Spiel zu feten, um ihm Genüge zu leiften. Mit anderen Worten: nur solche Organisationen konnten sich in der Raiser-

^{*} Plinius, Briefe. X, 42 und 43.

zeit behaupten, die sich ein weites gesellschaftliches Ziel, ein hohes Ideal setzten. Nicht das Streben nach praktischen Vorteilen, nach Wahrung von Augenblicksinteressen, sondern nur der revolutionärste oder idealste Schwung konnte damals einer Organisation Lebenskraft verleihen.

Diefer Idealismus hat mit dem philosophischen Idealismus nichts gemein. Zur Setzung großer gesellschaftlicher Ziele kann man auch auf dem Wege materialistischer Philosophie gelangen, ja nur die materialistische Methode, das Ausgehen von der Erfahrung, das Erforschen der not= wendigen urfächlichen Zusammenhänge unserer Erfahrungen kann zur Aufstellung großer gesellschaftlicher Ziele führen, die frei sind von Allusionen. Für eine solche Methode fehlten aber in der Kaiserzeit alle Boraussetzungen. Nur auf dem Wege eines moralifierenden Myftizismus konnte das Individuum damals zur Erhebung über sich felbst, zur Gewinnung von Zielen gelangen, die über bas perfonliche und augenblickliche Wohlfein hinausgingen, bas heißt nur auf bem Bege jener Denkweise, die als die religiose bekannt ift. Rur religiöse Vereine behaupteten sich in ber Raiferzeit, aber man würde fie falsch auffassen, wenn man über der religiöfen Form, dem moralifierenden Myftizismus, den gefellschaftlichen Inhalt übersehen wollte, der allen diesen Vereinigungen innewohnte und ihnen ihre Kraft gab: das Sehnen nach einer Aberwindung der bestehenden troftlosen Zustände, nach höheren gesellschaftlichen Formen, nach engftem Zusammenwirfen und gegenseitigem Stügen ber in ihrer Folierung so haltlosen Individuen, die aus ihrer Bereinigung zu hoben Zwecken wieder Mut und Freude schöpften.

Mit diesen religiösen Bereinigungen kam aber wieder eine neue Trennungslinie in die Gesellschaft, gerade damals, als der Begriff der Nationalität sich für die Mittelmeersländer zu dem der Menschheit erweiterte. Die rein ökonomischen Bereine, die bloß in einem oder dem anderen Punkt dem Individuum helsen wollten, lösten dieses nicht von der

bestehenden Gesellschaft los und gaben ihm nicht einen neuen Lebensinhalt. Anders die religiösen Vereine, die in religiöser Hülle ein großes gesellschaftliches Ideal auftrebten. Dies Ideal stand in vollstem Widerspruch zur bestehenden Gesellschaft, nicht bloß in einem Punkt, sondern an allen Ecken und Enden. Die Verfechter dieses Ideals sprachen dieselbe Sprache wie ihre Umgebung und wurden doch von dieser nicht verstanden; und auf Schritt und Tritt begegneten sich die beiden Welten, die alte und die neue, feindselig an ihren Grenzen, trokdem sie beide in gleichem Lande wohnten. So erftand ein neuer Gegenfat der Menschen untereinander. Eben damals als der Gallier und der Sprier, der Römer und der Agypter, der Spanier und der Grieche begannen. ihre nationale Besonderheit zu verlieren, erstand der große Gegensat zwischen Gläubigen und Ungläubigen, Beiligen und Gündern, Chriften und Beiden, ber die Welt bald aufs tiefste zerklüften sollte.

Und mit der Schärfe des Gegensates, mit der Energie des Kampses wuchsen auch die Unduldsamkeit und der Fanatismus, die mit jedem Ramps naturnotwendig versknüpft sind und wie dieser ein notwendiges Element des Fortschritts und der Entwicklung bilden, wenn sie die sortschrittlichen Elemente beleben und kräftigen. Notabene, unter Unduldsamkeit verstehen wir hier nicht die gewaltsame Berhinderung der Propagierung jeder unbequemen Meinung, sondern die energische Ablehnung und Kritik jeder anderen Anschauung und die energische Versechtung der eigenen. Nur Feigheit und Faulheit sind in diesem Sinne duldsam, wo sich's um große, allgemeine Lebensinteressen handelt.

Freilich, diese Interessen sind in stetem Wechsel begriffen. Was gestern noch eine Lebensfrage war, mag heute sehr gleichgültig sein, einen Kampf nicht lohnen. Da mag der Fanatismus in diesem Punkte, der gestern noch eine Notwendigkeit war, heute zu einer Ursache von Kraftverschwens dung und daher höchst schädlich werden.

So bildeten religiöse Unduldsamkeit und religiöser Fanatismus mancher der jeweilig aufstrebenden chriftlichen Sekten eine der Kräfte, die die gesellschaftliche Entwicklung vorantrieben solange große gesellschaftliche Ziele nur in religiösem Gewand den Massen zugänglich waren, also von der Kaiserzeit an dis in die Zeiten der Reformation hinein. Diese Eigenschaften werden reaktionär und nur noch ein Mittel, den Fortschritt zu hemmen, seitdem die religiöse Denkart durch die Methoden der modernen Forschung überwunden ist, so daß sie nur noch von rückständigen Klassen, Schichten, Gegenden gehegt wird und in keiner Weise mehr zur Hülle neuer gesellschaftlicher Ziele mehr werden kann.

Die religiöse Intoleranz war ein ganz neuer Zug in der Denkweise der antiken Gesellschaft. So intolerant diese in nationaler Beziehung war, so wenig sie den Fremden achtete, oder gar den Feind, den sie zum Sklaven machte oder tötete, auch wenn er nicht als Krieger gesochten hatte, so wenig siel es ihr ein, jemand wegen seiner religiösen Aufsassungen geringer zu schäten. Fälle, die als religiöse Versfolgungen angesehen werden können, wie zum Beispiel der Prozeß des Sokrates, lassen sich auf Anklagen politischer, nicht religiöser Natur zurücksühren.

Erst die neue Denkweise, die in der Kaiserzeit ersproß, brachte die religiöse Intoleranz mit sich, und zwar auf beiden Seiten, dei Christen wie dei Heiden, dei diesen aber naturgemäß nicht jeder fremden Religion gegenüber, sondern eben nur jener, die in religiösem Gewand ein neues gesellschaftliches Ideal propagierte, das zu der bestehenden Gessellschaftsordnung in völligem Widerspruch stand.

Sonst blieben die Heiden der religiösen Toleranz treu, die sie ehedem geübt, ja, gerade der internationale Verkehr der Kaiserzeit führte auch zu einer Internationalität der religiösen Kulte. Die fremden Kausseute und sonstigen Reisenden brachten ihre Götter überall hin mit sich. Und fremde Götter gelangten damals zu noch höherem Unsehen

wie die einheimischen. Diese hatten ja nichts geholsen, sie schienen völlig machtloß geworden zu sein. Jenes Gefühl der Berzweislung, das aus dem allgemeinen Niedergang hervorging, führte auch zum Zweisel an den alten Göttern, was manche kühneren und selbständigeren Geister zum Atheismus und Steptizismus brachte, zum Zweisel an aller Gottheit oder auch an aller Philosophie. Die zaghafteren, schwächeren aber wurden, wie wir schon gesehen, getrieben, sich einen neuen Erlöser zu suchen, an dem sie ihre Stütze und Hossfnung sinden konnten. Manche glaubten sie in den Cäsaren zu sinden, die sie zu Göttern erhoben. Andere dachten, sicherer zu gehen, wenn sie sich Göttern zuwandten, die sichon von altersher als solche galten, die aber im Lande noch nicht erprobt worden waren. So kamen auße ländische Kulte in die Mode.

Bei dieser internationalen Götterkonkurrenz siegte aber der Orient über den Westen, zum Teil, weil die orientaslischen Religionen weniger naiv waren, mehr großstädtischphilosophischen Tiessund besaßen aus Gründen, die wir noch kennen lernen werden, zum Teil aber auch deswegen, weil der Osten industriell über den Westen siegte.

Die alte Kulturwelt des Orients war dem Abendland industriell weit überlegen, als sie von den Makedoniern und dann von den Kömern erobert und geplündert wurde. Man sollte meinen, die internationale Ausgleichung, die seitdem vor sich ging, hätte auch einen industriellen Ausgleich bringen, den Westen auf die Höhe des Oftens erheben müssen. Aber das Umgekehrte geschah. Wir haben gesehen, daß von einem gewissen Punkt an ein allgemeiner Niedersgang der antiken Welt einsetz, eine Folge teils des siberwiegens der Zwangsarbeit über die freie Arbeit, teils der Ausplünderung der Provinzen durch Rom und das Wucherskapital. Aber dieser Niedergang vollzieht sich im Westen rascher als im Osten, so daß die kulturelle überlegenheit des letzteren vom zweiten Fahrhundert unserer Zeitrechnung

an viele Jahrhunderte lang, bis etwa um das Jahr tausend, nicht abnimmt, sondern wächst. Armut, Barbarei und Entvölkerung machen im Abendland raschere Fortschritte

als im Morgenland.

Die Urfache dieser Erscheinung ist vornehmlich in der industriellen überlegenheit des Oftens und der ftändigen Runahme der Ausbeutung der arbeitenden Klaffen im ganzen Reiche zu suchen. Die Aberschüffe, welche diese lieferten, ftrömten aus den Provinzen zum größten Teil nach Rom, dem Zentrum aller großen Ausbeuter. Aber soweit die dort aufgehäuften überschüffe die Form von Geld erhielten, strömte ihr Löwenanteil wieder nach dem Drient ab. Denn dieser allein erzeugte alle die Luxuswaren, nach denen die aroßen Ausbeuter verlangten. Er lieferte die Lurussflaven, aber auch Industrieprodukte, wie Glas und Burpur in Phönizien, Linnen und gewirkte Zeuge in Agypten, feine Wollen- und Lederwaren in Kleinasten, Teppiche in Babylonien. Und die zunehmende Unfruchtbarkeit Staliens machte Agypten auch zur Kornkammer Roms, denn dank den überschwemmungen des Flusses, die seinen Boden jedes Jahr mit neuem fruchtbarem Schlamm überdeckten, war die Landwirtschaft des Niltals nicht zu erschöpfen.

Wohl wurde ein großer Teil dessen, was der Orient lieferte, ihm durch Steuern und Wucherzinsen gewaltsam entzogen, aber dabei blieb doch noch ein erheblicher Rest, der bezahlt werden mußte mit den Erträgen der Ausbeutung des Abendlandes, das dabei verarmte.

Und der Verkehr mit dem Often dehnte sich über die Reichsgrenzen aus. Alexandrien wurde reich nicht nur durch den Verkauf ägyptischer Industrieprodukte, sondern auch durch Vermitklung des Handels mit Arabien und Indien, indes von Sinope am Schwarzen Meer eine Handelsstraße nach China eröffnet wurde. Plinius schätzte in seiner "Naturgeschichte", daß allein für chinesische Seidenstoffe, indische Juwelen und arabische Spezereien jährlich

rund hundert Millionen Sesterzen (über 20 Millionen Mark) aus dem Reiche gezogen würden. Ohne eine nennenswerte Gegenleiftung an Waren, aber auch ohne irgend eine Verpflichtung des Auslands zu Tribut oder Zinszahlung. Die gange Summe mußte in Ebelmetall bezahlt werden.

Mit orientalischen Waren drangen auch orientalische Kaufleute nach dem Westen und mit ihnen deren Kulte. Diese entsprachen bem Bedürfnis bes Beftens um so mehr. als sich ja im Orient schon vordem ähnliche gesellschaftliche Ruftande, wenn auch nicht so verzweifelter Art entwickelt hatten, wie sie jest im ganzen Reiche herrschten. Der Gedanke der Erlösung durch die Gottheit, deren Wohlgefallen man badurch gewinnt, daß man den irdischen Genüffen entsagt, war den meisten jener Kulte eigen, die sich im Reiche nun rasch verbreiteten, namentlich dem ägnptischen Ifis und bem perfischen Mithrastult.

"Die Ssis zumal, beren Dienft feit Sulla in Rom eingedrungen war und seit Bespafian kaiferliche Gunft gewonnen hatte, verbreitete fich bis nach dem fernsten Besten und hatte allmählich, zunächst als eine Gottheit des Heils, im engeren Sinne auch der Heilung, eine ungeheure, allumfaffende Bedeutung gewonnen. . . Ihr Kultus war reich an prachtvollen Prozessionen, nicht minder an Kasteiungen, Sühnungen und ftrengen Observanzen, und vor allem an Mufterien. Gerade die religiose Sehnsucht, die Hoffnung auf Entfühnung, ber Drang nach fräftigen Bugen, und bie Hoffnung burch die Singebung an eine Gottheit eine felige Unfterblichkeit zu gewinnen, förderte die Aufnahme fo fremdartiger Kulte in die römisch-griechische Götterwelt, der sonst diefe geheimnisvollen Zeremonien, schwarmerische Efftase, Magie, Selbstentäußerung und schrankenlose Hingebung an die Gottheit, Entsagung und Buße als Vorbedingung der Läuterung und Weihe, ziemlich fremd gewesen waren. Noch mächtiger aber, und namentlich durch die Armeen verbreitet war ber Geheimdienst bes Mithras, ebenfalls mit bem Anspruch auf Erlösung und Unsterblichkeit. Er ist zuerst unter Tiberius bekannt geworden."*

Aber auch indische Anschauungen fanden im römischen Reiche Eingang. So wanderte zum Beispiel der uns schon bekannte Apollonius von Thana eigens deswegen nach Indien, um die dortigen philosophischen und religiösen Lehren zu studieren. Auch von Plotin haben wir gehört, daß er, um persischer und indischer Weisheit näher zu kommen, nach Versien zog.

An den nach Erlösung und Erhebung ringenden Christen gingen alle diese Anschauungen und Kulte nicht spurlos vorbei, sie haben bei dem Erstehen des Kultus und der Sagenwelt des Christentums fräftig mitgewirkt.

"Der Kirchenlehrer Eusebius behandelte den ägyptischen Kultus verächtlich als "Käferweisheit", und doch ift der Mythus von der Jungfrau Maria nur ein Nachklang der Mythen, die an den Usern des Nil heimisch waren.

"Osiris wurde auf Erden durch den Stier Apis vertreten. Wie nun Osiris selbst von seiner Mutter ohne das Zutun eines Gottes empfangen worden war, so mußte auch sein irdischer Stellvertreter von einer jungfräulichen Kuh ohne das Zutun eines Stiers geboren werden. Herodot berichtet uns, daß die Mutter des Apis von einem Sonnenstrahl befruchtet ward, nach Plutarch empfängt sie von einem Mondstrahl.

"Wie der Apis hatte auch Jesus keinen Bater, er war von einem himmlischen Lichtstrahl gezeugt worden. Der Apis war ein Stier, aber er stellte einen Gott dar; Jesus war ein Gott, der durch ein Lamm dargestellt wurde. Nun wurde aber Osiris oft mit einem Widderkopf dargestellt."**

In der Tat meinte ein Spötter, wohl aus dem dritten Jahrhundert, wo das Christentum schon sehr stark war, in

^{*} Herthberg, Geschichte des römischen Kaiserreichs, S. 451.

** Lafargue, Der Mythus von der unbesteckten Empfängnis.
Neue Zeit, XI, 1, 849.

Agypten sei zwischen Christen und Heiben kein großer Unterschied: "Wer in Agypten den Sarapis verehrt, ist auch Christ, und die sich christliche Bischöse nennen, verehren gleichfalls den Sarapis; jeder Großrabbi der Juden, jeder Samariter, jeder christliche Geistliche ist da zugleich ein Zauberer, ein Prophet, ein Quacksalber (aliptes). Selbst wenn der Patriarch nach Agypten kommt, fordern die einen, daß er zum Sarapis, die anderen, daß er zu Christus betet".*

Die Geburtsgeschichte Chrifti wieder, wie wir sie bei

Lufas finden, weist buddhiftische Züge auf.

Pfleiderer führt aus, daß der Verfasser des Evangeliums diese Geschichte, so unhistorisch sie sei, doch nicht frei erfunden habe, er habe fie vielmehr Sagen entnommen, "die ihm auf irgend welchem Wege zugekommen waren", vielleicht uralte gemeinsame Sagen der vorderafiatischen Bölker find. "Denn wir finden dieselben Sagen in teilweise auffallend ähnlichen Zügen auch verarbeitet in der Kindheits= geschichte bes indischen Seilands Sautama Buddha (ber im fünften Sahrhundert vor Chrifto lebte. K.). Auch er ift wunderbar von der jungfräulichen Königin Maja geboren. in deren unbefleckten Leib das himmlische Lichtwesen Buddhas einging. Auch bei seiner Geburt erscheinen himmlische Beifter und stimmen biefen Lobgefang an: ,Gin munderbarer Seld, ein unvergleichlicher ift geboren. Beil der Welt, des Erbarmens voll, heute breitest du aus dein Bohlwollen über alle Enden des Weltraums. Lag fommen aller Kreatur Freude und Befriedigung, auf daß fie ftill werben, Herren ihrer felbst und glücklich.' Auch er wird bann von feiner Mutter jum Behuf der Bollbringung gesetzlicher Bräuche in den Tempel gebracht, da findet ihn der alte Einsiedler Afita, den eine Ahnung vom himalana herabgetrieben hatte; ber weisfagte, dieses Kind werde Buddha werden, ber Erlöfer von allen übeln, Führer zu

^{*} Zitiert von Mommfen, Römische Geschichte, V, 585.

Freiheit und Licht und Unsterblichkeit... Und zum Schlusse die summarische Schilderung, wie das Königskind täglich zugenommen habe an geistiger Bollkommenheit und körperslicher Schönheit und Stärke — ganz wie Lukas 2, 40 und 52 vom Jesuskinde gesagt wird."*

"Auch vom heranwachsenden Kinde Gautama werden Proben früher Beisheit erzählt, unter anderem daß er einmal aus Anlaß eines Festes den Seinigen verloren gegangen und dann nach eifrigem Suchen von seinem Bater gefunden worden sei, wie er im Kreise von heiligen Männern in fromme Betrachtung versunsen war, worauf er den ersstaunten Bater ermahnt habe, nach höheren Dingen zu suchen."**

Pfleiberer zeigt in dem genannten Buche noch weitere Elemente, die aus anderen Kulten in das Chriftentum aufsenommen wurden, zum Beispiel aus der Berehrung des Mithra. Den Hinweis auf das Borbild des Abendmahls, das zu den "Mithrasaframenten gehörte" (S. 130), haben wir schon mitgeteilt. Auch in der Lehre von der Aufserstehung sinden sich wohl heidnische Elemente.

"Mitgewirft haben hiebei vielleicht doch die volkstümlichen Vorftellungen vom sterbenden und neulebenden Gott, wie sie in den vorderasiatischen Kulten des Adonis, Attis, Osiris — unter verschiedenen Namen und Bräuchen, doch in der Hauptsache überall gleichmäßig — zu jener Zeit herrschend waren. In der sprischen Hauptstadt Antiochia, wo Paulus längere Zeit wirste, war das Hauptsfest die Adonisseier im Frühling; da wurde zuerst der Tod des Adonis (,des Herrn') und die Bestattung seiner durch ein Bild dargestellten Leiche unter wilden Klagegesängen der Frauen geseiert. Dann am solgenden Tag (bei der Osirisseier war es der dritte und bei der Attisseier der vierte Tag nach dem Todestage) ers

^{*} Urchristentum I, 412.

^{**} Pfleiderer, Entstehung des Chriftentums, 198, 199.

scholl die Kunde, daß der Gott lebe, und man ließ ihn (sein Bild) in die Luft aufsteigen usw."*

Aber mit Recht weist Pfleiderer darauf hin, daß das Christentum alle diese heidnischen Elemente nicht einsach aufnahm, sondern sie seiner einheitlichen Weltanschauung anpaste. Denn das Christentum konnte die fremden Götter nicht so annehmen, wie sie kamen, daran hinderte es schon sein Monotheismus.

g. Monotheismus.

Aber auch der Monotheismus, der Glaube an einen einzigen Gott, war nicht etwas dem Christentum allein Eigentümliches. Und auch hier ist es möglich, die ökonomischen Burzeln bloßzulegen, denen diese Jdee entsproß. Wir haben schon gesehen, wie der Bewohner der Großstadt der Natur entsremdet wurde; wie sich alle überlieserten Organisationen auflösten, in denen das Individuum ehedem einen sesten moralischen Halt gesunden hatte; wie endlich die Beschäftigung mit dem Ich zur Hauptausgabe des Denkens wurde, das sich aus einem Ersorschen der Außenwelt immer mehr in ein Grübeln über die eigenen Empfindungen und Bedürfnisse verwandelte.

Die Götter hatten anfangs dazu gedient, die Borgänge in der Natur zu erklären, deren geseymäßige Zusammenhänge man nicht bezeiff. Diese Borgänge waren ungemein zahlreich und von der mannigsachsten Art. So erforderten sie auch zu ihrer Erklärung die Annahme der mannigsachsten, verschiedenartigsten Götter, grausiger und heiterer, brutaler und zarter, männlicher und weiblicher. Ze mehr dann die Erkenntnis der geseymäßigen Zusammenhänge in der Natur fortschritt, desto überstüssiger wurden die einzelnen Göttergestalten. Aber sie hatten sich im Lause von Jahrztausenden zu tief im Denken der Menschheit eingewurzelt und mit ihren alltäglichen Beschäftigungen verquiekt, und

^{*} A. a. D., S. 147.

die Naturerkenntnis felbst war noch eine zu lückenhaste, als daß sie dem Glauben an die Götter völlig ein Ende gemacht hätte. Die Götter sahen sich nur immer mehr aus einem Tätigseitsgebiet nach dem anderen verdrängt; sie wurden immer mehr aus ständigen Genossen der Menschen zu außergewöhnlichen Bundererscheinungen; immer mehr aus Bewohnern der Erde zu Bewohnern überirdischer Gegenden, des Himmels; aus tatensrohen, energischen Arbeitern und Kämpfern, die unermüdlich die Welt bewegten, zu beschauslichen Rusehern des Weltenschauspiels.

Schliehlich hätte fie der Fortschritt der Naturwissenschaften wohl völlig verdrängt, wenn nicht die Bildung der Großstadt und der ökonomische Niedergang, den wir geschildert, die Abwendung von der Natur veranlaßt und in den Vordergrund des Denkens das Studium des Geistes durch den Beift geschoben hätten, das heißt, nicht die naturwissenschaftliche Erforschung der Gesamtheit der erfahrenen geiftigen Vorgange, sondern ein Studium, in dem der eigene Geift des Individuums zur Quelle aller Beisheit über fich felbft wurde, und diese Beisheit den Urquell aller Beltweisheit überhaupt erschloß. Wie mannigfach und wechselnd aber auch die Regungen und Bedürfnisse der Seele sein mochten, sie selbst erschien als etwas Einheitliches und Unteilbares. Und von ganz gleicher Beschaffenheit wie die eigene Seele erwiesen sich die Seelen der anderen. Gine naturwissen= schaftliche Auffassung hätte daraus die Gesehmäßigkeit alles geiftigen Wirkens geschloffen. Aber gerade damals begann jene Auflösung der alten moralischen Stützen, jene Haltlosigkeit, die den Menschen als Freiheit erschien, als Freiheit des Willens für das einzelne Individuum. Die Einbeitlichkeit des Geistes in allen Menschen erschien da nur dadurch erklärbar, daß er überall ein Stück desfelben Beiftes ift, des einen Geiftes, deffen Ausfluß und Abbild die einheitliche, unfaßbare Seele in jedem einzelnen bildet. Raumlos, wie die einzelne Seele, ist auch diese Gesamtseele, diese Weltfeele. Aber sie ift gegenwärtig und wirksam in allen Menschen, also allgegenwärtig und allwissend; auch die geheimsten Gedanken bleiben ihr nicht fremd. Das Aberwiegen des moralischen Interesses über das natürliche, aus dem die Annahme dieser Weltseele erstand, gab auch dieser einen moralischen Charafter. Sie wurde der Inbegriff aller der moralischen Ideale, die die Menschen damals beschäftigten. Um aber bas fein zu können, mußte fie getrennt fein von der förperlichen Natur, die der Seele des Menschen anhaftet und ihre Moral verdunkelt. So entwickelte sich der Begriff einer neuen Gottheit. Diese konnte nur eine einzige fein, entsprechend der Einheitlichkeit der Seele des einzelnen, im Gegensatz zu der Bielheit der Götter des Altertums, die der Mannigfaltigkeit der Naturvorgänge außer uns entsprach. Und die neue eine Gottheit stand außer der Natur und über der Natur, sie existierte vor der Natur, die von ihr geschaffen mar, im Gegensatz zu ben alten Göttern, die ein Stück der Natur gebildet hatten und nicht älter waren als diese.

Aber so rein seelisch und moralisch die neuen geistigen Interessen der Menschen auftraten, ganz von der Naturabsehen konnten sie doch nicht. Und da gleichzeitig die Naturwissenschaft versiel, kam zur Erklärung der Naturauch wieder die Annahme übermenschlicher persönlicher Einwirkungen mehr auf. Die höheren Wesen, die jetzt in den Weltenlauseingriffen, waren jedoch nicht mehr souveräne Götter wie ehedem, sie standen unter der Weltseele, wie die Naturunter Gott, der Leib unter dem Geiste nach der damaligen Auffassung stand. Sie waren Zwischenwesen zwischen Gott und den Menschen.

Diese Auffassung erhielt noch eine Stütze durch die politische Entwicklung. Der Untergang der Götterrepublik im Hemmel ging Hand in Hand mit dem Untergang der Republik in Rom; Gott wurde der allmächtige Kaiser des Jenseits, der ebenso wie der Cäsar seinen Hofstaat hatte, die Heiligen und Engel, und seine republikanische Opposition, ben Teufel und bessen Scharen.

Ja, schließlich kamen die Christen dahin, die himmlische Bureaukratie Gottes, die Engel, gerade so in Rangklassen zu teilen, wie die Kaiser ihre irdische Bureaukratie einteilten, und unter den Engeln scheint da der gleiche Titelstolz zu herrschen, wie unter den Beamten der Kaiser.

Seit Konstantin wurden die Höstlinge und Beamten des Staates in verschiedene Rangklassen geteilt, von denen jede einen besonderen Titel führte: So finden wir 1. die Glosciosi, die Hochberühmten, so hießen die Konsuln. 2. Die Nobilissimi, die Hochedlen; so hießen die Prinzen von Geblüt. 3. Die Patricii, die Barone. Neben diesen Rangstusen des Adels waren dann die Rangstusen der höheren Bureaustratie: 4. Die Jlustres, die Erlauchten; 5. die Spectabiles, die Hochansehnlichen; 6. die Clarissimmi, die Vielberühmten. Unter diesen wieder standen: 7. die Perssectissimi, die Bollsommensten; 8. die Egregii, die Aussezeichneten, und 9. die Comites, die "Geheimräte".

Gerade so ist der himmlische Hosstaat organisiert. Das wissen unsere Theologen ganz genau.

So berichtet zum Beispiel das Kirchenlexison der katholischen Theologie (herausgegeben von Weger und Welte, Freiburg i. B. 1849) im Artisel "Engel" von der massenhaften Anzahl der Engel und fährt fort:

"Nach dem Vorgang des heiligen Ambrosius glauben viele Lehrer, die Anzahl der Engel verhalte sich zu der der Menschen wie 99 zu 1; das verirrte Schaf nämlich in der Parabel vom guten Hirten (Lufas 12, 32) bedeute das menschliche Geschlecht, und die 99 Schafe, die sich nicht verirrt, die Engel. In dieser zahllosen Menge bilden die Engel verschiedere Klassen, und die Kirche sprach sich auch gegen die Meinung des Origenes, wonach alle Geister der Substanz, Kraft usw. nach einander gleich wären, auf dem zweiten Konzil zu Konstantinopel im Jahre 553 offen für

die Verschiedenheit der Engel aus. Die Kirche kennt neun Chöre von Engeln, deren je drei wieder einen Chor bilden. Es sind: 1. Seraphim, 2. Cherubim, 3. Throni (Throne), 4. Dominationes (Herrscher), 5. Virtutes (Tugenden), 6. Potes states (Hochmächtige), 7. Principatus (Fürstentümer), 8. Archsangeli (Erzengel), 9. Angeli (gewöhnliche Engel).*

"Soviel scheint über allen Zweifel erhaben zu sein, daß die Engel, im engeren Sinne des Wortes, die unterste, aber auch zahlreichste Klasse bilden, die Seraphim dagegen die oberste, der Zahl ihrer Glieder nach aber die geringste." So geht's auf Erden auch. Der Exzellenzen gibt's nur wenige, dagegen der einsachen Briefträger ganze Massen.

Es heißt dort weiter:

"Gott gegenüber leben die Engel in inniger und perfönlicher Gemeinschaft mit ihm und ihr Verhältnis zu Gott offenbart sich sonach in unendlicher Hulbigung, in demütiger Unterwerfung, in ausnahmsloser, auf alles außergöttliche verzichtender Liebe, in voller, freudiger Dahingabe des ganzen Besens, in sester Treue, unwandelbarem Gehorsam, tieser Verehrung, unaufhörlichem Dank, inniger Andetung, sowie in unausgesetztem Lob, in steter Verherrlichung, im ehrfurchtsvollen Preisen, im heiligen Jubel und im entzückten Frohlocken."

Gerade dieselbe freudige Unterwürfigkeit verlangten auch die Kaiser von ihren Höflingen und Beamten. Es war das

Ideal des Byzantinismus.

Man sieht, zu dem Bilde des einen Gottes, das sich im Christentum gestaltete, hat der kaiserliche Despotismus nicht weniger beigetragen als die Philosophie, die seit Plato immer mehr im Sinne des Monotheismus wirkte.

Diese Philosophie entsprach so sehr dem allgemeinen Empfinden und Bedürfen, daß sie rasch ins Volksbewußt-

^{*} Das Wort Angelus bedeutet ursprünglich nichts anderes als einen Boten.

sein überging. So finden wir zum Beispiel schon bei Plautus, einem Komödiendichter, der im dritten Jahrhundert vor Christo lebte und nur sehr populäre Lebensweisheit zum besten gab, Stellen, wie folgenden Ausspruch eines Sklaven, der um eine Wohltat bittet:

"Doch lebt ein Gott, der alles, was wir Menschen schaffen, hört und sieht. Der wird an deinem Sohne tun, ganz wie du hier an mir

getan.

Bergelten wird er gute Tat, doch Übeltat vergilt er auch."
(Die Kriegsgefangenen, 2. Uft, 2. Szene.
Deutsch von Donner.)

Das ist schon eine ganz christliche Auffassung Gottes. Aber dieser Monotheismus war noch ein ganz naiver, der gedankenlos die alten Götter neben sich fortbestehen ließ. Und ben Chriften selbst fiel es nicht ein, an deren Eriftenz zu zweifeln, wo sie so viele Wunder der Beiden unbesehen in ben Kauf nahmen. Indes ihr Gott duldete keinen anderen neben sich; er wollte Alleinherrscher sein. Mochten sich die beidnischen Götter ihm nicht unterwerfen und seinem Bofstaat einverleiben laffen, dann blieb ihnen nur jene Rolle übrig, welche die republikanische Opposition unter den ersten Kaisern spielte und zumeist recht schäbiger Natur war. Sie beftand in nichts anderem, als in Versuchen, dem allmächtigen Herrn hie und da einen Schabernack zu spielen und brave Untertanen gegen ihn aufzuheten, ohne jede Hoffnung, den Herrscher zu fturzen, sondern bloß, um ihn gelegentlich zu ärgern.

Aber auch diesen unduldsamen und siegessicheren Monostheismus, der an der überlegenheit und Allmacht seines Gottes keinen Moment zweiselte, sand das Christentum schon vor. Freilich nicht unter den Heiden, sondern bei einem Bölkchen eigener Art, dem Judentum, das ebenso den Erlöserglauben und die Verpslichtung der gegensseitigen Unterstützung und des sesten Zusammenhaltens

weit stärker entwickelte und die damals so starken Bedürfnisse danach weit besser befriedigte, als irgend eine andere Nation oder Bevölkerungsschicht jener Zeit. So hat es der aus jenen Bedürsnissen erwachsenden neuen Lehre mächtige Antriebe gegeben und ihr einige ihrer wichtigsten Elemente geliesert. Erst wenn wir neben der römisch-hellenischen Welt der Kaiserzeit im allgemeinen auch noch das Judentum im besonderen begriffen haben, sind alle Wurzeln bloßgelegt, aus denen das Christentum entsproß.

Das Judentum.

1. Jsrael.

a. Semitische Bölfermanderungen.

Die Anfänge der ifraelitischen Geschichte sind in tieses Dunkel gehüllt, ebenso, ja noch mehr, wie die der griechischen und römischen. Denn diese Anfänge wurden nicht bloß viele Jahrhunderte hindurch nur mündlich überliesert, sie wurden auch, als man schließlich daranging, die alten Sagen zu sammeln und niederzuschreiben, aus tendenziöseste entstellt. Nichts wäre irriger, als die biblische Geschichte für eine Erzählung wirklicher Geschichte zu halten. Wohl enthalten ihre Geschichten einen historischen Kern, aber es ist ungemein schwer, ihn herauszuschälen.

Erst lange nach der Rückfehr aus dem babylonischen Exil, im fünsten Jahrhundert, erhielten die "heiligen" Schriften der Juden jene Fassung, in der sie uns heute vorliegen. Alle alten Aberlieferungen wurden damals mit größter Unsgeniertheit zurechtgestutzt und durch Ersindungen erweitert, um den Ansprüchen der aufkommenden Priesterherrschaft zu dienen. Die ganze altjüdische Geschichte ward dabei auf den Kopf gestellt. Das gilt namentlich von alledem, was über die vorexilische Religion Fraels erzählt wird.

Als das Judentum nach dem Exil in Jerusalem und seiner Umgebung ein eigenes Gemeinwesen begründete, da siel dieses bald den anderen Bölkern durch seine Absonderslichkeit auf, wie uns mehrsache Zeugnissse berichten. Dagegen ist uns aus der vorexilischen Zeit kein derartiges Zeugnissüberliesert. Bis zur Zerstörung Jerusalems durch die Babyslonier wurden die Jsraeliten von den anderen Nationen

Frael 185

als ein Bolk wie jedes andere auch betrachtet; es siel ihnen nichts Besonderes an ihm auf. Und wir haben alle Ursache, anzunehmen, daß die Juden bis dahin tatsächlich gar nichts Absonderliches aufwiesen.

Das Bilb des alten Frael mit voller Sicherheit zu entwerfen, ist bei der Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit der überlieferten Duellen unmöglich. Die protestantische Bibelkritik, von Theologen betrieben, hat zwar vieles schon als gefälscht und erfunden nachgewiesen, aber sie nimmt immer noch viel zu sehr alles für bare Münze, was noch nicht als offenbare Fälschung aufgedeckt ist.

Wir sind im wesentlichen auf Hypothesen angewiesen, wollen wir den Entwicklungsgang der ifraelitischen Gesellschaft darstellen. Die Berichte des alten Testamentes werden uns dabei gute Dienste leisten können, insoweit wir die Möglichkeit haben, sie mit Darstellungen von Bölkern in ähnlichen Situationen vergleichen zu können.

Die Ffraeliten erhalten zurft ein historisches Dasein bei ihrem Eindringen in das Land der Kanaaniter. Alle Erzählungen aus der Zeit ihres Nomadentums sind teils tenzbenziös zugerichtete alte Stammsagen oder Märchen oder spätere Ersindungen. Es ist eine große semitische Bölkerwanderung, als deren Teilnehmer sie in der Geschichte aufstauchen.

Die Bölferwanderungen spielten in der alten Welt eine ähnliche Rolle, wie heute die Revolutionen. Wir haben im vorigen Abschnitt den Verfall des römischen Weltreichs kennen gelernt und gesehen, wie sich bessen überschwemmung durch die germanischen Barbaren, die man als Bölferwanderung bezeichnet, vorbereitete. Das war kein unerhörter Vorgang. Im alten Orient hatte er sich wiederholt vorher in kleinerem Maßstab, aber aus ähnlichen Ursachen, abgespielt.

In manchen fruchtbaren Gebieten großer Ströme des Orients entwickelte sich frühzeitig ein Ackerbau, der bedeutende Aberschüffe an Lebensmitteln abwarf, es erlaubte, daß neben den Ackerbauern noch eine zahlreiche andere Bevölkerung lebte und wirkte. Da gediehen Handwerke, Künste und Wissenschaften, bildete sich aber auch eine Aristokratie, die ihre Zeit ausschließlich dem Wassenhandwerk widmen konnte und die um so notwendiger wurde, je mehr der Reichtum des Flußgediets kriegerische nomadische Nachbarn zu räuberischen Einfällen lockte. Wollte der Landmann seine Fluren in Ruhe bedauen, bedurfte er des Schußes solcher Aristokraten, mußte er ihn erkausen. War aber die Aristokratie erstarkt, dann lag für sie die Versuchung nahe, ihre kriegerische Kraft dazu zu benußen, um ihre Einkünste zu vergrößern, um so mehr, als die Blüte der Handwerke und Künste alle Arten von Luzus aussommen ließ, die große Reichtümer ersorderten.

So beginnt nun die Unterdrückung der Bauern, beginnen aber auch Kriegszüge der in der Waffentechnik überlegenen Aristokraten und ihrer Basallen gegen die benachbarten Bölker, um bei diesen Sklaven zu erbeuten. Die Zwangsarbeit beginnt und treibt die Gesellschaft in dieselbe Sackagasse, in der später auch die Gesellschaft der römischen Kaiserzeit enden sollte. Der freie Bauer geht zugrunde und wird durch Zwangsarbeiter ersett. Damit schwindet aber auch die Grundlage der kriegerischen Kraft des Reiches. Gleichzeitig verliert, trotz der hohen Wassentechnik, die Aristokratie ihre kriegerische überlegenheit, da der wachsende Luxus sie entnervt.

Ihre Fähigkeiten hören auf, beren sie zur Erfüllung jener Funktion bedarf, aus der ihre gesellschaftliche Stellung erwuchs: der Funktion der Verteidigung des Gemeinwesens gegen die Eindrüche räuberischer Nachbarn. Diese merken immer mehr die Schwäche der so reichen und verlockenden Beute, immer mehr und mehr drängen sie an ihre Grenzen, übersluten sie schließlich und entsesseln damit eine Bewegung, die immer weitere, nachdrängende Völker ergreift und lange nicht zur Ruhe kommt. Ein Teil der Eindringlinge nimmt

Sfrael 187

das Land in Besitz und schafft so eine neue freie Bauernstlasse. Andere, stärkere, bilden eine neue kriegerische Aristoskratie. Daneben kann die alte Aristokratie als Bewahrerin der Künste und Wissenschaften der alten Kultur gegenüber den barbarischen Eroberern immer noch eine überlegene Stellung behaupten, aber freilich nicht mehr als eine Kaste von Kriegern, sondern nur noch als eine von Priestern.

Ist die Bölkerbewegung zur Ruhe gekommen, dann besinnt die Entwicklung wieder von neuem diesen Kreislauf, der etwa dem von Prosperität und Krise der kapitalistischen Gesellschaft verglichen werden könnte — freilich kein zehnsjähriger, sondern ein oft vielhundertjähriger Zyklus, ein Zyklus, den erst die kapitalistische Produktionsweise überwunden hat, so wie den Krisenzyklus von heute erst die sozialistische Produktion überwinden wird.

In den verschiedensten Gegenden Asiens und Nordostafrikas ging die Entwicklung in dieser Weise jahrtausendelang vor sich, am auffallendsten dort, wo fruchtbare breite Flußtäler an Steppen oder Wüsten grenzten. Jene erzeugten gewaltigen Reichtum, aber schließlich auch tiesgehende Korruption und Erschlaffung. Diese ließen arme, aber kriegerische Nomadenvölker heranwachsen, die stets bereit waren, ihren Standort zu wechseln, wenn eine Beute winkte, und die sich bei günstiger Gelegenheit aus weiten Gebieten rasch an einem Punkte in zahllosen Scharen sammeln konnten, um mit vernichtendem Ungestüm in ein Gebiet einzusallen.

Solche Flußtäler waren die des Hoangho und Jangtsefiang, in denen sich das chinesische Gemeinwesen bildete; das des Ganges, in dem sich Indiens Reichtum konzentrierte; das des Euphrat und Tigris, wo die mächtigen Reiche Babylonien und Affyrien erstanden, und endlich das Niltal, Nappten.

Zentralasien dagegen auf der einen Seite, Arabien auf der anderen, bilbeten unerschöpfliche Reservoirs kriegerischer Nomaden, die ihren Nachbarn das Leben sauer machten und beren Schwäche zeitweise zu maffenhaften Ginwanderungen benutten.

Aus Zentralasien ergossen sich von Zeit zu Zeit in solchen Perioden der Schwäche Ströme von Mongolen, stellenweise auch von sogenannten Indogermanen, über die Ufer der Zivilisation. Aus Arabien kamen jene Bölker, die man unter dem Namen der Semiten zusammenfaßt. Babylonien, Affyrien, Agypten und das dazwischenliegende Küstengebiet des Mittelmeers waren die Ziele der semitischen Eindringlinge.

Gegen das Ende des zweiten Jahrtausends vor Christo seht wieder einmal eine große semitische Bölkerwanderung ein; sie drängt nach Mesopotamien, Syrien, Agypten und kommt ungefähr im elsten Jahrhundert zum Abschluß. Unter den semitischen Stämmen, die damals benachbartes Kulturland eroberten, waren auch die Hebräer. Bei ihrem beduinenshaften Umherziehen mochten sie schon früher au Agyptens Grenze und am Sinai gewesen sein, aber erst nach ersolgter Seßhaftigkeit in Palästina erhält das Hebräertum eine seste Gestaltung, kommt es aus dem Stadium nomadenhafter Unstetigkeit heraus, die keine dauernden größeren Bolksverbände kennt.

b. Palästina.

Bon nun an wird der Jfraeliten Geschichte und Eigensart nicht mehr bloß von den im beduinenhaften Stadium erworbenen und wohl eine Zeitlang behaupteten Eigensschaften bestimmt, sondern auch von der Natur und Lage Palästinas.

Freilich darf man den Einfluß des geographischen Faktors auf die Geschichte nicht übertreiben. Der geographische Faktor — Lage, Bodengestaltung, Klima — bleibt wohl in historischer Zeit im ganzen und großen in den meisten Ländern derselbe; er ist schon vor der Geschichte da und beeinflußt diese sicher auf das Gewaltigste. Aber die Art und Weise, wie der geographische Faktor die Geschichte eines Landes bestimmt,

Frael 189

hängt selbst wieder von der Höhe ab, die dessen Technik und die gesellschaftlichen Verhältnisse erreicht haben.

So hätten zum Beisviel die Engländer sicher ihre weltbeherrschende Stellung im achtzehnten und neunzehnten Sahrhundert nicht erreicht ohne die besondere Natur ihres Landes, ohne seinen Reichtum an Kohle und Gisen und ohne seine infulare Lage. Aber folange in der Technif Roble und Gifen nicht jene beherrschende Rolle spielten, die sie im Zeitalter des Dampfes erreichten, besaßen diese natürlichen Schätze des Bodens nur geringe Bedeutung. Und folange nicht Amerika und der Seeweg nach Indien entdeckt, die Technik der Segelschiffahrt hochentwickelt, Spanien, Frankreich, Deutschland hochfultiviert worden waren; solange diese Länder von bloßen Barbaren bewohnt wurden, der Handel Europas fich im Mittelmeer konzentrierte und vorwiegend mit Ruberschiffen betrieben wurde, bildete die infulare Lage Englands einen Faktor, der es von der Kultur Europas abschloß und es in Schwäche und Barbarei erhielt.

Dieselbe Natur des Landes bedeutet daher unter versschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen etwas sehr Versschiedenes; auch wo die Natur des Landes durch den Wandel der Produktionsweisen nicht geändert wird, bleibt doch ihre Wirkung nicht notwendigerweise die gleiche. Auch hier stoßen wir immer wieder auf die Gesamtheit der ökonomischen Vershältnisse als das Entscheidende.

So war es auch nicht die absolute Natur und Lage Palässtinas, sondern diese unter bestimmten gesellschaftlichen Vershältnissen, wodurch die Geschichte Fraels bestimmt wurde.

Die Eigenart Palästinas bestand darin, daß es ein Grenzsgebiet bildete, wo seindliche Faktoren auseinander stießen und einander bekämpsten. Es lag dort, wo einerseits die arabische Wüste aushörte und daß syrische Kulturland begann und wo andererseits die Einflußsphären der beiden großen Reiche zusammenstießen, die an der Schwelle unserer Kultur stehen und sie beherrschen; des ägyptischen, daß sich im Niltal

bilbete, und des mesopotamischen, das an den beiden Flüssen Euphrat und Tigris erstand und seinen Mittelpunkt bald in Babylon, bald in Ninive fand.

Endlich aber wurde Palästina von höchst wichtigen Handelsstraßen durchzogen. Es beherrschte den Verkehr zwischen Agypten einerseits, Syrien und Mesopotamien andererseits, sowie den von Phönizien nach Arabien.

Betrachten wir zunächst die Wirkungen des ersteren Faktors. Palästina war ein fruchtbares Land; seine Fruchtbarkeit übersschritt freilich nicht ein Mittelmaß, sie erschien aber außenehmend üppig, verglich man es mit der benachbarten öden Steins und Sandwüste. Für deren Bewohner galt es als ein Land, das von Milch und Honig übersließt.

Die hebräischen Stämme kamen als nomadische Viehzüchter; sie wurden seßhaft in stetem Kampse mit den anssässigen Bewohnern Palästinas, den Kanaanitern, denen sie eine Stadt nach der anderen entrissen und die sie immer mehr ihrer Botmäßigkeit unterwarsen. Was sie aber in stetem Kriege gewonnen hatten, mußten sie in stetem Kriege behaupten, denn andere Komaden drängten ihnen nach, die ebenso wie sie selbst nach dem fruchtbaren Lande lüstern waren, Edomiter, Moaditer, Ammoniter und andere.

Auch in dem eroberten Lande blieben die Hebräer noch lange Hirten, obwohl sie seßhaft wurden. Doch nahmen sie allmählich von den Ureinwohnern deren Art der Bodenstultur an, den Andau von Getreide, Wein, die Aufzucht von OI- und Feigendäumen usw., und sie vermischten sich mit ihnen. Aber noch lange bewahrten sie die Charaftereigenschaften des nomadischen Beduinentums, dem sie entstammten. Die nomadischen Beduinentums, dem sie entstammten. Die nomadische Viehzucht in der Wüste scheint den technischen Fortschritt und die gesellschaftliche Entwicklung besonders wenig zu begünstigen. Die heutige Lebenssweise der Beduinen Arabiens erinnert noch lebhaft an die in den alten israelitischen Sagen von Abraham, Fjaaf und Fasob dargestellte. Aus der Jahrtausende hindurch von

Ifrael 191

Generation zu Generation fortgepflanzten ewigen Wiedersholung derselben Tätigkeiten und Leiden, derselben Bedürfsnisse und Anschauungen ergibt sich schließlich ein zäher Konsservatismus, der beim nomadischen Hirten noch tiefer sitzt als beim Ackerbauer und die Fortdauer alter Gewohnheiten und Sinrichtungen auch beim Sintritt großer Beränderungen sehr begünstigt.

Als ein Beispiel davon darf es wohl gelten, wenn beim ifraelitischen Bauern der Herd keine feste Stellung im Hause hatte und keine religiöse Bedeutung. "In dem Punkte berührten sich die Fraeliten mit den Arabern und unterschieden sich von den Griechen, denen sie sonst in den Dingen des täglichen Lebens viel näher standen," sagt Wellhausen, und fügt hinzu: "Es gibt im Hebräischen kaum ein Wort für den Herd; der Name Aschiehen kaum ein Wort sie Bedeutung "Dreckhausen" angenommen. Das zeigt den Unterschied von dem indoeuropäischen Herde, dem Hausaltar; für das nicht verlöschende Herdseuer tritt bei den Hebräern die ewige Lampe ein."*

Zu den Gigenschaften, die die Fraeliten aus der Zeit des Beduinentums übernahmen und erhielten, dürfte aber namentlich der Sinn und die Borliebe für den Warenhandel

gehören.

Bir haben schon oben, bei der Untersuchung der römischen Gesellschaft, darauf hingewiesen, wie früh sich der Handel von Volk, nicht der von Individuum zu Individuum, entwickelt. Seine ersten Träger werden nomadische Biehzüchter gewesen sein, die in Wüsteneien lebten. Die Art ihres Lebenserwerbes zwang sie zu unstetem Wandern, von einem Weideplatz zum anderen. Die karge Natur ihres Landes mußte am ehesten bei ihnen das Bedürsnis nach Produkten anderer, reicher begabter Länder erregen, deren Grenzen sie berührten. Sie tauschten etwa Getreide, DI, Datteln oder Werkzeuge aus Holz, Stein, Bronze, Eisen

^{*} Wellhausen, Ifraelitische und judische Geschichte, S. 87, 88.

gegen Vieh ein, das sie im Überfluß produzierten. Ihre Beweglichkeit erlaubte ihnen aber auch, nicht bloß Produkte für sich selbst aus der Ferne zu holen, sondern auch für andere Leute vielbegehrte und leichttransportable Produkte einzutauschen; also nicht um sie zu behalten und selbst zu verzehren oder zu benutzen, sondern um sie gegen ein Ent= gelt weiterzugeben. Sie wurden so die ersten Kaufleute. Solange es keine Landstraßen gab und die Schiffahrt wenig entwickelt war, mußte diese Form des Kaufhandels vorherrschen, und er konnte dazu führen, daß seine Träger große Reichtümer erwarben. In dem Maße, in dem später ber Seeverkehr wuchs, sichere und fahrbare Landstraßen gebaut wurden, mußte der ehedem durch die Nomaden vermittelte Handel zurückgehen, diese wurden wieder ganz auf die Produkte ihrer Büste angewiesen und mußten verarmen. Dem ift es wohl, mindestens zum Teil, zuzuschreiben, wenn die alte Rultur Zentralafiens feit der Entdeckung des Seewegs nach Oftindien fo fehr zurückgegangen ift. Schon früher verarmte aus dem gleichen Grunde Arabien, deffen Nomaden zur Zeit der Blüte der phonizischen Städte mit diesen einen fehr profitablen Handel trieben. Sie lieferten für beren Webereien, die für den Export nach dem Westen arbeiteten, die hochgeschätte Wolle ihrer Schafe: sie überbrachten ihnen aber auch Brodufte des füdlichen, reichen und fruchtbaren "glücklichen" Arabiens, Räucherwerf, Gewürze, Gold und Edelfteine. Außerdem aber holten sie aus Aethiopien, das vom glücklichen Arabien nur durch eine schmale Meerenge getrennt wird, fehr wertvolle Waren, wie Elfenbein und Ebenholz. Auch der Handel mit Indien ging zumeist durch Arabien, an deffen Küften am perfischen Meerbufen und am indischen Meere die Waren von Malabar und Cenlon zu Schiffe gebracht und dann durch die Wüfte nach Palästina und Phönizien transportiert wurden.

Allen Stämmen, durch deren Gebiete dieser Handel ging, brachte er erheblichen Reichtum, teils durch Kaufmanns-

Ifrael 193

profit, teils durch die Zölle, die auf die durchziehenden Waren gelegt wurden.

"Es ift eine gewöhnliche Erscheinung, unter diesen Bölkern fehr reiche Stämme zu finden," fagt Beeren. "Unter ben arabischen Nomaden scheinen keine sich früher mit mehr Vorteil des Karawanenhandels befliffen zu haben, als die Mi= dianiter, die an der Nordgrenze dieses Landes, also in der Nähe von Phönizien, herumzuziehen pfleaten. Es war eine Karawane midianitischer Kaufleute, die mit Gewürzen, Balfam und Myrrhe beladen, aus Arabien kommend nach Nanpten zog, an welche Roseph verkauft ward (1. Mose, 37, 28). Die Beute der Ifraeliten (die Gideon machte, als er einen Einfall der Midianiter in Kanaan zurückschlug) war von diesem Volke an Gold so groß, daß sie Verwunderung er= regen muß: und dies Metall war unter ihnen so gemein, daß nicht nur ihr eigener Schmuck, sondern fogar die Halsbander der Kamele davon gemacht waren." So heißt es im 8. Kavitel des Buches der Richter: "Da stand Gideon auf und hieb Sebah und Zalmunna nieder. Und er nahm die fleinen Monde, die ihre Kamele an den Hälsen trugen. . . . Da sprach Gideon zu ihnen (den Männern Ifraels): Ich will mir etwas von euch erbitten. Ein jeglicher gebe mir die Ringe, die er erbeutet hat. Denn sie trugen nämlich goldene Ringe, weil sie Ismaeliten waren. . . . Und es betrug das Gewicht der goldenen Ringe, die er sich erbat, 1700 Sekel Goldes,* außer den Monden und Ohrgehängen und Burpurgewändern, die die Könige Midians trugen, und außer dem Schmucke an den Hälsen ihrer Kamele."

Heeren bespricht nun die Edomiter und fährt dann fort: "Die Griechen begreifen die sämtlichen nomadischen Stämme, die im nördlichen Arabien herumzogen, unter dem Namen der nabatäischen Araber. Diodor, der ihre Lebensweise sehrschön beschreibt, vergißt auch ihren Karawanenhandel nach

^{*} Ein Sekel Golbes gleich 16,8 Gramm = 47 Mark. Rautsty, Der Ursprung des Christentums.

Demen nicht. "Ein nicht geringer Teil von ihnen", fagt er, macht es sich zur Beschäftigung, den Weihrauch, die Myrrhe und andere kostbare Gewürze, die sie von denen erhalten, die sie aus dem glücklichen Arabien bringen, nach dem Mittelsmeer zu führen." (Diodor, II, S. 390).

"Der Reichtum, den die einzelnen Büstenstämme auf diese Beise erwarben, war groß genug, die Habgier griechischer Kriegsleute zu erregen. Einer der Stapelplätze der Waren, die durch das Gebiet der Edomiter gingen, war der befestigte Ort Petra, nach dem das nordwestliche Arabien die Besnennung des peträischen erhielt. Demetrius Poliorsetes versuchte, diesen Platzu überfallen und zu plündern."*

In gleicher Weise wie die Midianiter müffen wir uns auch ihre Nachbarn, die Fraeliten, in der Zeit ihres Nomadentums vorstellen. Schon von Abraham wird berichtet, er sei reich gewesen nicht bloß an Vieh, sondern auch an Silber und Gold (1. Mose, 13, 2). Das konnten die nomadischen Viehzüchter nur durch Sandel erlangen. Ihre spätere Situation in Kanaan war aber nicht dazu angetan, ihren aus dem Nomadentum hervorgewachsenen Handelsgeift einzudämmen und zu schwächen. Denn die Lage dieses Landes erlaubte ihnen, nach wie vor an dem Handel zwischen Phönizien und Arabien, ebenso wie an dem zwischen Agypten und Babylonien teilzunehmen, und aus ihm Profit zu ziehen, teils dadurch, daß sie ihn ver= mittelten und förderten, teils dadurch, daß sie ihn ftörten, von ihren Bergfestungen aus Handelskarawanen überfielen und plünderten oder ihnen Zoll auferlegten. Bergeffen wir nicht, daß der Kaufmann und der Käuber damals zwei eng verwandte Berufe waren.

"Schon ehe die Fraeliten nach Kanaan kamen, stand der Handel dieses Landes auf einer hohen Stufe. In den

^{*} Heeren, Ideen über die Politif, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, 1817, I, 2, S. 84 bis 86.

Igrael 195

Tell-el-Amarna-Briefen (aus dem fünfzehnten Jahrhundert vor Christo) ist von Karawanen die Rede, die unter Bebectung durch das Land zogen."*

Aber bereits aus dem Jahre 2000 haben wir Zeugnisse über den engen Verkehr zwischen Palästina und Agypten wie den Euphratländern.

Jeremias (der Leipziger Privatdozent, nicht der jüdische Prophet) gibt die Quinteffenz eines Papyrus jener Zeit mit folgenden Worten wieder:

"Die Beduinenstämme Palästinas stehen also in engster Berbindung mit dem Kulturlande Agypten. Ihre Scheichs verkehren nach dem Zeugnis des Papyrus gelegentlich am Hose bes Pharao und wissen Bescheid über die Vorgänge in Agypten. Gesandte ziehen mit schriftlichen Botschaften zwischen dem Euphratland und Agypten hin und her. Diese assatischen Beduinen sind durchaus keine Varbaren. Die barbarischen Völker, die der ägyptische König bekämpst, werden ausdrücklich im Gegensatzu ihnen genannt. Die Beduinenscheichs schließen sich selber zu Kriegszügen zussammen gegen "die Fürsten der Völker"."**

In seiner "Handelsgeschichte der Juden des Altertums" handelt Herzseld aussührlich von den Karawanenstraßen, die Palästina durchschnitten oder in der Nähe desselben vorbeiliesen. Er meint, solche Berkehrswege waren "im Altertum von vielleicht noch größerer merkantilischer Wichtigseit, als es jest die Eisenbahnen sind".

"Eine solche Straße führte aus dem südwestlichen Arabien, der Küste des roten Meeres und seines älanitischen Busens parallel, die Produkte des gläcklichen Arabiens sowie Aethiopiens und einiger Hinterländer des letzteren dis Sela, dem nachmaligen Petra, etwa 70 Kilometer südlich vom

^{*} Franz Buhl, Die fozialen Berhältnisse der Fraeliten, 1899, S. 76.

^{**} Feremias, Das alte Testament im Lichte des alten Orients. 1906, S. 300.

Toten Meere. Gine andere Karawanenstraße brachte Erzeugniffe Babyloniens und Indiens von Gerrha am perfischen Meerbusen quer durch Arabien ebenfalls nach Betra. Bon hier aber liefen drei andere Strafen aus: eine nach Nanpten mit rechtsseitigen Abzweigungen nach den arabischen Safen am Mittelmeer; eine zweite nach Gaza, mit einer fehr wichtigen Fortsetzung nordwärts; eine dritte den öst= lichen Ufern des Toten Meeres und des Fordan entlang nach Damaskus. Auch war Ailat im innersten Winkel des nach ihm benannten älanitischen Meerbusens bereits zu einem Stapelplat für die Waren der füdlicher gelegenen Länder geworden und eine furze Straße verband es gleich= falls mit Betra. Die schon angedeutete Straße von Gaza nordwärts führte durch die Niederungen von Judaa und Samarien, und mündete in der Gbene von Jisreel in eine andere, die von Often her nach Acco lief. Von den auf biefen fo verschiedenen Wegen berangeführten Gütern murden die, welche nach Phönizien gehen sollten, teils in jenen arabischen Bafen, teils in Gaza und Acco zu Schiffe abgeholt, denn die Strecke von letterem bis Tyrus und Sidon war sehr felsig und wurde erst viel später für den Landtransport gebahnt. Die schon erwähnte vielbesuchte Karawanenstraße aus dem Often führte von Babylon an den mittleren Euphrat, dann durch jene arabisch-sprische Büste, in welcher nachmals Palmyra prangte, und nach einer furzen Strecke auf der Oftseite des oberen Jordan überschritt sie diesen Fluß und lief durch die Ebene von Jisreel an das Meer aus. Kurz bevor sie den Jordan erreichte, mundete sie in jene Straße von Gilead her, welche wir schon zu Josephs Zeiten benutt sahen; und daß auch in der Ebene von Jisreel die Straße von Gaza her in fie einfiel, haben wir gesehen; vermutlich aber ging gleichfalls von Gaza die Bahn aus, welche nach 1. Mose 37, 25, 41, 57 von Palästina nach Agypten führte. Ein merkantilischer Einfluß hiervon (biefer Sandelsstraßen und der an ihren

Ffrael 197

Knotenpunkten sich bildenden Messen) auf die Israeliten kann zwar noch für längere Zeit nicht aus geschichtlich überslieferten Tatsachen nachgewiesen und bemessen werden, ist aber seiner inneren Notwendigkeit wegen nicht zu bezweiseln, und aus seiner Unnahme wird auf manche unscheinbare alte Notiz ein Licht fallen, das ihn wirklich erkennen läßt."*

Weit weniger als ber Handel gediehen dagegen Luxusund Erportindustrie und Runft bei den Ifraeliten. Bahrscheinlich beshalb, weil diese seßhaft wurden zu einer Zeit, wo ringsumber schon das handwerk zu einer großen Sohe der Vollkommenheit gelangt war. Die Gegenstände bes Luxus waren besser und billiger, wenn man fie burch den Handel bezog, als vom heimischen Handwerf anfertigen ließ. Dieses blieb auf die Produktion der einfachsten Waren beschränkt. Selbst bei den Phöniziern, die viel früher ein Kulturvolf wurden, verlangsamte fich durch die Konkurrenz der ägyptischen und babylonischen Waren, die sie vertrieben, der Aufschwung ihrer Industrie. "Auf dem Gebiete der Induftrie find schwerlich die Phonizier ben Bewohnern des übrigen Spriens frühzeitig überlegen gewefen. wird vielmehr recht haben, wenn er die erften Phönizier, die an Griechenlands Rufte landeten, Waren feilbieten läßt, die nicht Erzeugnisse ihrer Heimat, sondern Agyptens und Uffgriens, das heißt des fprischen Binnenlandes find. Borwiegend zu Induftrieftabten find die Großftabte Phoniziens erft geworden, nachdem sie ihre politische Unabhängigkeit und einen großen Teil ihrer Sandelsbeziehungen eingebüßt hatten." **

Bielleicht war es auch der ewige Kriegszustand, der die Entwicklung des Handwerks störte. Auf jeden Fall steht sest, daß es zu keiner hohen Entwicklung kam. Der Prophet Ezechiel stellt in seinem Klagelied über Tyrus sehr aus-

^{*} Handelsgeschichte der Juden, S. 22 bis 25.

^{**} R. Bietschmann, Geschichte der Phonizier, 1889, S. 238.

führlich bessen Handel dar, darunter auch den mit Ffrael. Der Export der Ffraeliten ist ausschließlich agrarischer Natur: "Juda und das Land Ffraels trieben Handel mit dir; Weizen von Minnith und Wachs, und Honig und Ol und Mastix lieserten sie dir als Ware." (27, 17).

Als David Jerusalem zu seiner Residenz machte, da sandte ihm der König Hiram von Tyrus "Zedernholz und Zimmerleute und Steinmete, damit sie David einen Palast bauten" (2. Samuel, 5, 11). Das gleiche geschah zur Zeit Salomos beim Bau des Tempels. Dasür bezahlte Salomo jährlich an Hiram 20000 Kor Weizen und 20000 Bath Ol (1. Könige, 5, 25).

Dhne ein hochentwickeltes Luxushandwerk, das heißt ohne ein Kunsthandwerk gibt es keine bildende Kunst, die bis zur Darstellung der menschlichen Persönlichkeit vordringt, die über die Andeutung des menschlichen Typus hinausgelangt, zu individualisieren und zu idealisieren versteht.

Eine solche Kunft sett eine bedeutende Höhe des Handels voraus, der dem Künftler die mannigsachsten Materialien in den verschiedensten Qualitäten zusührt und es ihm so ermöglicht, die für seine Zwecke tauglichsten auszusuchen. Ferner eine weitgetriebene Spezialisierung und durch Generationen angehäuste Fülle von Erfahrungen in der Behandlung der einzelnen Materialien, endlich aber auch eine große Wertschähung des Künstlers, die ihn über das Niveau der Zwangsarbeit erhebt, ihm Muße, Freude und Kraft verleiht.

Alle diese Elemente vereint sinden wir nur in großen Handelsstädten mit starkem und altem Handwerk. In Theben und Memphis, in Athen, und später, seit dem Mittelalter, in Florenz, in Antwerpen und Amsterdam erreichten die bildenden Künste auf der Grundlage eines kraftvollen Hand-werks die höchste Blüte.

Das fehlte den Jfraeliten, das wirkte aber wieder auf ihre Religion zurück.

Frael 199

c. Die Gottesvorstellung im alten Ffrael.

Die Anschauungen von der Gottheit sind bei den Naturvölkern höchst unbestimmt und verworren, keineswegs so scharf umrissen, wie wir sie dann in den Mythologien der Gelehrten dargestellt sinden. Die einzelnen Gottheiten werden weder klar gedacht, noch deutlich voneinander unterschieden; es sind unbekannte, geheimnisvolle Persönlichkeiten, die auf die Natur und die Menschen einwirken, diesen Glück oder Unglück bringen, die aber ansangs noch schattenhafter und verschwommener vorgestellt werden, wie die Traumgebilde.

Die einzige feste Unterscheidung der einzelnen Gottheiten voneinander besteht da in ihrer Lokalifierung. Jede Ortlichkeit, die die Bhantasie des Naturmenschen besonders anregt, erscheint ihm auch als ber Sitz einer bestimmten Gott= heit. Hohe Berge oder einzelne Felsen, Haine in besonderer Lage und auch einzelne uralte Baumriefen, Quellen, Böhlen erhalten so eine Art Beiligkeit als Göttersitze. Aber auch schon eigenartig geformte Steine oder Holzstücke können als Sitze einer Gottheit gelten, als Beiligtumer, beren Besitz den Beiftand der Gottheit sichert, die fie bewohnt. Jeder Stamm, jedes Geschlecht suchte sich ein folches Beiligtum, einen solchen Fetisch zu erwerben. Das gilt auch von den Hebräern, deren Gottesvorstellung ursprünglich ganz ber eben bargeftellten Stufe entsprach, weit entfernt von Monotheismus war. Die Beiligtumer ber Ifraeliten scheinen zuerst nichts anderes als Fetische gewesen zu sein, von bem "Gögen" (Teraphim) an, den Jafob feinem Schwiegervater Laban ftiehlt, bis zu der Bundeslade, in der Jahre fteckt und die Sieg und Regen und Reichtum bem bringt, ber fie rechtmäßigerweise befitt. Die heiligen Steine, die Phönigier und Ffraeliten verehrten, führten ben Ramen Betel, Gottesbehaufung.

Die Götter der einzelnen Lokalitäten und Fetische sind auf dieser Stuse noch nicht entschieden individualisiert, sie

führen auch oft den gleichen Namen, bei den Ffraeliten und Phöniziern hießen zum Beispiel viele Götter El (Plural Elohim), andere hießen bei den Phöniziern Baal, der Herr. "Ungeachtet der gleichlautenden Benennung galten alle diese Baale von Haus aus für lauter voneinander verschiedene Besen. Zur Unterscheidung wird häusig nichts weiter hinzugefügt als der Name des Ortes, an dem der betreffende Gott angebetet wurde."*

Eine schärfere Trennung der einzelnen Gottheiten voneinander im Volksbewußtsein wurde erst möglich, wenn die bildende Kunft hoch genug entwickelt war, menschliche Gestalten zu individualisieren und zu idealisieren, bestimmte Geftalten zu schaffen mit besonderer Eigenart, aber auch von einem Liebreiz, einer Hoheit ober einer Größe ober Furchtbarkeit, die fie über die Geftalt des gewöhnlichen Menschen erhob. Nun befam die Vielgötterei eine materielle Grundlage, nun wurden die Unsichtbaren sichtbar und da= mit für jeden in derfelben Beise vorstellbar; nun wurden die einzelnen Götter dauernd voneinander geschieden, wurde jede Berwechslung zwischen ihnen unmöglich. Bon da an vermochte man aus der Bahl unzähliger Geifterwefen, die in der Phantasie des Naturmenschen bunt durcheinander wirbelten, einzelne Figuren befonders herauszuheben und zu individualisieren.

In Agypten kann man es beutlich verfolgen, wie mit der Entwicklung der bilbenden Kunft auch die Zahl der besonderen Götter wächst. In Griechenland ist es ebenfalls sicher kein Zufall, daß dort die größte Höhe der Kunstindustrie und der Menschendarstellung in der bilbenden Kunst, zugleich aber auch die größte Mannigsaltigkeit und schärsste Individualisserung der Götterwelt miteinander zussammentressen.

Den Fortschritt der industriell und fünftlerisch entwickelten Bölker, die Berdrängung des Fetischs, des Wohnortes

^{*} Pietschmann, Geschichte ber Phonizier. S. 183, 184.

Frael 201

des Geistes oder Gottes, durch das Bild des Gottes, haben die Fraeliten infolge der Rückständigkeit ihrer Industrie und Kunst nicht vollzogen. Sie blieben auch in dieser Beziehung auf der Stufe der beduinischen Denkweise stehen. Ihre eigenen Götter in Bildern darzustellen, kam ihnen nicht in den Sinn. Was sie als Götterbilder kennen lernten, waren nur Bilder von Göttern der Fremden, der Feinde. Aus dem Ausland importierte oder dem Ausland nachgemachte. Und deshalb der Haß der Patrioten gegen diese Bilder.

Darin lag eine Kückftändigkeit, aber diese mußte den Fraeliten den Fortschritt über den Polytheismus hinaus erleichtern, sobald sie den philosophischen, ethischen Monotheismus kennen lernten, der auf der höchsten Stuse der Entwicklung der alten Welt in verschiedenen Großstädten erstand und auf dessen Ursachen wir schon hingewiesen haben. Wo das Götterbild im Bewußtsein des Volkes Wurzel gefaßt hatte, war damit auch für den Polytheismus eine seste Grundlage gewonnen, die sich nicht so leicht überwinden ließ. Dagegen bereitete die Unbestimmtheit des Gottesbildes sowie die Gleichheit der Namen der Gottheiten der verschiedenen Lokalitäten den Weg für die Popularisserung der Idee des einen Gottes, dem gegenüber alle anderen unssichtbaren Geister nur niedere Wesen sind.

Es ift jedenfalls kein Zufall, daß alle monotheistischen Bolksreligionen Nationen entstammen, die noch in der Denkmeise des Nomadentums befangen waren und keine hohe Industrie und Kunst entwickelt hatten: neben den Juden waren es die Perser und später die Araber des Islam, die den Monotheismus annahmen, sobald sie mit einer höheren, städtischen Kultur in Berührung kamen. Nicht bloß der Islam, sondern auch die Zendreligion ist zu den monotheissischen Religionen zu rechnen. Diese kennt ebenfalls nur einen Herrn und Schöpfer der Welt, Auramazda. Angromainju (Ahriman) ist ein untergeordneter Geist, wie der Satan.

Daß zurückgebliebene Formen einen Fortschritt leichter übernehmen und weiter entwickeln, als weiter fortgeschrittene, erscheint sonderbar, ist aber eine Tatsache, die schon in der Entwicklung der Organismen zutage tritt. Hochentwickelte Formen sind oft weniger anpassungsfähig und sterben leichter auß, indes niedere, die ihre Organe weniger spezialisiert haben, sie leichter neuen Bedingungen anpassen können, daher imstande sind, eher den Fortschritt weiter zu führen.

Beim Menschen entwickeln sich die Organe aber nicht blog unbewußt, sondern er bildet neben seinen förperlichen Organen mit Bewußtsein andere, fünstliche, deren Herstellung er von anderen Menschen erlernen kann. Soweit diese künstlichen Formen in Betracht kommen, können daher einzelne Personen oder Gruppen sogar ganze Stadien der Entwicklung überspringen, freilich nur dann, wenn das höhere Stadium vor ihnen bereits von anderen erreicht wurde, von denen sie es übernehmen. So ift es bekannt, daß in vielen Bauerndörfern die elektrische Beleuchtung leichter Eingang fand, als in den Großstädten, die bereits ein großes Kapital in der Gasbeleuchtung inveftiert hatten. Das Bauerndorf konnte den Sprung von der Öllampe zum elektrischen Licht über das Stadium des Leuchtaases hinweg machen; aber nur deshalb, weil in den Großstädten die technischen Kenntnisse bis zur Herstellung des elektrischen Lichtes gelangt waren. Das Bauerndorf hätte diese Kenntnisse nie aus sich selbst entwickeln können. So fand der Monotheismus bei der Volksmasse der Juden und Perfer leichter Eingang als bei der Maffe der Manpter. Babylonier und Hellenen, aber zuerft murde feine Idee von den Philosophen dieser hochentwickelten Kulturnationen entmickelt.

Indes in der Zeit, von der wir hier handeln, der voregislischen, halten wir noch nicht soweit. Da dominiert noch der primitive Götterkult.

Frael 203

d. Handel und Philosophie.

Andere Denkweisen wie Handwerk und Kunst entwickelt der Handel.

In seiner "Kritik ber politischen Okonomie" und dann später im "Kapital" weist Mary auf den Doppelcharakter der in den Waren dargestellten Arbeit hin. Jede Ware ist gleichzeitig Gebrauchswert und Tauschwert, so kommt auch die Arbeit, die in ihr steckt, gleichzeitig in Betracht als des sondere, bestimmte Art von Arbeit — etwa Weberarbeit oder Töpserarbeit oder Schmiedearbeit — und als abstrakte allaemein menschliche Arbeit.

Die bestimmte produktive Tätigkeit, die bestimmte Gebrauchswerte schafft, interessiert natürlich vor allem den Konsumenten, der nach bestimmten Gebrauchswerten verlangt. Wenn er Tuch braucht, interessiert ihn die Arbeit, die zur Herstellung des Tuches verwendet wird, weil sie eben diese besondere, Tuch produzierende Arbeit ist. Aber auch für den Erzeuger der Ware — und das sind auf der Stuse, auf der wir handeln, in der Regel noch nicht Lohnarbeiter, sondern selbständige Bauern, Handwerker, Künstler oder deren Sklaven — kommt die Arbeit in Betracht als die bestimmte Tätigkeit, die ihm ermöglicht, bestimmte Brodukte herzustellen.

Anders der Kaufmann. Seine Tätigkeit besteht darin, daß er billig kauft, um teuer zu verkausen. Welche besondere Ware er kauft oder verkauft, ist ihm im Grunde gleichgültig, wenn sie nur einen Käuser sindet. Ihn interessiert wohl die Menge Arbeit, die am Ankauße und Verkaußsort, sowie zu der Ankauße und Verkaußzeit gesellschaftlich notwendig ist zur Erzeugung jener Waren, mit denen er handelt, denn das wirkt bestimmend auf ihren Preis, aber diese Arbeit interessiert ihn nur als wertgebende, allgemein menschliche Arbeit, als abstrakte Arbeit, nicht als konkrete, bestimmte Gebrauchswerte produzierende Arbeit. Das kommt dem

Kaufmann freilich nicht in diefer Form zum Bewußtfein, benn es dauert lange, ehe die Menschen zur Aufdeckung der Bestimmung des Wertes durch die allgemein menschliche Arbeit gelangen. Erft dem Genie eines Karl Marr ift das bei hochentwickelter Warenproduktion vollständig gelungen. Aber viele Jahrtausende vorher findet schon die abstrakte, allgemein menschliche Arbeit im Gegenfak zu den konkreten Arbeits= arten ihren greifbaren Ausdruck, ber zu feinem Erfaffen nicht des geringsten Abstraktionsvermögens bedarf, im Geld.* Das Geld ift der Repräsentant der allgemein menschlichen Arbeit, die in jeder Ware steckt; es repräsentiert nicht eine besondere Art Arbeit, nicht etwa Weber- oder Töpfer- oder Schmiedearbeit, sondern jede Arbeit, alle Arbeit, heute diese, morgen jene Art Arbeit. Den Raufmann aber interefsiert die Ware nur als Repräsentant von Geld, ihn interessiert an ihr nicht ihre besondere Nützlichkeit, sondern ihr besonderer Preis.

Den Produzenten — Bauern, Handwerker, Künstler — interessiert die Besonderheit seiner Arbeit, die Besonderheit bes Stoffes, den er zu bearbeiten hat; und er wird die Produktivität seiner Arbeitskraft um so mehr skeigern, je mehr er seine Arbeit spezialisiert. Seine besondere Arbeit sesselt ihn aber auch an einen besonderen Ort, an seine

^{*} Früher, wie als Zirkulationsmittel, tritt das Geld als Wertmesser auf. Es wird als solcher benutt, während noch Tauschhandel herrscht: So heißt es von Agypten, es habe dort die Gewohnheit geherrscht, "Aupserdarren (Uten) im Gewicht von 91 Gramm zu verwerten, zwar noch nicht als wirkliches Geld, gegen das man alle anderen Waren eintauschen kann, aber doch als Wertmesser beim Warenaustausch, mittels dessen man die gegeneinander verhandelten Waren abschätzt. So wird einmal im Neuen Neich ein Ochse, dessen Wert auf 119 Uten Kupfer bestimmt ist, bezahlt mit einem Stock mit eingelegter Arbeit zu 25 Uten, einem anderen zu 12 Uten, 11 Krügen Honig zu 11 Uten usw. Daraus ist später die ptolemäische Kupferwährung hervorgegangen." (Ed. Meyer, die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums. 1895. S. 11.)

Sfrael 205

Scholle oder Werkstätte. So erzeugt die Bestimmtheit der Arbeit, die ihn beschäftigt, eine gewisse Beschränktheit der Denkweise in ihm, die die Griechen als Banausentum (von Banausos — der Handwerker), kennzeichneten. "Mögen die Schmiede, Zimmerleute und Schuster in ihrem Fache geschickt sein", meinte Sokrates im fünsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, "die meisten sind Sklavenseelen, sie wissen nicht, was schön, gut und gerecht ist." Dieselbe Ansicht sprach der Jude Jesus Sirach um das Jahr 200 v. Chr. aus. So nützlich das Handwerk ist, meint er, so wenig taugt der Handwerker zur Politik, zur Rechtspslege, zur Bersbreitung sittlicher Bildung.

Erst die Maschine bringt die Möglichkeit mit sich, diese Beschränktheit für die Masse der arbeitenden Klassen aufsuheben, aber erst die Aushebung der kapitalistischen Warensproduktion wird die Bedingungen schaffen, unter denen die Maschine ihre herrliche Ausgabe der Besreiung der arbeitenden

Masse in vollstem Maße erfüllen kann.

Ganz anders als auf den Handwerker wirkt auf den Raufmann seine Tätigkeit. Er darf fich nicht auf die Kenntnis eines besonderen Produktionszweiges einer besonderen Gegend beschränken; je weiter fein Blick, je mehr Broduftionszweige er umfaßt, je mehr Gegenden mit ihren befonderen Broduftionsbedingungen und Bedürfniffen, befto eher wird er die Waren herausfinden, deren Bertrieb jeweilig am profitabelften ift; besto eher jene Märtte, wo er am profitabelsten kaufen, und jene, wo er am profittabelften verkaufen fann. Bei aller Mannigfaltigkeit ber Produtte und Märkte, mit denen er handelt, intereffieren ihn aber in letter Linie immer nur die Berhaltniffe ber Preise, das heißt die Verhältniffe verschiedener Mengen abstraft menschlicher Arbeit, also abstrafte Zahlenverhältniffe. Je mehr ber Handel sich entwickelt, je mehr räumlich und zeitlich Rauf und Verkauf auseinanderliegen, je verschiedener die Münzverhältniffe, mit benen der Raufmann

zu tun hat, je mehr die Afte des Kaufs und der Zahlung auseinanderfallen, Kreditsustem und Zinszahlung sich entwickeln, defto verwickelter und mannigfaltiger geftalten sich diese Zahlenverhältniffe. So muß der Handel das mathe= matische Denken, damit aber auch das abstrakte Denken entwickeln. Indem er gleichzeitig den Horizont über die lokale und professionelle Beschränktheit hinaus erweitert, dem Kaufmann die Kenntnis der verschiedensten Klimate und Bodengeftaltungen, der verschiedenften Rulturftufen und Produktionsweisen vermittelt, regt er ihn ju Vergleichen an, ermöglicht er es ihm, aus der Fülle des Besonderen das Allgemeine, aus der Fülle des Zufälligen das Gesetzmäßige, das sich unter bestimmten Verhältnissen immer von neuem Wiederholende herauszufinden. Dadurch wird ebenso wie durch das mathematische Denken die Abstraktionskraft ungemein gefördert, während Handwerk und Runft mehr den Sinn für das Konkrete, aber auch den für die Oberfläche, nicht für das Wesen der Dinge entwickeln. Es find nicht die "produktiven" Tätigkeiten, Ackerban und Handwerk, sondern es ift der "unproduktive" Handel, der jene geistigen Fähigkeiten bildet, welche die Grundlagen des wissenschaftlichen Forschens ausmachen.

Aber damit ist nicht gesagt, daß der Handel schon dies Forschen selbst erzeugt. Uninteressiertes Denken, das Suchen nach Wahrheit, nicht nach persönlichem Borteil, ist gerade dem Kausmann am wenigsten eigen. Der Bauer wie der Handenster leben nur von ihrer Hände Arbeit. Der Wohlstand, den sie erringen können, ist in bestimmte Grenzen gebannt; aber innerhalb dieser Grenzen ist er bei primitiven Zuständen einem jeden gesunden Durchschnittsindividuum sicher, wenn nicht Krieg oder übermächtige Naturgewalten das ganze Gemeinwesen zerrütten und ins Elendstürzen. Ein Streben über das Durchschnittsmaß hinaus ist da weder notwendig, noch aussichtsvoll. Heitere Zustriedenheit mit dem ererbten Lose fennzeichnet diese Beruse,

Ifrael 207

solange nicht das Kapital, zunächst in der Form des Wucherkapitals, sie oder ihre Herren sich unterwirft und

bedrängt.

Ganz anders als das Verrichten konkreter, nütlicher Arbeit wirft aber das Handeln mit allgemein menschlicher Arbeit. So fehr ber Erfolg der ersteren Arbeit durch die Kräfte des Individuums beschränkt ift, so unbeschränkt der Erfolg des Handels. Der Handelsprofit findet bestimmte Grenzen nur in ber Menge von Geld, von Kapital, das der Händler besitt, und diese Menge läßt sich unbeschränkt ausdehnen. Andererseits ift aber dieser Handel auch weit größeren Bechselfällen und Gefahren ausgeseht, als das ewige Einerlei ber bäuerlichen und handwerksmäßigen Arbeit in der einfachen Warenproduktion. Der Kaufmann schwebt stets zwischen den Extremen des üppigften Reichtums und volligen Ruins. Da werden die Leidenschaften des Erwerbes ganz anders aufgeveitscht, als bei den produktiven Klaffen. Unerfättliche Habgier, aber auch rücksichtsloseste Graufamfeit sowohl gegen Konkurrenten wie gegen Ausbeutungs= objette kennzeichnen den Kaufmann. Heute noch macht fich dies in einer für Leute, die von ihrer eigenen Arbeit leben, abstoßendsten Beise überall dort geltend, wo der Ausbeutungsbrang bes Kapitals nicht auf fräftigen Widerstand ftößt, also namentlich in den Kolonien.

Das ist keine Denkweise, die persönlich uninteressiertes wissenschaftliches Denken ermöglicht. Der Handel entwickelt die dazu erforderliche geistige Begabung, nicht aber deren wissenschaftliche Anwendung. Im Gegenteil, wo er auf die Wissenschaft Einfluß gewinnt, wirkt er nur dahin, ihre Ergebnisse für seine Interessen zurechtzufälschen, wofür ebenfalls dis heute die dürgerliche Wissenschaft zahllose Be-

lege liefert.

Das wiffenschaftliche Denken konnte sich nur bei einer Klasse entwickeln, die unter dem Einfluß aller der Begabungen, Erfahrungen und Kenntnisse stand, die der Handel mit sich

brachte, die zugleich aber von der Erwerbsarbeit befreit war und so Muße, Gelegenheit und Freude zu unbefangenem Forschen, zum Lösen von Problemen ohne Rücksicht auf deren nächsten, praktischen und persönlichen Ergebnisse ershielt. Nur in großen Handelszentren entwickelte sich die Philosophie, aber auch nur in solchen, in denen sich außershalb des Handels Elemente fanden, denen ihr Besit oder ihre gesellschaftliche Stellung Muße und Freiheit verlieh. Das waren in einer Reihe griechischer Handelsstädte große Grundbesitzer, die durch ihre Stlaven der Arbeit enthoben wurden und die nicht auf dem Lande, sondern in der Stadt lebten, nicht in der rohen Krastmeierei des auf dem Lande lebenden Krautjunkers aufgingen, sondern die Ginstüssen.

Eine solche Klasse in der Stadt lebender und philossophierender Großgrundbesitzer scheint aber nur in Seestädten aufgetreten zu sein, deren Landgebiet gerade groß genug war, um einen solchen Landadel zu produzieren, aber nicht groß genug, um ihn von der Stadt sernzuhalten und sein Interesse auf die Ausdehnung seines Grundbesitzes zu lenken. Derartige Verhältnisse sinden wir vor allem in griechischen Seestädten. Das Landgebiet der phönizischen Seestädte war dagegen zu gering, einen solchen Grundbesitz zu produzieren. Da lebte alles vom Handel.

In Städten wiederum, die von einem großen Landgebiet umgeben waren, scheint der große Grundbesitz mehr unter den Einflüssen des Landlebens geblieden, mehr die Denkweisen des Krautjunkertums entwickelt zu haben. In den großen Handelszentren des afiatischen Binnenlandes waren am meisten von der Erwerdsarbeit besreit und am wenigsten von praktischen Geschäften in Anspruch genommen die Priester einzelner Kultstätten. Nicht wenige unter diesen Stätten gewannen Bedeutung und Reichtum genug, um besondere Priester ständig erhalten zu können, deren Arbeit eine recht geringe war. Dieselbe gesellschaftliche Ausgabe,

Frael 209

die in den griechischen Seeftädten der Aristokratie zufiel, wurde in den großen Handelszentren des orientalischen Festlandes, namentlich Agyptens und Babyloniens, ben Brieftern der Kultftätten zuteil: Die Entwicklung des wiffenschaftlichen Denkens, der Philosophie. Damit erhielt aber das orientalische Denken eine Schranke, von der das griechische frei blieb: die stete Beziehung und Rücksicht auf den relis giösen Kultus. Bas die Philosophie dadurch verlor, gewann dieser und mit ihm gewannen es die Priester. Blieben diese in Griechenland einfache Kultusbeamte, Hüter der Rultusftätten und Bollzieher der religiösen Sandlungen bei ihnen, fo wurden fie in den großen Handelszentren des Drients zu den Bewahrern und Verwaltern des gesamten Wiffens, des naturwissenschaftlichen wie des sozialen, der Mathematik. der Aftronomie, der Medizin, wie der Geschichtschreibung und des Rechtes. Ihr Ginfluß in Staat und Gesellschaft wurde badurch enorm gesteigert. Die Religion selbst konnte aber dort eine geiftige Bertiefung erlangen, deren die griechische Mythologie nicht fähig war, da die hellenische Philofophie diese bald beiseite liegen ließ, ohne zu versuchen. ihre naiven Anschauungen mit tieferer Erfenntnis zu erfüllen und zu versöhnen.

Neben der Höhe der bildenden Kunst ist es wohl das Fernbleiben der Philosophie vom Priestertum, was der Religion des Griechentums ihren sinnlichen, lebensvollen und genußfreudigen, fünstlerischen Charafter gibt. Dagegen mußte in einer Gegend mit starkem, internationalem Handel, aber ohne entwickelte bildende Kunst, ohne eine prosane Aristofratie mit intellektuellen Neigungen und Bedürsnissen, aber mit starkem Priestertum, eine Religion, die von vornherein seinen Polytheismus mit scharf außgeprägten Götterindividualitäten entwickelt hatte, leichter einen abstrakten, vergeistigten Charafter annehmen, die Gottheit leichter auß einer Persönlichseit zu einer Idee oder einem Begriff werden können.

e. Handel und Nationalität.

Der Handel beeinflufit das menschliche Denken noch in anderer Beise, als der eben auseinandergesetten. Er fördert ungemein das nationale Empfinden. Wir haben schon die Beschränktheit des bäuerlichen und kleinbürgerlichen Horizonts erwähnt im Gegensatz zu dem weiten Blick des Raufmanns. Den erlangt biefer dadurch, daß er immer weiter fortstrebt, weg von dem Orte, in den ihn der Rufall der Geburt versetzte. Um auffallendsten tritt das zutage bei den Völkern des Seehandels, so im Altertum bei den Phoniziern und Griechen, von denen über das Mittelmeer hinaus jene sich weit in den Atlantischen Ozean hinauswagten, diese das Schwarze Meer aufschloffen. Der Landhandel erlaubte nicht so weitreichende Züge. Und der Seehandel setzte eine hohe Technik, vor allem des Schiffbaues voraus, es war ein Handel von hochstehenden zu tiefer stehenden Völkern, die leicht unterjocht wurden, was zu Gründungen von Kolonien durch das Handelsvolk führte. Der Landhandel wurde am eheften und leichtesten betrieben von Romaden, die zu höherentwickelten Bölkerschaften kamen, bei benen sie bereits Aberschüffe von Produkten des Ackerbaues und der Industrie vorsanden. Von einer Rolonialgründung durch einzelne Expeditionen konnte da keine Rede sein. Mitunter mochte eine ganze Anzahl von Romaden= stämmen sich vereinigen, um das reichere, höher stehende Land zu plündern oder zu erobern, aber auch dann kamen fie nicht als Rolonisten, als Träger einer höheren Kultur. Solche Bereinigungen von Nomadenstämmen fanden aber nur felten unter außergewöhnlichen Umftänden statt, da die ganze Natur der nomadischen Biehzucht die einzelnen Stämme und Gentes, felbst Familien voneinander isoliert und über einen weiten Raum zerftreut. Die Bandler aus biefen Stämmen konnten in der Regel in das reiche und mächtige Staatswesen, mit dem sie handelten, nur gelangen als geduldete Schukflehende.

Frael 211

Das gilt auch von den Händlern der fleinen Bölferschaften, die sich an der Bölkerstraße von Agypten nach Sprien feghaft gemacht hatten. Wie die Phonizier und Griechen gründeten auch diese Niederlassungen in den Ländern, nach denen sie handelten, von Babylonien bis Agnoten, aber es waren feine Rolonien im ftrengen Sinne des Wortes: Nicht fraftvolle Städte, nicht Mittel der Beherrschung und Ausbeutung von Barbaren durch ein Kulturvolf, sondern schwache Gemeinden von Schukflebenden innerhalb mäch= tiger und hochfultivierter Städte. Um so notwendiger war es, daß die Mitglieder dieser Gemeinden aufs inniafte que sammenhielten gegenüber den Fremdlingen, in beren Mitte fie wohnten, um fo bringender aber auch ihr Bedürfnis nach Macht und Ansehen ihrer Nation, da davon ihre eigene Sicherheit und ihr Ansehen in der Fremde und damit auch die Bedingungen ihres Handelsverkehrs abhingen.

Überall ist, wie ich schon in meinem Buche über Thomas More bemerkte, der Kaufmann dis ins neunzehnte Jahr-hundert gleichzeitig der internationalste wie der nationalste Teil der Gesellschaft. Bei Kaufleuten kleiner Völker, die wehr-los zahlreichen Mißhandlungen in der Fremde ausgesetzt waren, mußte aber dieses nationale Empfinden, mußte das Bedürfnis nach nationalem Zusammenschluß und nationaler Größe ebenso wie der Haß gegen die Fremden besonders stark anwachsen.

In dieser Situation waren auch die israelitischen Händler. Frühzeitig dürften die Israeliten nach Agypten gezogen sein, schon als wandernde Viehzüchter, lange ehe sie seßhafte Bewohner Kanaans wurden. Bon kanaanitischen Einwanderen in Agypten berichten bereits Zeugnisse, die vielleicht bis in das dritte Jahrtausend hinausreichen. Ed. Meyer schreibt

darüber:

"Eine berühmte Darstellung im Grabe des Chnemhotep in Benihassan zeigt uns, wie eine Beduinensamilie von 37 Mann unter Führung ihres Häuptlings Abscha im

sechsten Jahre Usertesens III.* nach Agypten kam. Sie werden als Amu, das ist Kanaanäer bezeichnet und find durch ihre Gesichtszüge deutlich als Semiten charafterisiert. Sie tragen die bunten Gewänder, welche in Ufien feit alter Reit beliebt waren, sind mit Bogen und Lanze bewaffnet und führen Esel und Ziegen mit sich; einer von ihnen verfteht auch die Leier zu fpielen. Alls kostbare Sabe führen sie die Augenschminke Meszemut mit sich. Jest begehren fie Einlaß und wenden sich daher an den Grafen von Menatchufu, Chnemhotep, dem die öftlichen Gebirgslande unterstellt sind. Gin foniglicher Schreiber Neferhotep führt fie demfelben por zu weiterer Verfügung und Berichterftattung an den König. Ahnliche Szenen wie die hier verewigten mögen fich oft abgespielt haben, und zweifellos haben fich baneben kananäische Händler und Gewerbetreibende in großer Bahl in den öftlichen Städten des Delta niedergelaffen, wo wir ihnen später noch begegnen werden. Umgekehrt find ägnptische Händler gewiß vielfach in sprische Städte gekommen. Wenn auch durch viele Zwischenglieder vermittelt, wird sich der ägyptische Handel in dieser Zeit doch jedenfalls schon bis nach Babylon hin ausgedehnt haben."

Einige Jahrhunderte nach dieser Zeit, etwa um das Jahr 1800, in einer Zeit des Niedergangs der ägyptischen Gesellschaft, wurde Nordägypten durch die Hyssos erobert, zweisellos kananäische Wanderstämme, denen die Ohnmacht der ägyptischen Regierung die Verlockung und Möglichkeit bot, in das reiche Nilland einzufallen, wo sie sich über zwei Jahrhunderte lang behaupteten. "Die weltzeschichtliche Bedeutung der Hyssosherrschaft besteht vor allem darin, daß durch sie eine rege, seitdem nicht wieder unterbrochene Verbindung Agyptens mit den sprischen Landschaften hergestellt worden ist. Kananäische Kausseute und

^{*} Eines Herschers der zwölften Dynastie, die ungefähr von 2100 bis 1900 v. Chr., vielleicht noch ein paar Jahrhunderte früher, regierte.

Firael 213

Gewerbetreibende kamen in Menge nach Agypten, kananäischen Personennamen und Kulten begegnen wir daher im neuen Reich auf Schritt und Tritt, kananäische Worte beginnen ins Agyptische einzudringen. Wie rege der Verkehr war, zeigt der Umstand, daß ein ums Jahr 1550 v. Chr. geschriebenes medizinisches Werk ein Augenrezept enthält, das von einem Amu aus Kepni, das ist höchstwahrscheinlich aus der phönizischen Stadt Byblos, versertigt war. "*

Wir haben feinen Grund, anzunehmen, daß unter ben "Umu", ben semitischen Beduinen und Städtern öftlich und nordöftlich von Agnpten, die dahin zogen, nicht auch Sebräer gewesen seien, wenn diese auch nicht ausbrücklich genannt werden. Andererseits ist es heute schwer, herauszufinden, mas wir als den hiftorischen Kern in den Sagen von Joseph, dem Aufenthalt der Bebraer in Agypten und ihrem Auszug unter Moses zu betrachten haben. Ihre Gleichfetzung mit den Huffos, mit der Josephus operiert, ift unhaltbar. So viel scheint aber doch daraus hervorzugehen daß — nicht ganz Frael, sondern einzelne Familien und Karawanen der Hebräer früh nach Agypten zogen, wo fie je nach ben wechselnden Situationen im Lande mehr ober weniger gut behandelt, einmal freudig aufgenommen, bann wieder gequält und als "läftige" Ausländer verjagt wurden. Das ift bas typische Schickfal folder Niederlaffungen fremder Händler aus schwachen Bölfern, die fich in ftarten Reichen niederlaffen.

Die "Diaspora", die Zerstreuung der Juden in der Welt, beginnt auf keinen Fall erst mit der Zerstörung Jerusalems durch die Römer, auch nicht mit dem babylonischen Exil, sondern viel früher; sie ist eine natürliche Folge des Handels, eine Erscheinung, die die Juden mit den meisten Handelsvölkern teilen. Aber freilich, die Landwirtschaft blieb, wie bei den meisten dieser Bölker, so auch bei den

^{*} Gb. Meyer, Geschichte bes alten Agyptens, 1887, S. 182, 210.

Ifraeliten, der Hauptnahrungszweig bis zur Zeit des Exils. Der Handel bildete ehedem für die nomadischen Biehzüchter nur eine Nebenbeschäftigung. Als sie seßhast geworden waren und eine Arbeitsteilung eintrat, der herumziehende Kaufmann und der an der Scholle klebende Landmann zwei verschiedene Personen wurden, blieb die Zahl der Kaussleute relativ gering, der Bauer bestimmte den Charakter des Bolskes. Und die Zahl der im Ausland lebenden Ifraeliten war auf jeden Fall klein, verglichen mit den im Lande versbleibenden. Die Hebräer unterschieden sich dadurch in nichts von den übrigen Bölkern.

Aber sie lebten in Verhältnissen, die den Fremdenhaß und die starke nationale Empfindung, ja Empfindlichkeit, die im Kaufmann erwuchsen, auch der Masse des Volkes mehr mitzteilten, als das in der Regel bei Bauernvölkern der Fall war.

f. Die Bölferstraße Ranaan.

Wir haben gesehen, welche Wichtigkeit Palästina für den Handel von Agypten, Babylonien, Syrien besaß. Seit jeher hatten denn auch diese Staaten sich bestrebt, das Land in ihre Hände zu bekommen.

Im Kampfe gegen die schon erwähnten Hyssos (etwa 1800 bis 1530) war ein kriegerischer Geist in Agypten erwachsen, gleichzeitig aber hatten die Hyssos den Verkehrzwischen Agypten und Syrien sehr gefördert. So erstand nach der Vertreibung der Hyssos in den Agyptern das Streben nach friegerischer Cypansion, vor allem danach, den Handelsweg nach Babylonien zu beherrschen. Sie drangen dis an den Cuphrat vor, besetzen Palästina und Syrien. Aus letzerem Lande wurden sie bald wieder durch die Cheta zurückgedrängt, in Palästina behaupteten sie sich länger, vom fünfzehnten die ins zwölfte Jahrhundert. Dort hielten sie auch eine Reihe von Zwingdurgen besetzt, darunter Jerussalem.

Strael 215

Aber schließlich erlahmte die kriegerische Kraft Agyptens, und vom zwölften Jahrhundert an konnte es Palästina nicht mehr halten, indes gleichzeitig die syrischen Chetiter durch die beginnende Ausbreitung der Assprier geschwächt und an weiterem Bordringen nach dem Süden aufgehalten wurden.

So entstand eine Unterbrechung der Fremdherrschaft in Balaftina. Diese benutte eine unter bem Namen ber Ifraeliten zusammengefaßte Gruppe von Beduinenftammen, um in das Land erobernd einzudringen und es nach und nach ju besetzen. Noch waren sie bamit nicht zu Ende gekommen, noch ftanden fie mit den früheren Einwohnern bes Landes in lebhaftem Rampfe, da erftanden ihnen neue Feinde in anderen Beduinenstämmen, die ihnen in das "gelobte Land" nachbrängten. Gleichzeitig aber ftießen sie in der Front auf einen Gegner, die Bewohner ber Ebene, die bas von ben Fraeliten besetzte Böhenland vom Meere trennte. Das waren die Philister. Diese mußten sich durch das Bordringen eines so streitbaren Bolkes wie die Ifraeliten aufs lebhafteste bedroht fühlen. Andererseits wird die Küftenebene besondere Verlockungen auf die Fraeliten ausgeübt haben. Ging doch durch diefe der Hauptweg, der Agypten mit dem Norden verband. Wer ihn beherrschte, beherrschte damit auch fast ben ganzen Außenhandel Agyptens nach bem Norden und Often. Der Seehandel Agyptens auf dem Mittelmeer war damals noch fehr gering. Erwiesen sich aber bie Bewohner der Böhenzüge, die die Ebene begleiteten, als ein fampffähiges und raubluftiges Geschlecht, bann mußten fie eine ftete Bedrohung des Handels nach und von Agypten und der Reichtümer, die er abwarf, bilden. Und fie waren kampffähig und raubluftig. Bon der Bildung von Räuberbanden in Frael wird uns öfter berichtet, fo zum Beispiel von Sephtha, ber "lose Leute um sich sammelte, die auszogen mit ihm" (Richter 11, 3). Auch von räuberischen Ginfällen ing Land ber Philister ift öfter die Rede. Go fam über

Simson "der Geift Jahres, daß er hinabging gegen Askalon und dreißig Mann von ihnen erschlug. Denen nahm er ab, was sie an sich hatten," um damit eine verlorene Bette zu bezahlen (Richter 14, 19). David wird in seinen Anfängen ebenfalls als der Führer einer Räuberbande geschildert, "und es scharten sich um ihn allerlei Bedrängte und alle, die Schulden hatten, und alle Mißvergnügten, und er wurde ihr Hauptmann. Bei vierhundert Mann schlossen sich ihm an." (1. Sam. 22, 2.)

Kein Wunder, daß zwischen den Philistern und den Jeasliten fast ständige Fehde herrschte, und daß jene alles aufboten, die unbequemen Nachbarn zu bändigen. Auf der einen Seite von den Beduinen, auf der anderen von den Philistern bedrängt, versank Jeasel in Abhängigkeit und Not. Es erlag den Philistern um so mehr, als das Gebirgsland, das es bewohnte, den Kantönligeist, die Stammeszersplitterung begünstigte, indes die Ebene die Zusammenfassung der verschiedenen Stämme und Gemeinden der Philister zu einem einheitlichen Vorgehen förderte. Erst als es dem starken Heerkönigtum Davids gelang, die verschiebenen Stämme Israels zu einer sesten Einheit zusammenzuschweißen, nahm dessen Bedrängnis ein Ende.

Nun wurden die Philister niedergeworsen und auch die letzten sesten Städte im Höhenlande Kanaans, die den Jfrasliten noch Widerstand geleistet hatten, erobert, darunter Jerusalem, ein ungemein sester, schwer einnehmbarer Platz, der den Jfrasliten am längsten Widerstand geleistet hatte und der die Zugänge vom Süden nach Palästina beherrschte. Es wurde die Hauptstadt des Reiches und der Sitz des Bundesseisches, der Bundeslade, in der der Kriegsgott Jahre hauste.

David gewann nun die Herrschaft über den ganzen Hanbel zwischen Agypten und dem Norden, und reicher Gewinn floß ihm daraus zu, was ihn wieder instand setze, seine Kriegsmacht zu vergrößern und das Gebiet seines Staates Strael 217

nach dem Norden und Süden hin zu erweitern. Er unterwarf die räuberischen Beduinenstämme bis an das Rote Meer, sicherte die Handelsstraßen dahin und begann mit Hilfe der Phönizier, denn die Fraeliten verstanden von Schiffahrt nichts, auf dem Roten Meere den Handel zu betreiben, der bis dahin zu Lande von Südarabien (Saba) nach dem Norden gegangen war. Es war das goldene Zeitalter Fraels, dem aus seiner die wichtigsten Handelsstraßen jener Zeit beherrschenden Position eine es berauschende Fülle von Macht

und Reichtum zuströmte.

Und doch follte gerade diese Position sein Verderben wer= Blieb ja deren wirtschaftliche Bedeutung den großen Nachbarstaaten nicht verborgen. Je mehr das Land unter David und Salomo aufblühte, um fo mehr mußte es bie Gier der großen Nachbarn reizen, deren friegerische Kraft gerade um biefe Zeit wieder erftartte; in Nanpten namentlich dadurch, daß die bäuerlichen Milizen durch Söldner ersetzt wurden, die zu Angriffstriegen leichter bereit waren. Freilich, Paläftina dauernd zu erobern, dazu reichte Agyptens Kraft nicht mehr hin. Aber um fo schlimmer für Is rael. Statt in dauernde Abhängigkeit von einem Großstaat zu geraten, beffen Macht ihm wenigstens Frieden und Schuk por äußeren Reinden gebracht hätte, murde es ber Spielball ber fich bekampfenden Agypter und Syrier, fpater auch Uffprier, und bildete Baläftina ben Kriegsschauplak, auf bem diefe Mächte feindlich zusammentrafen. Bu den Berheerungen der Kriege, die es felbst für feine eigenen Intereffen zu führen hatte, gesellten sich nun die Berheerungen der großen Ars meen, die bort für Intereffen fampften, benen die Bewohner des Landes völlig fremd gegenüberstanden. Und die Lasten der Tributpflichtigfeit und Abhängigfeit, die jest zeitweise den Fraeliten auferlegt wurden, wurden nicht gemilbert badurch, daß es nicht immer der gleiche Berr war, ber fie ihnen auferlegte, daß je nach den Launen des Kriegsglücks ihre Berren beständig wechselten, jeder feinen Befit für einen

prefären hielt, aus dem er rasch möglichst viel herauszuholen suchte.

Palästina war damals in einer Situation ähnlich der, in welcher sich zum Beispiel Polen im achtzehnten Sahr= hundert oder Italien, namentlich Norditalien, vom Mittelalter an bis ins vorige Jahrhundert hinein befand. Wie ehedem Baläftina, sahen fich später Stalien und Polen außerftande, eine eigene Politif zu machen, und bildeten den Kriegs= schauplat und das Ausbeutungsobjekt fremder Großmächte; Polen Rußlands, Preußens, Ofterreichs: Italien Spaniens und Frankreichs, sowie der Herren des Deutschen Reiches, später Ofterreichs. Und wie in Italien und Polen trat auch in Paläftina eine nationale Zersplitterung ein, die wohl der gleichen Urfache entsprang: In Baläftina wie in Italien wurden die verschiedenen Landesteile durch die Nachbarn in verschiedener Weise beeinflußt. Der Norden des von den Ifraeliten besetzen Gebiets ward am meiften von den Syriern und dann den Affgriern bedroht, aber auch beherrscht. Der Guben, Jerufalem mit feinem Landfreis, im mefent= lichen das Gebiet bes Stammes Juda, war mehr von Agyp= ten je nachdem entweder bedroht oder abhängig. Für das eigentliche Ifrael erschien daher oft eine andere äußere Bolitif angemeffen als für Juda. Diefe Differenz in ber äußeren Politif murbe mohl die Haupturfache, daß fich 35= rael in zwei Reiche spaltete im Gegenfat zu früher, wo bie äußere Politif die Ursache gebildet hatte, die die zwölf Stämme gegen ben einen gemeinfamen Feind vereinigte, ber fie alle in gleicher Beise bedrängte, die Philister.

Aber noch in anderer Weise mußte die ähnliche Situation die gleiche Wirkung in Palästina wie in Italien und Polen hervorrusen: hier wie dort sinden wir den gleichen nationalen Chauvinismus, die gleiche nationale Empfindlichkeit, den gleichen Haß gegen die Fremden, der das Maß dessen überschreitet, was die nationalen Gegensäte dei anderen Bölkern der gleichen Zeit erzeugen. Und dieser Chauvinis

Frael 219

mus muß wachsen, je länger diese unerträgliche Situation für das Land dauert, die es ununterbrochen zum Spielball der Launen und zum Kriegsschauplatz der Raubzüge der großen Nachbarn macht.

Bei der Bebeutung, welche im Orient aus den schon erswähnten Gründen die Religion gewann, mußte der Chausvinismus auch in ihr zutage treten. Der starke Handelsversfehr mit den Nachbarn brachte auch deren religiöse Ansschauungen, Kulte und Götterbilder ins Land. Der Haßgegen die Fremden mußte aber andererseits immer wieder zu einem Haß gegen ihre Götter werden, nicht weil man an deren Existenz zweiselte, sondern gerade, weil man in ihnen die wirksamsten Belser des Feindes erblickte.

Das ist nichts, was die Hebräer von anderen Bölfern des Orients unterscheidet. Der Stammgott der Hyfsos in Agypten war Sutech. Als es gelang, jene zu vertreiben, da mußte auch ihr Stammgott weichen, er wurde identissziert mit dem Gott der Finsternis, Seth oder Sutech, von dem sich die Agypter mit Abscheu abwandten.

Die Patrioten Fraels und ihre Führer, die Propheten, mußten sich mit gleicher But gegen die fremden Götter wenden, wie etwa die deutschen Patrioten unter Napoleon sich über französische Moden und französische Borte in der deutschen Sprache entrüfteten.

g. Rlaffentampfe in Ifrael.

Bei dem Fremdenhaß blieben aber die Patrioten nicht ftehen. Sie mußten auch trachten, den Staat zu regenerieren, ihm höhere Kraft zu verleihen.

In demselben Maße, wie die Bedrängnis von außen, ftieg in dem ifraelitischen Gemeinwesen die soziale Zerssetzung. Der Aufschwung des Handels seit David brachte große Reichtümer ins Land. Aber wie überall im Altertum so blieb auch in Palästina die Landwirtschaft die Grundslage der Gesellschaft und der Grundbesitz der sicherste und

ehrenvollste Besitz. Wie anderswo suchten auch in Paläftina die reichgewordenen Elemente Grundbesit zu erwerben oder, wenn sie schon welchen hatten, ihn zu vergrößern. hier begann nun das Streben nach Latifundienbildung. Dieses wurde erleichtert dadurch, daß in Palästina wie anderswo der Bauer unter den neuen Verhältnissen vertam. Waren früher die Rämpfe der Ifraeliten meift nur fleine, lokale Fehden gewesen, die den bäuerlichen Milizfoldaten nicht lange und nicht weit von feiner Scholle entfernten, so änderte sich das, seitdem Arael ein größerer Staat und in die Rämpfe der Großstaaten verwickelt murde. Der Kriegsdienst ruiniert jest den Bauern und macht ihn abhängig vom geldbesitenden größeren Nachbarn, der ihm nun als Wucherer entgegentritt, in beffen Belieben es fteht, ihn von seinem Gütchen zu vertreiben oder dort zu belaffen, aber als Schuldsflaven, der feine Schuld abarbeiten muß. Der lettere Modus wird oft vorgezogen worden fein, benn von ftammfremden Kauffklaven hören wir in Paläftina nur wenig. Soll die Kauffklaverei mehr als ein kostspieliger Luxus für den Haushalt, foll sie eine profitable Geldanlage in der Produktion werden, dann fest sie stete, glückliche Kriege voraus, die zahlreiches und billiges Sklavenmaterial liefern. Davon war bei ben Ifraeliten feine Rebe. Gie gahlten meift zu jenen unglücklichen Bölfern, die Sklaven lieferten, nicht die Sklaven machten. Um fo mehr mußten die Latifundienbesitzer, die billiger und abhängiger Arbeitsfräfte bedurften, die Schuldsflaverei der eigenen Volksgenoffen bevorzugen, ein Suftem, bas auch anderswo, zum Beispiel seit Aufhebung der Leibeigenschaft bis in unsere Tage in Rugland, vom Großgrundbesik gern angewandt wird, wenn ihm Stlaven oder Leibeigene fehlen.

Je mehr diese Entwicklung voranging, besto mehr mußte mit den freien Bauern die kriegerische Kraft Jsraels abnehmen und seine Widerstandsfähigkeit gegenüber den Ifrael 221

äußeren Feinden sinken. So vereinigten sich die Patrioten mit den Sozialreformern und Bolksfreunden, um diese verderbliche Entwicklung aufzuhalten. Sie riesen das Bolk und Königtum auf, ebenso zum Kampf gegen die fremden Götter wie gegen die Bauernseinde im eigenen Lande. Sie verkündeten den Untergang des Staates, wenn es nicht gelänge, der Unterdrückung und Verelendung der Bauernsschaft ein Ende zu machen.

"Wehe euch!" rief Jesaja, "die ihr Haus an Haus reiht und Feld an Feld, bis kein Raum mehr da ist und ihr allein das Land besitzet! Es schwor vor meinem Ohre der Herr der Heerscharen: Fürwahr, viele Häuser sollen verwüstet werden, große und schöne menschenleer." (5, 8 und 9.)

Und der Prophet Amos verkündete:

"Höret dies Wort, ihr fetten Kühe auf dem Berge Samarias, die die Armen unterdrücken, die Dürftigen niederstreten, die zu ihrem Herrn sprechen: Schaff uns zu trinken! Der Herr Jahve schwört bei seiner Heiligkeit: Fürwahr, sehet, es werden Tage über euch kommen, da wird man euch an Angeln dis auf die letzten an Fischhaken empors

ziehen!" (4, 1 und 2.)

"Höret dieses, die ihr die Armen verschlingt und die Dürftigen des Landes verderbet, indem ihr denkt: Wäre doch nur schon der Neumond vorüber, daß wir das Getreide verkausen, und der Sabbat, daß wir das Metreide verkausen, und der Sabbat, daß wir das Maß klein, den Kauspreis aber groß machen und falsches Gewicht anwenden, daß wir die Armen um Geld uns kausen und die Dürftigen um ein Paar Schuhe, und die Spreu für Korn verkausen! Jahre hat bei dem, der der Ruhm Jakobs ist, geschworen: Nimmer werde ich diese ihre Handlungen vergessen! Sollte nicht um solcher willen die Erde erbeben müssen und alle Einwohner trauern?" (Amos 8, 4 bis 8.)

"Daß die Besitzenden und Herrschenden den Regierungssapparat dazu benutzten, die neue Ordnung durch eine

Gesetzebung zu sanktionieren, geht aus den unaushörlichen Klagen der Propheten über das bestehende Recht deutlich hervor: "Wehe den Rechtsgelehrten", ruft der redegewaltige Jesaja, "die unrechte Gesetze machen, auf daß sie beugen die Sache der Armen und Gewalt üben im Rechte der Begehrlichen unter meinem Volke" (10, 1). "Jion muß durch Recht erlöst werden" (daselbst 1, 17). "Ist's doch eitel Lüge, was die Rechtsgelehrten sagen!" (Jesaja 8, 8.) "Denn ihr verwandelt das Recht in Galle und die Gerechtigkeit in Wersmut!" (Amos, 6, 12.)"*

Gin Glück für die Propheten, daß sie nicht in Preußen oder Sachsen lebten! Sie wären aus den Aufreizungs-, Beleidigungs- und Hochverratsprozessen nicht herausgestommen.

Aber so kraftvoll ihre Agitation war und so dringenden Bedürfnissen sie auch entsprang, sie konnte doch keinen Erfolg haben, wenigstens keinen dauernden Erfolg in der Gesellschaft, wenn es ihnen auch gelegentlich gelingen mochte, gefetliche Beftimmungen zur Linderung ber Not ober zur Ausgleichung der sozialen Gegenfätze zu erringen. Ihr Bestreben konnte nur dahin gehen, die Vergangenheit wiederherzustellen, den Strom der ökonomischen Entwicklung zu hemmen. Das war unmöglich, ebenso wie zum Beispiel die ähnlichen Bestrebungen der Gracchen in Rom von vornherein zum Scheitern verurteilt waren. Der Niedergang der Bauernschaft und damit des Staates war in Frael ebenso unaufhaltsam wie später in Rom. Aber der Untergang des Staates war im fleinen Ifrael kein jo langfames Absterben wie im römischen Weltreich. Gewaltige, übermächtige Gegner machten ihm ein plötliches Ende, lange, ehe es seine Lebenstraft erschöpft hatte. Diese Gegner waren die Affyrier und Babylonier.

^{*} M. Beer, Gin Beitrag zur Geschichte bes Klassenkampses im hebräischen Altertum. Neue Zeit XI, 1, S. 447.

Ifrael 223

h. Der Untergang Jsraels.

Bon Tiglatpilesar I. (ungefähr 1115 bis 1050 v. Chr.) an beginnen, mit zeitweisen Unterbrechungen, die Afsprier ihre Eroberungspolitik großen Still, die sie immer näher an Kanaan heranführt. Diese kraftvollen Eroberer brachten aber eine neue Methode der Behandlung der Besiegten auf, die den Israeliten höchst verderblich werden sollte.

Im Stadium des Nomadentums war das ganze Volk an einem Kriegszug interessiert, aus dem jeder Volksgenosse Vorteil zog. Entweder diente der Zug bloßer Plünderung oder der Eroberung eines fruchtbaren Landes, in dem sich die Sieger als aristofratische Ausbeuter der eingeborenen

Volksmaffe niederließen.

Im Stadium des seßhaften Ackerbaus hatte die Masse der Bevölkerung, hatten die Bauern und Handwerker kein Interesse mehr an einem Eroberungskrieg; um so mehr freislich an einem ersolgreichen Berteidigungskrieg, denn im Falle der Niederlage drohte ihnen der Berlust ihrer Freiheit und ihres Landes. Nach gewaltsamer äußerer Expanssionspolitik verlangten dagegen die Handelsherren, die Sicherung der Handelsstraßen und der Märkte im Ausland brauchten, was meist nur durch militärische Besetzung wenigstens einiger Punkte desselben erreichbar war. Ebenso drängte nach kriegerischer Expansion der Grundadel, den nach mehr Land und neuen Sklaven verlangte; und gleich kriegerisch empfanden die Könige, die nach vermehrten Steuereingängen lüstern waren.

Aber solange es kein stehendes Heer und keine Bureauskratie gab, die vom Lande losgelöst und überallhin verspslanzt werden konnte, war eine dauernde Besehung und Berwaltung eines besiegten Landes durch den Sieger in diesem Stadium schwer möglich. Dieser begnügte sich in der Regel nach einer ausgiebigen Plünderung und Schwäschung des unterlegenen Lolkes mit dem Bersprechen der

Treue und bestimmter Tributleistungen, ließ aber die herrschenden Klassen des unterworfenen Landes in ihrer Stelslung und änderte nichts an dessen politischer Versassung.

Das hatte indes den Nachteil, daß der Besiegte die erste beste Gelegenheit ergriff, das verhaßte Joch abzuschütteln, so daß wieder ein neuer Kriegszug erforderlich wurde, um ihn zu unterwersen, was dann natürlich nicht ohne die barbarischste Bestrasung der "Rebellion" abging.

Die Affinier kamen auf ein System, das ihren Eroberungen größere Dauer versprach: wo sie auf hartnäckigen Widerstand stießen oder gar die Ersahrung wiederholter Rebellionen machten, da lähmten sie das Volk dadurch, daß sie ihm seinen Kopf nahmen, das heißt die herrschenden Klassen raubten, indem sie die vornehmsten, reichsten, intelligentesten und kriegstüchtigsten Einwohner, namentlich der Hauptstadt, in eine entsernte Gegend verbannten, wo die Deportierten ohne die Unterschicht der beherrschten Klasse völlig machtlos waren. Die zurückbleibenden Bauern und kleinen Handwerfer bildeten aber nun eine zusammenhanglose Masse, die zu jedem gewaltsamen Widerstand gegen die Eroberer unfähig wurde.

Salmanassar II. (859 bis 825 v. Chr.) war der erste assyrische König, der ins eigentliche Sprien (Aleppo, Hamath, Damassus) vordrang, und der erste zugleich, der uns Kunde von Frael gibt. In einem feilschriftlichen Bericht vom Jahre 842 erwähnt er auch einen Tribut des israelitischen Königs Jehu. Und diese Tributsendung wird illustriert. Es ist die älteste Darstellung israelitischer Gestalten, die auf uns gesommen ist. Von da an geriet Frael in immer engere Berührung mit Ussprien, je nachdem entweder tributzahlend oder sich empörend, indes sich gleichzeitig auch die eben beschriebene Praxis des Verpflanzens der Oberschicht besiegter, namentlich rebellischer Völser dei den Assyriern immer mehr entwickelte. Es war da nur noch eine Frage der Zeit, wann den unbesiegten und anscheinend

Ifrael 225

unbesiegbaren Asspriern gegenüber auch für Israel der Tag des Unterganges kommen werde. Es bedurfte tatsächlich keiner großen Prophetengabe, um dies Ende vorauszusehen, das die jüdischen Propheten so lebhaft voraussagten.

Für das nördliche Reich kam das Ende unter dem König Hosea, der 724 Assurien den Tribut verweigerte, im Zutrauen auf ägyptische Hike. Aber diese blieb aus. Salmanassar IV. zog nach Israel, schlug Hosea, nahm ihn gefangen und belagerte seine Hauptstadt, Samaria, die erst nach dreijähriger Belagerung von Sancheribs Nachsolger Sargon erobert werden konnte (722). Die "Blüte der Bevölkerung" (Wellhausen), 27290 Menschen nach den afsprischen Berichten, wurde nun hinweggeführt in afsprische und medische Städte. An ihre Stelle brachte der König von Assurien Leute aus rebellischen babylonischen Städten "und siedelte sie an Stelle der Fraeliten in den Städten Samariens an. In dieser Weise nahmen sie Samarien in Besitz und wohnten in seinen Städten" (2. Könige 17, 24).

Also nicht die gesamte Bevölkerung der nördlichen zehn Stämme Fraels wurde weggeführt, sondern nur die Bornehmsten aus den Städten, die man dann mit Fremdlingen besiedelte. Aber das genügte, der Nationalität dieser zehn Stämme ein Ende zu bereiten. Der Bauer ist eben für sich allein nicht imstande, ein besonderes Gemeinwesen zu bilden. Die nach Assprien und Medien verpslanzten israelitischen Städter und Aristofraten aber verloren sich im Laufe der Generationen in ihrer neuen Umgebung, mit der sie sich vermischten.

i. Die erfte Zerftörung Jerufalems.

Nur Jerusalem mit seinem Landbezirk, Judäa, blieb übrig vom Bolke Jsrael. Es schien, als sollte dieser kleine Rest bald das Schicksal der großen Masse teilen und der Name Jsraels damit ausgetilgt sein vom Erdboden. Aber Kautsty, Der ursprung des Christentums.

es war nicht den Affyriern beschieden, Jerusalem einzunehmen und zu zerstören.

Freilich, daß das Heer des Affyrers Sanherib, der gegen Jerusalem zog (701), durch Unruhen in Babylon gezwungen war, heimzukehren, und daß Jerusalem dadurch gerettet wurde, das bedeutete bloß einen Aufschub. Judäa blieb ein affyrischer Lasallenstaat, der jeden Moment ausgelöscht werden konnte.

Aber von Sanheribs Zeit an wurde die Aufmerksamkeit der Affyrier immer mehr nach dem Norden abgelenft, wo friegerische Nomaden immer drohender heranrückten, und immer größere Kraft zu ihrer Abwehr erheischten, Kimmerier, Meder, Stythen. Die letteren brachen um das Sahr 625 in Vorderasien ein, zogen plündernd und verwüftend bis an die Grenze Agyptens, verliefen sich aber schließlich wieder nach 28 Jahren, ohne ein eigenes Reich begründet zu haben. Sie verschwanden jedoch nicht, ohne ftarte Spuren zu hinterlaffen. Ihr Einfall erschütterte die affprische Monarchie in ihren Grundfesten. Die Meder konnten sie nun mit befferem Erfolg angreifen, Babylon riß sich los und machte sich frei, indes die Agypter die Situation benützten und Balästina unter ihre Oberhoheit brachten. Der judäische König Josia wurde von den Agyptern bei Megiddo ge= schlagen und getötet (609), worauf Necho, der ägyptische König, Jojatim als feinen Bafallen in Gerufalem einfette. 606 endlich wurde Ninive von den vereinten Babyloniern und Medern zerftört. Das Reich der Affprier hatte sein Ende erreicht.

Aber damit war Judäa keineswegs gerettet. Babylonien trat nun in die Fußstapfen Affurs und versuchte sosort, sich der Straße nach Agypten zu bemächtigen. Dabei stießen die Babylonier unter Nebukadnezar auf Necho, der dis nach Nordsprien vorgedrungen war. In der Schlacht bei Karkemisch (605) wurden die Agypter geschlagen und bald darauf Judäa zu einem babylonischen Basallenstaat gemacht. Man

Ifrael 227

fieht, wie es von Hand zu Hand ging, jede Selbständigkeit verloren hatte. Bon Agypten angestachelt, verweigerte Judäa 597 den Babyloniern ihren Tribut. Fast kampflos brach die Rebellion zusammen. Jerusalem wurde von Nebukad-

nezar belagert und ergab sich seiner Gnade.

"Mis nun Nebukadnezar, der König von Babel, die Stadt angriff, mahrend seine Diener fie belagerten, da ging Jojakim, der König von Judaa, hinaus zum Könige von Babel, er und feine Mutter und feine Diener, feine Oberften und seine Höflinge. Und ber König von Babel nahm ihn gefangen im achten Sahre seiner Berrschaft. Und er führte von da fort alle Schätze des Tempels Jahves und die Schätze des königlichen Palaftes, und zerschlug alle die goldenen Gefäße, die Salomo, der Rönig von Ifrael, für den Tempel Javehs angefertigt hatte, so wie Jahre geredet hatte. Ganz Jerusalem aber und alle Dberften und alle wehrfähigen Männer führte er als Gefangene hinweg, 10000 an ber Zahl, bazu alle Schmiebe und Schloffer; nichts blieb zurück als die geringen Leute der Landbevölkerung. Und er führte ben Jojafim weg nach Babel, und bie Mutter des Königs sowie die Beiber des Königs und seine Höflinge und die Bornehmen des Landes führte er gefangen weg von Jerusalem nach Babylon; dazu alle wehrfähigen Leute, 7000 an der Zahl, und die Schmiede und Schloffer, 1000 an ber Zahl; friegstüchtige Männer."*

Babylon sette also die alte Methode Asspriens fort; aber auch hier wurde nicht das gesamte Volk fortgeführt, sondern nur der königliche Hof, die Aristokraten, die Kriegsleute und die besitzenden Stadtbürger, zusammen 10000 Menschen. Die "geringeren Leute der Landbevölkerung", jedenfalls auch der Stadt, blieben zurück. Daneben aber wohl auch ein Teil der herrschenden Klassen. Dennoch wurde Judäa nicht ausgetilgt. Ein neuer König wurde ihm durch den Herrn Babylons

^{* 2.} Könige 24, 12 bis 16.

verliehen. Aber nun wiederholte sich noch einmal, zum letztens mal, das alte Spiel. Die Agypter stachelten den neuen König, Zedesia, an, von Babylon abzufallen.

Daraushin rückte Nebukadnezar vor Jerusalem, eroberte es und machte der so unbotmäßigen und wegen ihrer beherrschenden Stellung an der Bölkerstraße von Babylon nach Agypten so unbequemen Stadt völlig ein Ende (586).

"Nebusaradan, der Oberste der Leibwache, des Königs von Babel vertrauter Diener, kam nach Jerusalem und verbrannte den Tempel Jahves und den Palast des Königs und alle Häuser Jerusalems, ja, jedes große Haus versbrannte er mit Feuer. Und die Mauern Jerusalems ringsum riß das ganze Heer der Chaldäer, welches bei dem Obersten der Leibwache war, nieder. Und den Rest des Volkes, der in der Stadt geblieden, und die Übersläuser, die zum König von Babel übergegangen waren, und den Rest der Landbevölkerung führte Redusaradan, der Oberste der Leibwache, hinweg nach Babel. Und von den geringen Leuten im Lande ließ der Oberste der Leibswache etliche als Winzer und Ackerleute zurück."*

Ebenso heißt es bei Jeremias 39, 9, 10: "Den Rest des Bolkes, die in der Stadt übrig gebliebenen und die Übersläufer, die zu ihm übergegangen waren, und den Rest des Bolkes, die Übriggebliebenen, führte Nebusaradan, der Oberste der Leibwache, gefangen nach Babel. Von den geringen Leuten jedoch, die gar nichts ihr Eigen nannten, ließ Nebusaradan, der Oberste der Leibwache, einige im Lande Judäa zurück, und verlieh ihnen an jenem Tage Weinberge und Acker."

Eine Reihe von bäuerlichen Elementen blieben also zurück. Es wäre ja auch finnlos gewesen, das Land völlig menschensleer, ohne Andauer zu lassen. Es hätte dann auch keine Steuern zahlen können. Die Babylonier wollten offenbar,

^{* 2.} Könige 25, 8 bis 12.

Sfrael 229

wie auch sonst, vor allem jenen Teil der Bevölkerung sortsschaffen, der die Nation zusammenzuhalten und zu führen vermochte und dadurch der Oberhoheit der Babylonier gesfährlich werden konnte. Der Bauer allein hat selten versstanden, sich von einer Fremdherrschaft zu besreien.

Die Mitteilung des 39. Kapitels aus Jeremias wird sehr wohl verständlich, wenn wir uns der Latisundienbildung erinnern, die auch in Judäa stattgesunden hatte. Es lag nahe, daß jetzt die Latisundien zerschlagen und den expropriierten Bauern verliehen, oder daß die Schuldstlaven und Bächter in freie Besitzer des Bodens verwandelt wurden, den sie bebauten. Ihre Zwingherren waren gerade die Kührer Judäas im Kampse gegen Babylon gewesen.

Nach dem affyrischen Bericht betrug die Bevölkerung Judäas unter Sanherib 200 000 Menschen, ohne die Jerussalems, die auf 25 000 veranschlagt werden kann. Die Zahl der größeren Grundbesißer wird auf 15 000 geschätzt. 7000 davon führte Nebukadnezar nach der ersten Groberung Jerussalems weg.* Er ließ also 8000 zurück. Trozdem erzählt das Buch der Könige, 2, 24, 14, es seien schon damals nur "die geringen Leute der Landbevölkerung" übrig geblieben. Diese 8000 wurden nun, bei der zweiten Zerstörung, weggeführt. Ihre Weinberge und Acker werden es gewesen sein, die den "geringen Leuten, die gar nichts ihr eigen nannten", verliehen wurden.

Auf jeden Fall führte man auch diesmal nicht das ganze Bolk fort, wohl aber die gesamte Bevölkerung Ferusalems. Die Landbevölkerung blieb mindestens zum großen Teil zurück. Aber die Zurückbleibenden hörten auf, ein besonderes jüdisches Gemeinwesen zu bilden. Das ganze nationale Leben des Judentums konzentrierte sich jetzt bei den fort-

geführten Städtern im Exil.

^{*} Bergl. F. Buhl, Die sozialen Berhältniffe ber Ifraeliten, S. 52, 53.

Dieses nationale Leben erhielt aber nun eine eigenartige Färbung, entsprechend der eigenartigen Lage dieser städtisschen Juden. Waren dis dahin die Fraeliten ein Volkgewesen, das sich in nichts von den anderen Völkern seiner Umgebung so streng unterschied, daß es unter ihnen aufgefallen wäre, so wurden seine Reste, die noch ein besonderes nationales Leben fortsührten, nun zu einem Volk, das seinesgleichen nicht hatte. Nicht erst seit der Zerstörung Ferusalems durch die Kömer, sondern schon seit der Zerstörung Ferusalems durch Nebukadnezar beginnt die abnorme Situation des Judentums, die es zu einer einzigartigen Erscheinung in der Geschichte macht.

2. Das Judentum seit dem Exil.

a. Das Exil.

Anscheinend hatte Judäa nach der Zerstörung Ferusalems dasselbe Schicksal erreicht, wie die zehn Stämme Fraels nach der Zerstörung Samarias. Aber was Frael aus der Geschichte verschwinden ließ, das erhob Judäa aus unbeachteter Nichtigkeit zu einem der mächtigken Faktoren der Weltzgeschichte, dank dem Umstand, daß infolge seiner größeren Entsernung von Affyrien, der natürlichen Festigkeit Ferussalems, sowie dem Einbruch nordischer Nomaden der Untergang Ferusalems 135 Jahre später eintrat als der Samarias.

Bier Generationen länger als die zehn Stämme waren die Juden jenen Einflüssen ausgesetzt, von denen wir geshandelt, die den nationalen Fanatismus aufs höchste ansstachelten. Schon deshalb famen die Juden mit weit stärkerem nationalen Empfinden ins Exil als ihre nördlichen Brüder. In derselben Richtung mußte aber auch der Umstand wirken, daß das Judentum sich im wesentlichen nur aus einer großen Stadt mit dem dazu gehörigen Landgebiet rekrutierte, indes

das nördliche Reich ein Konglomerat von zehn Stämmen bildete, die keineswegs sehr eng miteinander verwachsen waren. Judäa bildete daher eine viel einheitlichere und geschlossenere Masse als Jfrael.

Trothem hätten auch die Judaer im Exil ihre Nationalität verloren, wären fie fo lange unter ben Fremben geblieben, wie die zehn Stämme. Der in die Fremde Berbannte mag sich dort nach der alten Heimat sehnen und in seinem neuen Wohnort nicht Wurzel faffen. Die Berbannung kann bei ihm sein nationales Empfinden noch vertiefen. Bei ben Kindern, welche im Exil geboren werben, in den neuen Berhältniffen aufwachfen, die alten Berhältnisse nur aus den Erzählungen ihrer Bater fennen, wird bas nationale Empfinden felten noch ein so hochgradiges fein, wenn es nicht durch Rechtlosigkeit ober schlechte Behandlung im Ausland oder die Aussicht auf baldige Rückfehr in die Beimat immer wieder machgehalten wird. Die britte Generation fennt dann faum noch ihre Nationalität, wenn fie, wie gesagt, nicht ihrer Umgebung gegenüber zurückgeset und gewaltsam als besondere und minderwertige Nation von der übrigen Bevölkerung abgeschlossen und der Unterdrückung und Mighandlung durch diese preisgegeben wird.

Das scheint den nach Afsprien und Babylonien Berpflanzten gegenüber nicht der Fall gewesen zu sein, und so hätten wohl auch die Juden ihre Nationalität eingebüßt und wären unter den Babyloniern aufgegangen, wenn sie mehr als drei Generationen lang unter ihnen geweilt hätten. Aber bereits bald nach der Zerstörung Jerusalems geriet das Neich der Sieger ins Wanken und saßten die Berbannten Hoffnung auf baldige Heimsehr in das Land ihrer Bäter, und schon im Lause der zweiten Generation sand diese Hoffnung ihre Ersüllung, dursten die Juden aus Babylon wieder nach Jerusalem zurücksehren. Denn die Bölker, die von Norden her gegen Mesopotamien gedrängt und Assprien ein Ende bereitet hatten, kamen nicht so bald

zur Ruhe. Als das fraftvollste unter ihnen erwies sich das Nomadenvolk der Perser, das den beiden Erben der assprischen Herrschaft, den Reichen der Meder und Babylonier, den Garaus machte und das assyrisch-dabylonische Reich nicht nur in neuer Form wieder aufrichtete, sondern auch enorm erweiterte, indem es Agypten und Kleinasien dazu eroberte und ein Heerwesen sowie eine Staatsverwaltung schuf, die zum ersten Male die solide Basis eines Weltzreiches bildeten, dieses dauernd zusammenhielten und in seiner Mitte dauernden Frieden bewahrten.

Die Besieger Babylons hatten keinen Grund, die von diesem Staate Besiegten und in die Fremde Verpslanzten noch weiterhin aus ihrer Heimat fernzuhalten. 538 wurde Babylon von den Persern ohne Schwertstreich erobert, ein Zeichen, wie schwach es sich fühlte; und schon ein Jahr später gestattete Cyrus, der Persersönig, den Juden die Heimsehr. Nicht ganze 50 Jahre hatte ihr Exil gedauert. Und doch hatten sich schon so viele in die neuen Verhältznisse eingewöhnt, daß nur ein Teil von der Erlaubnis Gebrauch machte, nicht wenige in Babylon blieben, wo sie sich wohler sühlten. Da unterliegt es wohl keinem Zweisel, daß das Judentum völlig verschwunden wäre, wenn Jerusalem Samarias Fall geteilt hätte; wenn von seiner Zerstörung bis zur Eroberung Babylons durch die Perser 180 Jahre, nicht 50 verssossen

Aber so kurz die Zeit des jüdischen Exils auch war, sie brachte die gewaltigsten Anderungen im Judentum hervor, ließ eine Reihe von Anlagen und Keimen, die die Verhältnisse in Judäa dis dahin geschaffen hatten, nun sich voll entsalten und kräftigen und gab ihnen ganz eigenartige Formen durch die eigenartige Situation, in die von jetzt an das Judentum versetzt war.

Es bestand im Exil fort als Nation, aber als eine Nation ohne Bauern, eine Nation von ausschließlich städtischer Besvölkerung. Das bildet bis heute eines der wichtigsten Merks

male des Judentums, und darin sind die wesentlichsten seiner "Rassenigenschaften" begründet, die tatsächlich nichts anderes darstellen, als die durch das lange städtische Leben und den Mangel an Zuzug aus der Bauernschaft auf die Spitze getriebenen Eigenschaften des Städters, worauf ich schon 1890 hinwies.* Die Rücksehr aus dem Exil nach Palästina hat, wie wir noch sehen werden, nicht viel und nur vorübergehend daran etwas geändert.

Aber das Judentum wurde jett nicht bloß eine Nation von Städtern, sondern auch eine von Händlern. Die Industrie war in Judäa nicht sehr entwickelt, wie wir sahen; sie genügte gerade dem einfachen Hausgebrauch. Bei den industriell hochstehenden Babyloniern kam man damit nicht weit fort. Kriegsdienst und Staatsverwaltung waren durch den Verlust der Selbständigkeit den Juden verschlossen: welcher Erwerbszweig blieb den Städtern da noch übrig, als der Handel?

Hatte dieser von jeher eine große Rolle in Palästina gespielt, im Exil mußte er zum Haupterwerbszweig ber

Juden werden.

Mit dem Handel mußte aber auch die Intelligenz der Juden wachsen, der mathematische Sinn, das Spekulationsund Abstraktionsvermögen. Gleichzeitig bot jedoch das nationale Unglück dem vermehrten Scharffinn edlere Objekte, als den persönlichen Prosit. In der Fremde schließen sich die Nationsgenossen noch enger aneinander als daheim, das Gefühl der Zusammengehörigkeit gegenüber den Fremden ist stärker, weil der einzelne sich schwächer und bedrohter sühlt. Das soziale Empsinden, das ethische Pathos wird stärker, es befruchtete auch den jüdischen Scharssinn zu den tiessten Gedanken über die Ursachen des nationalen Unglücks und über die Mittel, die Nation wieder zu erheben.

Gleichzeitig mußte aber das jüdische Denken mächtig angeregt werden durch die Großartigkeit der Millionenstadt

^{* &}quot;Das Judentum", Neue Zeit, VIII, S. 23 ff.

Babylon, ihren Weltverkehr, ihre uralte Kultur, ihre Wiffenschaft und Philosophie. So wie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Aufenthalt im Babel an der Seine die deutschen Denker erhob und zu ihren höchsten und besten Leistungen befähigte, so mußte der Aufenthalt im Babel am Euphrat im sechsten Jahrhundert auf die Juden auß Jerusalem wirken und ihren Horizont plöslich ungemein ermeitern.

Aber freilich, wie in allen orientalischen Bandelszentren, die nicht an der Küfte des Mittelmeers, sondern im Innern des Kontinents lagen, blieb aus Gründen, die wir schon entwickelt, auch in Babylon die Wiffenschaft mit der Reli= gion verquickt und an diese gefesselt. So machten sich auch im Judentum alle die neuen, gewaltigen Gindrude in reli= giöser Form geltend. Ja, im Judentum mußte die Religion jekt um so mehr in den Vordergrund treten, als nach dem Sinwegfallen ber ftaatlichen Selbständigkeit ber gemeinfame nationale Kultus das einzige Band war, das noch die Nation zusammenhielt, und das Prieftertum diefes Kultus die einzige zentrale Behörde, die eine Autorität für die ganze Nation behalten hatte. Die Gentilorganisation scheint im Exil, wo die staatliche Verfassung fortfiel, neue Kraft erlangt zu haben.* Aber der gentile Partifularismus bildete kein Moment, das die Nation zusammenhielt. In der Religion suchte Judaa jett die Erhaltung und Errettung seiner Nation, und der Briefterschaft fiel nun die Kührung der Nation zu.

Die Priesterschaft Judäas übernahm vom babylonischen Priestertum bessen Ansprüche, aber auch viele Kultanschauungen. Eine ganze Reihe von Sagen der Bibel sind babylonischen Ursprungs, zum Beispiel jene von der Erschaffung der Welt, dem Paradies, dem Sündenfall, dem Turmbau zu Babel, der Sintsslut. Die strenge Feier des Sabbat stammt nicht

^{*} Vergleiche Frank Buhl, Die fozialen Verhältniffe der Ffrae-liten, $\mathfrak{S}.43.$

minder aus Babylonien. Sie wurde erst im Exil betont.

"Der Nachdruck, welchen hiermit Ezechiel auf die Heiligung der Sabbate legt, ift etwas ganz Neues. Rein früherer Prophet betont die Sabbatfeier in dieser Weise. Denn Jeremias 17, 19 ff., ist unecht."*

Noch nach der Rückschr aus dem Exil, im fünften Jahrhundert, machte die Durchsetzung der Sabbatruhe die größte Mühe, "da sie gegen die alten Gewohnheiten zu stark ver-

ftieß".**

Aber man darf annehmen, daß das jüdische Priestertum nicht bloß populäre Sagen und Gebräuche, sondern auch eine höhere, geistigere Auffassung der Gottheit von der so hochstehenden babylonischen Priesterschaft erlernt haben wird, wenn das auch nicht direkt bezeugt ist.

Die Gottesanschauung der Jfraeliten war lange sehr roh geblieben. So viele Sorgfalt die späteren Sammler und Redakteure der alten Geschichten darauf verwandten, alle Reste von Heidentum daraus zu entsernen, so haben sich immer noch einige in der auf uns gekommenen Fassung dieser Geschichten erhalten.

Man erinnere sich zum Beispiel der Geschichten von Jakob. Sein Gott hilft diesem nicht bloß bei allen möglichen zweiselshaften Geschäften, er läßt sich mit Jakob in einen Ringskampf ein, in dem der Gott vom Menschen besiegt wird:

"Da rang einer mit ihm (Jakob) bis zum Anbruch ber Morgenröte. Und als er sah, daß er ihn nicht bezwingen könne, schlug er ihn auf die Hüftpfanne, so daß die Hüftpfanne Jakobs verrenkt ward, während er mit ihm rang. Da sprach jener: Laß mich los, denn die Morgenröte bricht an. Er antwortete: Ich lasse dich nicht los, außer du segnest mich! Da fragte er ihn: Wie heißest du? Er antwortete: Jakob! Da sprach er: Du sollst künstig nicht mehr

** A. a. D., S. 187.

^{*} B. Stade, Geschichte des Volkes Ifrael. II, S. 17.

Jakob heißen, sondern Jfrael, denn du hast mit Gott und Menschen gekämpst und bist Sieger geblieben. Da bat Jakob: Tue mir doch deinen Namen kund! Er antwortete: Warum fragst du doch nach meinem Namen? Sodann segnete er ihn daselbst. Jakob aber nannte jene Stätte Pniel: Denn, sprach er, ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen und kam doch mit dem Leben davon."

Der große Unbekannte, mit dem Jakob siegreich rang und dem er den Segen erpreßte, war also ein Gott, bezwungen von einem Menschen, ganz so wie in der Jlias Götter und Menschen kämpfen. Aber wenn es Diomedes gelingt, den Ares zu verwunden, so hilft ihm Pallas Athene. Jakob wird mit seinem Gotte ohne Hilfe eines anderen Gottes fertig.

Finden wir bei den Jfraeliten sehr naive Gottesvorstellungen, so waren bei den Kulturvölkern, die sie umgaben, manche der Priesterschaften wenigstens in ihrer Geheimlehre bis zum Monotheismus gelangt.

Das fand einmal draftischen Ausdruck bei den Agyptern. "Wir sind zurzeit noch nicht in der Lage, alle die zahlsreichen Frrgänge der Spekulation, alle Phasen, welche die Gedankenentwicklung (bei den Agyptern) durchgemacht hat, im einzelnen darzulegen und in ihrer chronologischen Folge vorzusühren. Schließlich kommt man dahin, daß für die Geheimlehre selbst Horus und Re, der Sohn und der Bater, völlig identisch sind, daß der Gott sich selbst zeugt von seiner eigenen Mutter, der Himmelsgöttin, und diese selbst doch auch nur ein Erzeugnis, eine Schöpfung ist des einen ewigen Gottes. Klar und unzweideutig mit allen ihren Konsequenzen ausgesprochen wird diese Lehre erst zu Ansang des neuen Reiches (nach Vertreibung der Hyssolldung bereits in den dunklen Zeiten seite dem Ende der sechsten Dynastie (ums

^{* 1.} Mose 32, 25 bis 31.

Jahr 2500), und die grundlegenden Gedanken stehen im mittleren Reiche (ums Jahr 2000) bereits völlig fest."

"Der Ausgangspunkt ber neuen Lehre ist Anu, die Sonnenftadt (Heliopolis)."*

Wohl blieb diese Lehre Geheimlehre, aber einmal kam sie zu praktischer Anwendung. Das geschah, noch ehe die Hebräer in Kanaan eingedrungen waren, unter Amenhotep IV., im vierzehnten Jahrhundert. Es scheint, daß dieser Fürst in Konslift mit der Priesterschaft kam, deren Reichtum und Macht ihm über den Kopf zu wachsen drohte. Er wußte sich ihrer nicht anders zu erwehren, als daß er mit ihrer Geheimlehre ernst machte, den Kultus des einen Gottes des sahl und alle anderen Götter erbittert versolgte, was in der Praxis darauf hinauslief, daß er die ungeheuren Reichtümer ihrer Priesterkollegien konssiserte.

über die Einzelheiten jenes Kampfes zwischen Priestertum und Monarchie sind wir nicht unterrichtet. Er zog sich lange hin, aber ein Jahrhundert nach Amenhotep IV. hatte das Priestertum vollständig gesiegt und den alten Götterkult

völlig wiederhergestellt.

Der ganze Borgang zeigt, wie weit monotheistische Ansschauungen in den priesterlichen Geheimlehren der Kulturzentren des alten Orient schon entwickelt waren. Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß die Priester Babylons hinter denen Agyptens zurückgeblieben waren, denen sie sich in allen Künsten und Wissenschaften ebenbürtig zeigten. So spricht auch Jeremias von einem "latenten Monotheismus" in Babylon. Marduk, der Schöpfer Himmels und der Erde, war auch der Herr der Götter, die er "wie Schase weidet", oder die verschiedenen Götter waren nur besondere Erscheinungsformen des einen Gottes. So heißt es in einem babylonischen Text von den verschiedenen Göttern: "Ninib: Marduk der Kraft. Nergal: Marduk des Kampses. Bel: Marduk der

^{*} E. Meyer, Geschichte des alten Agypten. S. 192, 193.

Regierung. Nabu: Marduf des Geschäfts. Sin: Marduf Erleuchter der Nacht. Samas: Marduf des Rechts. Abdu: Marduf des Regens."

Gerade zu der Zeit des jüdischen Crils, als auch bei den mit Babylon in Berührung kommenden Persern eine Urt Monotheismus sich emporrang, treten Anzeichen auf, daß "in Babylonien ebenfalls ein Ansatzu einem Monotheismus gemacht worden ist, der freilich eine starke Ahnlichkeit mit dem pharaonischen Sonnenkult Amenophis IV. (Amenhotep) gezeigt haben dürste. Benigstens erscheint in einer Inschrift, welche der Zeit kurz vor dem Falle Babylons angehört — ganz entsprechend der Bedeutung des Mondkultus für Babylonien — der Mondgott in einer Rolle, wie bei Amenophis IV. der Sonnengott."*

Empfanden aber die Priesterkollegien in Babylonien wie in Agypten das lebhafteste Interesse, ihre eventuellen monotheistischen Anschauungen dem Bolke vorzuenthalten, da ihre ganze Macht und ihr ganzer Reichtum auf dem überlieserten polytheistischen Kultus beruhte, so stand es anders mit der Priesterschaft des jerusalemitischen Bundessetischs.

Noch vor der Zerstörung Jerusalems hatte dieser an Bebeutung sehr gewonnen, seitdem Samaria zerstört, das nördsliche Reich Israel untergegangen war. Jerusalem war nun die einzige größere Stadt israelitischer Nationalität geworden, das von ihr abhängige Landgebiet blieb ihr gegenüber uns bedeutend. Das Ansehen des Bundessetischs, das seit langem, vielleicht schon vor David, in Israel und besonders im Stamme Judäa groß gewesen war, mußte nun mehr und mehr alle übrigen Heiligtümer des Bolfes ebenso in den Schatten stellen und verdunkeln, wie Jerusalem alle anderen Orte Judäas weit überragte. Und ebenso mußte die Priestersschaft dieses Fetischs nun eine herrschende Stellung gegens über den anderen Priestern im Lande erlangen. Ein Kampfzwischen den Landpsaffen und dem Pfaffentum der Hauptzwischen der Landpsaffen und dem Pfaffentum der Hauptzwischen den Landpsaffen und dem Pfaffentum der Hauptzwischen der der Hau

^{*} H. Windler, Die babylonische Geisteskultur. 1907, S. 144.

stadt entspann sich, der vielleicht schon vor dem Exil dahin führte, daß der Fetisch von Jerusalem eine Monopolstellung erhielt. Das besagt wenigstens die Geschichte vom Deuteronomium, dem "Buche der Lehre", das im Jahre 621 ein Priester im Tempel "gefunden" haben wollte. Es enthielt den göttlichen Besehl, alle Kultstätten außerhalb Jerusalems zu vernichten, welchem Besehl der König Josias denn auch

getreulich gehorchte:

"Und er beseitigte die Gögenpriester, welche die Könige von Judäa eingesett und die dann auf den Höhen, in den Städten Judäas und in der Umgebung von Jerusalem geräuchert hatten, sowie die, welche dem Baal, der Sonne und dem Monde, den Tiersreisdildern und dem ganzen Heere des Himmels räucherten.... Und er ließ alle Priester kommen aus den Städten Judäas und verunreinigte die Opferhöhen, wo die Priester geräuchert hatten, von Geba an dis nach Beerseda.... Auch den Altar zu Bethel, die Höhe, die Jerobeam, der Sohn Nedats, gemacht hatte, der Israel zur Sünde verleitete, auch diesen Altar samt der Höhe zerstörte er und verbrannte die Höhe und zermalmte sie zu Staub."*

Nicht nur die Kultstätten ausländischer Götter, nein, auch solche Jahves selbst, die ältesten seiner Altäre, wurden so

entweiht und vernichtet.

Vielleicht ist indes diese ganze Erzählung, wie so manche andere der Bibel, nur eine Fälschung der nachexilischen Zeit, ein Versuch, Vorgänge, die sich nach dem Exil vollzogen, dadurch zu rechtsertigen, daß man sie als Wiederholungen früherer Vorgänge hinstellte, Präzedenzsälle für sie ersand oder doch übertreibend aufbauschte. Auf seden Fall kann man annehmen, daß schon vor dem Exil Eisersüchteleien zwischen den Pfassen der Hauptstadt und denen der Provinz bestanden, die zeitweise zur Schließung unbequemer Konsturrenzheiligtümer sührten. Für die Juden im Exil, bei

^{* 2.} Könige 23, 5 ff.

denen die aus Ferusalem Stammenden überwogen, ergab sich dann leicht die Anerkennung der Monopolstellung des Tempels von Ferusalem. Unter dem Einfluß einerseits babylonischer Philosophie, andererseits des nationalen Unglücks, endlich vielleicht auch der persischen Religion, die sich ungefähr gleichzeitig mit der jüdischen in gleicher Richtung entwickelte und sich mit ihr begegnete, ihr Anregungen gebend, vielleicht auch solche von ihr empfangend — unter der Einwirkung aller dieser Einslüsse nahm das von Ferusalem mitgebrachte Streben der Priesterschaft nach einem Monopol ihres Fetischs die Richtung auf einen ethischen Monopheismus an, in dem Jahre nicht mehr bloß als der besondere Stammgott Iraels, sondern als der einzige Gott der Welt, die Personissierung des Guten, der Inbegriff aller Sittlichkeit erschien.

Als dann die Juden aus dem Exil wieder nach Jerusalem zurückkehrten, hatte ihre Religion sich so hoch entwickelt und vergeistigt, daß ihnen die groben Vorstellungen und Kultusarten der zurückgebliebenen jüdischen Bauern als abstoßender heidnischer Greuel erscheinen mußten. Wenn es nicht früher schon geschehen war, so konnten jest die Priester und Herren Jerusalems es durchsehen, jenen provinzialen Konkurrenzstulten desinitiv ein Ende zu machen und das Monopol der Priesterschaft Jerusalems dauernd zu begründen.

So erstand der jüdische Monotheismus. Er war ethischer Natur, ebenso wie zum Beispiel der der platonischen Philossophie. Aber bei den Juden erstand der neue Gottesbegriff nicht wie bei den Griechen außerhalb der Religion, er wurde nicht getragen von einer Klasse, die außerhalb des Priestertums stand. So erschien der eine Gott nicht als ein neuer Gott, der über und außerhalb der alten Götterwelt stand, sondern als Reduzierung der alten Göttergesellschaft auf den einen mächtigsten und für die Bewohner Jerusalems am nächsten stehenden Gott, den alten friegerischen, nichts weniger als ethischen Stamms und Lokalgott Jahre.

Das brachte in die jüdische Religion eine Reihe arger Widersprüche. Als ethischer Gott ift Jahre Gott der gefamten Menschheit, benn bas Gute und Bose find Begriffe, die absolut aufgefaßt werden, als für alle Menschen in gleicher Beise gültig. Und als ethischer Gott, als Bersonis fizierung ber fittlichen Idee, ift ber eine Gott überall, wie man die Sittlichkeit als überall geltend ansieht. Aber bem babylonischen Judentum war die Religion, war der Jahvefultus auch das ftärkste nationale Band; und jede Möglich= feit des Wiedererstehens der nationalen Selbständiakeit mar untrennbar an die Wiederherftellung Jerufalems gefnüpft. Die Aufrichtung bes Tempels zu Jerufalem, und dann seine Erhaltung, das murbe die Parole zur Sammlung der jübischen Nation. Die Briefterschaft dieses Tempels war gleichzeitig zur höchsten nationalen Obrigfeit ber Juden geworden, jene Rlaffe, die alles Interesse an der Erhaltung des Kultusmonopols diefes Tempels hatte. So blieb in fonderbarer Weise mit der hohen philosophischen Abstraktion des einen allgegenwärtigen Gottes, der nur nach reinem Berzen und fündlosem Lebenswandel verlangt, nicht nach Opfern, ber alte primitive Fetischismus verbunden, der den Gott an einem bestimmten Bunkt lokalifierte, wo allein auf die Gottheit erfolgreich durch Darbietungen aller Art eingewirkt werden konnte. Der Tempel Jerufalems blieb ber ausschließliche Sit Jahves, nach dem jeder fromme Jude fich zu wenden hatte, dem seine Sehnfucht galt.

Nicht minder sonderbar war der andere Widerspruch, daß Gott als Inbegriff der für alle Menschen gleichen fittlichen Forderungen nun der Gott aller Menschen wurde und boch ber judische Stammgott blieb. Den Widerspruch suchte man dadurch zu lösen, daß Gott zwar der Gott aller Menschen war, alle Menschen verpflichtet waren, ihn zu lieben und zu verehren, aber die Juden das einzige Bolf, das er zur Befundung diefer Liebe und Berehrung auserwählt, bem er seine Herrlichkeit geoffenbart hatte, indes er die Beiden

in Blindheit ließ. Gerade im Exil, in der Zeit der tiefsten Erniedrigung und Verzweiflung, taucht diese stolze Aberbebung über die übrige Menschheit auf. Früher war Jsrael ein Bolf gewesen wie die anderen Bölfer auch, und Jahve ein Gott wie die anderen; vielleicht stärfer als die anderen Götter, wie man auch der eigenen Nation den Vorzug vor den anderen gab, aber doch nicht der einzig wirkliche Gott und Israel nicht einzig im Besit der Wahrheit.

"Der Gott Jsraels war nicht ber Allmächtige, sondern nur der Mächtigste unter den Göttern. Er stand neben ihnen und hatte mit ihnen zu fämpsen; Kamos und Dagon und Hadad waren ihm durchaus vergleichbar, minder mächtig, aber nicht minder real wie er selber. "Was euer Gott Kamos euch zu erobern gegeben hat," läßt Jephtha den die Grenze verlegenden Nachbarn sagen, "das gehört euch, und was unser Gott Jahve für uns erobert hat, das besitzen wir." Die Gebiete der Götter scheiden sich ebenso wie die der Bösser, und der eine hat in des anderen Land kein Recht."*

Ganz anders jett. Der Verfasser von Jesaja, 40 ff., der am Ende des Exils oder kurz danach schrieb, läßt Jahve verkünden:

"Ich bin Jahve, dies ift mein Name; und ich will meine Herrlichfeit keinem anderen abtreten, noch den Götzen meinen Ruhm.... Singet Jahve ein neues Lied, verkündet seinen Ruhm bis an der Erde Grenzen, ihr, die ihr das Meer durchschiffet und seine Fülle, ihr fernen Inseln und seine Bewohner. Laut singe die Wüste und ihre Städte, die Dörfer, von Redarenern bewohnt. Jubeln sollen die Felsenbewohner, sollen aufjauchzen von der Höhe der Berge herab. Jahve sollen sie die Ehre geben und sein Lob in fernen Ländern verkünden."**

Da ift von keiner Beschränkung auf Paläskina oder gar auf Jerusalem die Rede. Aber derselbe Versasser läßt Jahve sagen:

^{*} Wellhausen, a. a. D., S. 32. ** Jesaja 42, 8 bis 12.

"Du aber, Jfrael, mein Knecht, Jakob, den ich auserwählte, Geschlecht Abrahams, meines Freundes! Du, den ich von der Erde Grenzen herbeigeholt und aus ihren entlegensten Gegenden berufen habe, zu dem ich sprach: Du sollst mein Knecht sein, dich habe ich auserwählt und dich nicht verschmäht. Fürchte dich nicht, ich bin mit dir, verzage nicht, ich bin dein Gott!... Bernichtet werden, die dich bekriegen, denn ich bin Jahve, dein Gott!... Ich bin der erste, der Zion verkündigt: Siehe, da sind sie, deine Kinder! Und Ierusalem sende ich einen Heilsverkünder."*

Das sind sonderbare Widersprüche, aber Widersprüche, die aus dem Leben entspringen, aus der widerspruchsvollen Lage der Juden in Babylon, die da in eine neue Kultur hineinverseht wurden, deren gewaltige Eindrücke ihr ganzes Denken revolutionierten, indes doch alle ihre Lebensbedingungen sie nach Erhaltung der alten Traditionen drängten, als dem einzigen Mittel, sich ihre nationale Existenz zu erhalten, die gerade ihnen so ans Herz gewachsen war; hatte doch in ihnen eine jahrhundertelange qualvolle Situation das nationale Empfinden besonders

lebhaft und energisch entfaltet.

Die neue Ethik mit dem alten Fetischismus zu vereinsbaren; die Lebenss und Weltweisheit des weiten, viele Bölker umfassenden Kulturkreises, der seinen Mittelpunkt in Babylon fand, mit der Beschränktheit eines fremdensseindlichen Bergvölkchens zu versöhnen, das wurde nun die Aufgabe der Denker des Judentums. Und diese Versöhnung sollte geschehen auf dem Boden der Religion, also des überslieferten Glaubens. Es galt daher nachzuweisen, daß das Neue nicht neu, sondern uralt sei, daß die neue Wahrheit der Fremdlinge, der man sich nicht verschließen konnte, weder neu noch fremd, sondern echt jüdischer Besitz sei, durch dessen Anerkennung das Judentum seine Nationalität

^{*} Jesaja 41, 8 bis 27.

nicht im babylonischen Völkerbrei aufgehen lasse, sondern vielmehr von neuem bekräftige und abschließe.

Diese Aufgabe war wohl geeignet, den Scharfsinn zu stählen, die Kunst des Auslegens und Tüftelns zu entwickeln, die von da an gerade im Judentum zu solcher Vollkommensheit entwickelt wurde. Sie gab aber auch der historischen Literatur der Juden ihr besonderes Gepräge.

Es vollzog sich jett ein Prozeß, der öfters vor sich ging, den Marx klargelegt hat bei der Untersuchung der Ans schauungen des achtzehnten Jahrhunderts vom Naturzustand. Er sagt darüber:

"Der einzelne und vereinzelte Jäger und Fischer, womit Smith und Ricardo beginnen, gehört zu den phantafielofen Einbildungen des achtzehnten Jahrhunderts. Es sind Robinfonaden, die keineswegs, wie Kulturhiftoriker sich einbilden, bloß einen Rückschlag gegen Aberverfeinerung und Rückfehr zu einem migverstandenen Naturleben ausdrücken. Sowenig wie Rouffeaus "contrat social", der die von Natur in= devendenten Subjette burch Bertrag in Berhältnis und Verbindung bringt, auf folchem Naturalismus beruht. Dies ift der Schein und nur der ästhetische Schein der kleinen und großen Robinsonaden." Was ihnen wirklich zugrunde liegt, das ist "vielmehr die Vorwegnahme der ,bürgerlichen Gesellschaft', die seit dem sechzehnten Jahrhundert sich vor= bereitete und im achtzehnten Riefenschritte zu ihrer Reife machte. In dieser Gesellschaft der freien Konfurrenz erscheint der einzelne losgelöft von den Naturbanden usw., bie ihn in früheren Geschichtsperioden zum Zubehör eines bestimmten, begrenzten, menschlichen Konglomerats machen. Den Propheten des achtzehnten Sahrhunderts, auf deren Schultern Smith und Ricardo noch gang stehen, schwebt dieses Individuum des achtzehnten Jahrhunderts — das Broduft einerseits der Auflösung der feudalen Gesellschaftsformen, andererseits ber seit dem sechzehnten Sahrhundert neu entwickelten Broduktionskräfte - als Ibeal vor, beffen

Existenz eine vergangene sei. Nicht als ein historisches Resultat, sondern als ein Ausgangspunkt der Gesschichte. Weil dies Individuum als das Naturgemäße erschien und ihrer Vorstellung von der menschlichen Natur entsprach, erschien es nicht als ein geschichtlich entstehendes, sondern von der Natur gesetzes. Diese Täuschung ist jeder neuen Epoche disher eigen gewesen."*

In dieser Täuschung befanden sich auch die Denker, die im Exil und nach dem Exil den Gedanken des Monotheismus und der Priesterherrschaft im Judentum entwickelten. Er erschien ihnen nicht als ein geschichtlich entstandener, sondern als ein von Ansang an gesehrer, nicht "als historisches Resultat", sondern als "Ausgangspunkt der Geschichte". Diese selbst wurde nun in dem gleichen Sinne ausgefaßt und um so leichter den neuen Bedürsnissen ansgepaßt, se mehr sie bloße mündliche überlieserung, se weniger sie dosumentarisch beglaubigt war. Der Glaube an den einen Gott und die Beherrschung Israels durch die Priester Jahres wurde nun in den Ansang der Geschichte Israels geseht; der nicht wegzuleugnende Polytheismus und Fetischismus erschien als späterer Absall vom Glauben der Bäter, nicht als dieser ursprüngliche Glaube, der er tatsächlich war.

Und diese Auffassung hatte noch den großen Vorteil, daß ihr ebenso wie der Selbstproklamierung als auserwähltes Volk Gottes etwas ungemein Tröstliches innewohnte. War Jahve nur der Stammgott Jfraels gewesen, dann bedeuteten die Niederlagen des Volkes ebenso viele Niederlagen seines Gottes, dann erwies sich dieser als der Schwächere im Kampse mit anderen Göttern, dann hatte man alle Ursache, an Jahve und seinen Priestern zu zweiseln. Ganz anders, wenn es außer Jahve keinen anderen Gott gab, wenn dieser die Jsraeliten vor anderen Völkern auserwählt hatte und

^{*} Marx, Einleitung zu einer Kritik der politischen Skonomie, abgedruckt in der Ausgabe der "Kritik der politischen Skonomie" von 1907, S. XIII, XIV.

fie dafür mit Undank und Abfall lohnten. Nun erschienen alle Trübsale Fraels und Judäas als ebenso viele gerechte Strafen für seine Sünden, für seine Mißachtung der Priester Jahves, als Beweise nicht der Schwäche, sondern des Zornes Gottes, der nicht ungestraft seiner spotten läßt. Darin war aber auch die Überzeugung begründet, Gott werde sich seines Bolkes wieder erbarmen, es erretten und erlösen, sobald es nur das rechte Zutrauen zu ihm und seinen Priestern und Propheten saste. Sollte das nationale Leben nicht ersterben, dann war ein solcher Glaube um so notwendiger, je hoffnungsloser die Lage des kleinen Bölkchens, des "Würmslein Jakob, des armen Häuflein Frael" (Fesaja 41, 14) inmitten der seindlichen, übermächtigen Gewalten war.

Nur eine übernatürliche, übermenschliche, göttliche Kraft, ein von Gott gesandter Heiland, Messias, konnte noch Judäa erlösen, besreien und schließlich zum Herrn über die Bölker machen, die es jest mißhandelten. Der Messiasglaube kommt gleichzeitig mit dem Monotheismus auf und ist mit ihm innig verbunden. Aber eben deshalb wird der Messias nicht als Gott gedacht, sondern als von Gott gesandter Mensch. Er sollte ja auch ein irdisches Reich errichten, nicht ein Gottesreich, so abstrakt war das jüdische Denken doch noch nicht geworden, sondern ein Judenreich. In der Tat wird schon Cyrus, der die Juden aus Babylonien entläßt und nach Jerusalem zurücksendet, als Gesalbter Jahves, Messias, Christus bezeichnet (Jesas 45, 1).

Nicht auf einmal und nicht in friedlicher Weise kann sich diese Umbildung des jüdischen Denkens vollzogen haben, die im Exil ihren stärksten Anstoß erhielt, aber sicher nicht dort schon zum Abschluß kam. Wir müssen uns vorstellen, daß sie sich äußerte in kraftvollen Polemiken nach Art der Propheten, in tiessinnigen Zweiseln und Grübeleien, nach Art des Buches Hiod, und endlich in historischen Darstellungen nach Art der verschiedenen Bestandteile der fünf Bücher Mosis, die in jener Zeit niedergeschrieben wurden.

Erft lange nach dem Exil fam diese revolutionäre Periode zu einem Abschluß. Beftimmte dogmatische, fultliche, juriftische und historische Anschauungen rangen sich siegreich durch, wurden von der Priefterschaft, die zur Beherrschung bes Volfes gelangt war, und von deffen Maffe felbst als die richtigen anerkannt. Bestimmten Schriften, welche biefen Anschauungen entsprachen, verlieh man nun den Charafter von uralten und heiligen und überlieferte fie als folche ber Nachwelt. Dabei mußte man trachten, durch durchgreifende "Redaktionen", Streichungen und Einfügungen Ginheit in die verschiedenen Bestandteile dieser immer noch widerspruchs= vollen Literatur zu bringen, die in buntester Manniafaltia= feit Altes und Neues, richtig Verftandenes und Unverftandenes, Echtes und Erfundenes vereinigte. Trot aller diefer "Redakteursarbeit" ift indes jum Glück in dem Refultat, dem "Alten Testament", noch genug Ursprüngliches erhalten geblieben, daß man daraus wenigstens zur Not unter dem Buft übermuchernder Fälschungen den Charafter bes alten, voregilischen Sebraertums in feinen Grundzügen erkennen kann, jenes Bebräertums, zu dem das neue Juden= tum nicht nur die Fortsetzung, sondern auch den vollendeten Gegensat bildete.

b. Die jüdische Diaspora.

Im Jahre 538 erhielten die babylonischen Juden von Cyrus die Erlaubnis, nach Jerusalem heimzukehren. Aber wir haben bereits gesehen, daß keineswegs alle von dieser Erlaubnis Gebrauch machten. Wovon hätten sie auch alle dort leben sollen? Die Stadt war verwüstet, und es brauchte einige Zeit, dis man sie wieder wohnlich gemacht, befestigt und den Tempel Jahves aufgebaut hatte. Aber auch dann noch bot sie lange nicht allen Juden die Möglichkeit eines lohnenden Erwerds. Damals schon wie heute ging wohl der Bauer gern in die Stadt, war dagegen der übergang des Städters zur Landwirtschaft etwas ebenso Schwieriges wie Seltenes.

Industrielle Geschicklichkeit hatten die Juden in Babylon kaum erworden, vielleicht waren sie zu kurze Zeit dort gewesen. Judäa erlangte keine staatliche Selbständigkeit, blied abhängig von den fremden Eroberern, zunächst den Persern, dann, seit Alexander dem Großen, von den Griechen, schließelich, nach einer kurzen Zwischenperiode der Selbständigkeit und mannigkacher verheerender Umwälzungen, kam es unter die Oberherrschaft der Kömer. Für eine kriegerische Monarchie, die durch Unterjochung und Plünderung schwächerer Nachsbarn Keichtum erward, sehlten da in der Regel alle Besbingungen.

War im Ackerbau, der Industrie, dem Kriegsdienst für die Juden nach dem Exil nicht viel zu holen, so blieb der Mehrzahl von ihnen, wie in Babylon, kein anderer Erwerbszweig übrig, als der Handel. Ihm ergaben sie sich um so lieber, als sie die dazu erforderlichen geistigen Fähigskeiten und Kenntnisse seit Jahrhunderten entwickelt hatten.

Aber gerade seit der babylonischen Gefangenschaft vollzogen sich Umwälzungen in der Politik und im Handel, die für die kommerzielle Stellung Palästinas sehr verhängniszvoll wurden.

Bäuerliche Landwirtschaft und auch Handwerf sind höchst fonservative Erwerbszweige. Nur selten werden in ihnen technische Fortschritte gemacht, nur langsam bürgern sich solche ein, solange der Stachel der Konkurrenz sehlt, wie das bei primitiven Verhältnissen der Fall ist und solange bei normalem Laufe der Dinge, also abgesehen von Mißernten, Seuchen, Kriegen und ähnlichen Massenunglücken, jeder Arbeiter, der in der herkömmlichen Weise wirtschaftet, seines Vrotes sicher ist, indes das Neue, also auch Unerprobte, Ursache von Mißersolgen und Verlusten werden kann.

Technische Fortschritte in bäuerlicher Landwirtschaft und im Handwerk entspringen da in der Regel nicht aus diesen Gebieten selbst, sondern aus dem Handel, der vom Ausland neue Produkte, neue Verfahrungsarten bringt, die zum Denken anregen und schließlich neue vorteilhafte Kulturen und Methoden erzeugen.

Beit weniger konservativ ift der Handel, der von vornherein über die lokale und berufliche Beschränkheit erhaben ift, von vornherein fritisch gegen das zu Saufe überlieferte, weil er es vergleichen und meffen kann mit dem an anderen Orten unter anderen Berhältniffen Erreichten. Und früher als der Landwirt und der Handwerker unterliegt der Kauf= mann dem Drucke der Konkurrenz, da er in den großen Bentren des Handels mit Konfurrenten der verschiedensten Nationen zusammentrifft. So wird er bald gedrängt, immer wieder nach Neuem zu ftreben, vor allem nach Berbefferung der Berkehrsmittel und nach Erweiterung des Kreises der Handelsbeziehungen. Solange Landwirtschaft und Industrie nicht kapitalistisch betrieben und nicht auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut werden, ift es einzig der handel, der ein revolutionäres Element in der Dfonomie bildet. Nament= lich aber wirft in dieser Beise ber Seehandel. Die Seeschiffahrt ermöglicht es, größere Strecken zu durchmeffen, verschiedenartigere Bölker miteinander in Berührung zu bringen als der Landhandel. Das Meer trennt ja urfprünglich die Bölfer mehr als das Land und macht bie Entwicklung jedes derselben von den anderen unabhängiger und eigenartiger. Wenn dann die Seeschiffahrt sich entwickelt, und die bis dahin getrennten Bölfer in Berührung miteinander tommen, ftogen oft viel größere Gegenfage aufeinander wie beim Landhandel. Die Seeschiffahrt ftellt aber auch größere Anforderungen an die Technif; ber Seehandel entwickelt sich viel später als der Landhandel, benn ein feetüchtiges Schiff zu bauen, erfordert eine weit größere Beherrschung ber Natur, als etwa ein Kamel oder einen Gfel zu gahmen. Andererfeits werden gerade die großen Profite bes Seehandels, die nur auf ber Grundlage einer hohen Technik bes Schiffbaues erreichbar find, einer ber ftärfften Antriebe, diese Technif zu entwickeln. Bielleicht

auf keinem anderen Gebiet entwickelte sich die Technik des Altertums so rasch und seierte solche Triumphe, wie auf dem des Schiffbaues.

Der Seehandel schränkt den Landhandel keineswegs ein. Im Gegenteil, er sördert ihn. Soll eine Hafenstadt gedeihen, dann bedarf sie in der Regel eines Hinterlandes, von dem ihr die Waren zugeführt werden, welche sie verschifft, das ihr aber auch die Waren abnimmt, welche die Schiffe ihr bringen. Sie muß bestrebt sein, zugleich mit dem Seeverkehr auch den Landverkehr zu entwickeln. Dabei gewinnt jedoch der erstere immer mehr an Bedeutung, er wird der entscheidende und der letztere von jenem abhängig. Andern sich die Pfade des Seeverkehrs, so müssen sich nun auch die Pfade des Landverkehrs ändern.

Die ersten Seefahrer auf weiteren Strecken im Mittelmeer lieferte Phonizien, zwischen den alten Rulturlandern am Nil und Euphrat gelegen und an deren Berkehr teil= nehmend. Dies Land lag ebenfo am Mittelmeer, wie das der Agypter. Aber das der letteren forderte vornehmlich zum Ackerbau auf, deffen Produktion dank der Aberschwem= mung des Nil unerschöpflich war, nicht zur Seeschiffahrt. Dazu mangelte ihm das nötige Schiffbauholz, jedoch auch der Drang der Not, die anfangs allein den Menschen ver= anlassen kann, sich den Gefahren der offenen See auszuseken. So hohe Ausbildung die Flußschiffahrt der Agypter erlangte, ihre Seeschiffahrt blieb Ruftenschiffahrt auf furze Strecken. Sie entwickelten die Landwirtschaft und die Induftrie, namentlich die Weberei, und ihr Handelsverkehr blühte. Aber sie zogen nicht als Handelsleute in die Fremde, son= dern warteten, daß die Fremden mit ihren Waren zu ihnen kamen. Die Büfte und das Meer blieben ihnen feindliche Elemente.

Die Phönizier bagegen wohnten an einer Seeküste, die sie ins Meer hinausdrängte, da sie dicht an einem felsigen Gebirge lag, das nur dürftigen Ackerbau ermöglichte und

zwang, bessen unzureichende Ergebnisse durch Fischsang zu ergänzen, das außerdem ausgezeichnetes Holz zum Schisse bau lieserte. Damit waren Bedingungen gegeben, die die Phönizier aufs Meer hinaustrieden. Ihre Lage zwischen den Gebieten entwickeltster Industrie bot dann den Anreiz, die Ausfahrten zum Fischsang zu Ausfahrten sür den Handelsverkehr zur See zu erweitern. So wurden sie zu den Trägern indischer, arabischer, babylonischer, ägyptischer Produkte, namentlich Textilarbeiten und Gewürze, nach dem Westen, von dem sie wieder Produkte anderer Art, namentlich Metalle, holten.

Aber mit der Zeit erstanden ihnen gefährliche Konkurrenten in den Griechen, den Bewohnern von Infeln und Ruften, deren Ackerland fast ebenso dürftig war wie das Phöniziens, fo daß fie ebenfalls zu Fischerei und Schiffahrt getrieben wurden. Immer gewaltiger erwuchs diese und wurde den Phoniziern immer furchtbarer. Zunächst suchten die Griechen die Phonizier zu umgehen und neue Wege nach dem Drient zu gewinnen. Sie gingen in das Schwarze Meer, von beffen Häfen aus über Zentralafien ein Berkehr mit Indien hergeftellt wurde. Und zugleich suchten fie Berbindungen mit Agypten anzuknüpfen, dieses bem Seehandel zu erschließen. Rurg vor der Zeit der babylonischen Gefangenschaft der Juden gelang dies ben Joniern und Karern. Geit Bfammetich (663) faffen fie festen Fuß in Agypten, das fie als Handelsleute immer mehr überschwemmen. Unter Amafis (569 bis 525) erhielten fie schon ein Gebiet am westlichen Rilarm, um bort eine eigene Hafenstadt nach ihrer Beise zu gründen, Naufratis. Es follte den alleinigen Mittelpunkt bes griechischen Handels bilben. Bald barauf erlag Agypten, wie früher schon Babylonien, den Perfern, 525. Aber die Stellung der Griechen in Agypten erlitt dadurch feine Ginbuße. Den Fremden murde vielmehr nun der Berkehr mit ganz Agypten völlig freigegeben, und daraus zogen die Griechen den Hauptvorteil. Sobald das perfische Regime

erschlaffte, der friegerische Sinn des ehemaligen Nomadenvolfes im Großstadtleben verweichlichte, empörten sich die Agypter und suchten ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, wobei sie eine Zeitlang Erfolg hatten (von 404
bis 342). Auch das wieder vermochten sie nur mit Hilfe
der Griechen, die inzwischen so erstarkt waren, daß sie die
machtvollen Perser zu Wasser und zu Lande zurückgeschlagen
und mit diesen auch deren Untertanen, die Phönizier, zurückgedrängt hatten. Unter Alexander von Mazedonien ergreist
dann das Griechentum, seit 334, die Offensive gegen das
persische Reich, annektiert es und macht der Herrlichkeit der
phönizischen Städte, die schon lange im Niedergang war,
völlig ein Ende.

Noch rascher als der Handel Phöniziens hatte der Palästinas abgenommen, hatte sich der Welthandel von den Straßen Balästinas abgewendet, sowohl der Export Indiens, wie der Babyloniens, Aradiens, Athiopiens und Agyptens. Palästina blied als Grenzland zwischen Agypten und Syrien der Schauplat, auf dem sich die Kriege zwischen den Herren Syriens und benen Agyptens am ehesten abspielten, aber der Hande lzwischen diesen Gebieten ging nun übers Meer am Lande vorüber. Palästina hatte von seiner Zwischenstellung nur noch alle Nachteile bewahrt, alle Vorteile das gegen verloren. Während die Masse der Juden immer mehr auf den Handel als Erwerbszweig hingewiesen wurde, verminderte sich immer mehr die Möglichkeit sür sie, in ihrem Lande Handel zu treiben.

Da also der Handel nicht zu ihnen kam, so wurden sie getrieben, dem Handel nachzugehen ins Ausland zu solchen Bölfern, die nicht eine handeltreibende Klasse aus sich erzeugten, sondern die Ausländer als Kausleute zu sich kommen ließen. Solcher Bölfer gab es nicht wenige. Wo der Landbau die Masse des Bolfes ernährte, wo er nicht einer Erzgänzung durch nomadische Liehzucht oder Fischerei bedurfte und die Aristofratie durch Anhäufung von Latisundien zu

Haufe und durch Kriege nach außen ihrem Expansionsbrang genügte, zog man es vor, die Händler zu sich kommen zu lassen, statt selbst ins Ausland zu ziehen, um von dort fremde Waren zu holen. So hatten es, wie wir eben gesehen, die Agypter gehalten, so hielten es, wie wir auch schon wissen, die Kömer. Hier wie dort waren die Händler Ausländer, namentlich Griechen und Juden. In solchen Ländern gediehen sie am besten.

So fommt es zur Diaspora, zur Zerstreuung der Juden außerhalb ihrer Heimat, gerade in der Zeit nach dem babysonischen Exil, gerade von da an, wo ihnen die Heimfehr in ihre Heimat wieder gestattet war. Diese Zerstreuung war eben nicht die Folge eines Gewaltaktes, wie die Zerstörung Jerusalems, sondern die Folge einer unmerklichen Umwälzung, die damals begann, der Beränderung der Handelswege. Und da die Wege des Welthandels seitdem dis heute Palästina gemieden haben, wird es auch dis heute von der Masse der Juden gemieden, selbst wenn ihnen die Freiheit der Niederlassung im Lande ihrer Väter geboten wird. Daran wird aller Zionismus nichts ändern, solange er nicht die Macht besitzt, das Zentrum des Welthandels nach Jerusalem zu verlegen.

Ihre größten Ansammlungen erwuchsen dort, wo der stärkfte Handelsverkehr flutete und die größten Reichtümer zusammenströmten, in Alexandrien und später in Rom. Nicht nur an Zahl nahmen die Juden dort zu, sondern auch an Reichtum und Macht. Ihr starkes nationales Empfinden gab ihnen auch einen starken Zusammenhalt, der um so kraftvoller wirkte, je mehr in den Zeiten allgemeiner und zunehmender gesellschaftlicher Zersezung der letzten Jahrhunderte vor Christo die allgemeinen gesellschaftlichen Bande sich lockerten und auflösten. Und da die Juden gleichzeitig in allen Handelszentren der damaligen helsenischen und römischen Kulturwelt zu sinden waren, erstreckte sich ihr inniger Zusammenhalt über deren ganzen

Bereich, bilbeten sie eine Internationale, die jedem ihrer Mitglieder, wo immer es hinkommen mochte, auf das tatskräftigste beistand. Nehmen wir dazu ihre durch so viele Jahrhunderte gebildeten kommerziellen Fähigkeiten, die sie seit dem Exil einseitig auf schärfste entwickelten, dann bes greift man diese Zunahme ihrer Macht und ihres Reichtums.

Bon Alexandrien sagt Mommsen, daß es "fast ebensosehr eine Stadt der Juden war, wie der Griechen, die dortige Judenschaft an Zahl, Reichtum, Intelligenz, Organisation der jerusalemitischen mindestens gleich zu achten. In der ersten Kaiserzeit rechnete man auf 8 Millionen Agypter eine Million Juden, und ihr Einfluß reichte vermutlich über dieses Zahlenverhältnis hinauß. . . . Ihnen und nur ihhnen wird es gestattet, sozusagen eine Gemeinde in der Gemeinde zu bilden und, während die übrigen Nichtbürger von den Behörden der Bürgerschaft regiert werden, dis zu einem aewissen Grade sich selbst zu regieren."

"Die Juden,' jagt Strabo, haben in Alexandria ein eigenes Bolkshaupt, welches dem Bolke vorsteht und die Prozesse entscheidet und über die Verträge und Ordnungen versügt, als beherrsche es eine selbständige Gemeinde.' Es geschah dies, weil die Juden eine derartige spezisische Jurisdistion als durch ihre Nationalität oder, was auf dasselbe hinauskommt, ihre Religion gesordert bezeichneten. Weiter nahmen die allgemeinen staatlichen Ordnungen auf die national-religiösen Bedenken der Juden in ausgedehntem Umfang Rücksicht und halfen nach Möglichkeit durch Exemtionen aus. Das Zusammenwohnen trat wenigstens häusig hinzu; in Alexandrien zum Beispiel waren von den fünf Stadtquartieren zwei vorwiegend von Juden bewohnt."*

Nicht bloß zu Reichtum gelangten alexandrinische Juden, sondern auch zu Ansehen und Einfluß auf die Beherrscher der Welt.

^{*} Mommsen, Römische Geschichte, V, S. 489 bis 492.

Eine bedeutende Rolle spielte zum Beispiel der Oberzoll= pächter der arabischen Seite des Nil, der Alabarche Alexander. Agrippa, der später König Judaas wurde, pumpte ihn zur Zeit des Tiberius um ein Darlehen von 200 000 Drachmen Alexander gab ihm bar 5 Talente und eine Anweisung auf Auszahlung des Restes in Dikaarchia.* Das bezeugt die enge Geschäftsverbindung zwischen den Suden in Alexandrien und denen Italiens. In Dikaarchia oder Buteoli bei Neapel bestand eine starke Judengemeinde. Von demselben alexandrinischen Juden berichtet Josephus weiter: "Er, der Kaifer Claudius, ließ den Alabarchen Alexander Lufimachus, feinen alten, guten Freund, der feiner Mutter Antonia Verwalter gewesen und von Cajus im Born ins Gefängnis gesetzt worden war, wieder los. Desselbigen Sohn Marcus vermählte sich nachher mit des Königs Agrippa Tochter Berenike".**

Was von Merandrien, gilt auch von Antiochien: "Wie in der Hauptstadt Agyptens ift auch in derzenigen Syriens den Juden ein gewifsermaßen selbständiges Gemeinwesen und eine privilegierte Stellung eingeräumt worden, und ihre Stellung als Zentren der jüdischen Diaspora ist nicht das schwächste Element in der Entwicklung der beiden Städte aeworden".**

In Kom läßt sich die Anwesenheit von Juden dis in das zweite Jahrhundert vor Christi zurückversolgen. Schon 139 v. Chr. wies der römische Fremdenprätor Juden aus, die zu ihrem Sabbat italische Proselyten zugelassen hatten. Vielleicht waren das Mitglieder einer Gesandtschaft, die Simon Makkadus ausgesandt hatte, das Wohlwollen der Römer zu gewinnen, und die die Gelegenheit benutzen, für ihre Keligion Propaganda zu machen. Bald aber sinden

^{*} Josephus, Mtertumer der Juden, 18, 6, 3.

^{**} Alltert. 19, 5, 1.

^{***} Mommsen, Römische Geschichte V, S. 456.

wir Juden in Rom ansässig, und die dortige Judengemeinde wurde sehr verstärkt, als Pompejus 63 v. Chr. Jerusalem eroberte. Er brachte zahlreiche kriegsgefangene Juden nach Rom, die dann als Sklaven oder Freigelassene dort lebten. Die Gemeinde gewann bedeutenden Einfluß. Um das Jahr 60 beschwerte sich Cicero, daß ihre Macht sogar auf dem Forum wirksam sei. Sie stieg noch unter Cäsar. Mommsen stellt das in folgender Weise dar:

"Wie zahlreich felbst in Rom die jüdische Bevölkerung bereits vor Cafar war und zugleich wie landsmannschaftlich eng die Juden auch damals zusammenhielten, beweist die Bemerkung eines Schriftstellers diefer Zeit, daß es für den Statthalter bedenklich sei, den Juden in seiner Provinz nahezutreten, weil er dann sicher darauf zählen dürfe, nach seiner Heimkehr von dem hauptstädtischen Böbel ausgepfiffen zu werden. Dies Judentum, obwohl nicht der erfreulichste Bug in dem nirgends erfreulichen Bilde der damaligen Bölkermengung, war nichtsbestoweniger ein im natürlichen Verlauf der Dinge sich entwickelndes geschichtliches Moment. das der Staatsmann weder sich ableugnen noch bekämpfen durfte und dem Cafar vielmehr, eben wie sein Borganger Merander (von Mazedonien), in richtiger Erkenntnis möglichst Vorschub tat. Wenn Alexander, der Stifter des alerandrinischen Judentums, damit nicht viel weniger für die Nation tat wie ihr eigener David durch den Tempelbau von Jerusalem, so förderte auch Casar die Juden in Alexandria wie in Rom durch besondere Begünftigungen und Vorrechte und schützte namentlich ihren eigentümlichen Rult gegen die römischen wie gegen die griechischen Lokalpfaffen. Die beiben großen Männer bachten natürlich nicht baran, der hellenischen oder italisch-hellenischen Nationalität die judische ebenbürtig zur Seite zu stellen. Aber der Jude, der nicht wie der Ofzidentale die Pandoragabe politischer Organisation empfangen hat und gegen den Staat sich wesentlich gleichgültig verhält; der ferner ebenso schwer den

Kern seiner nationalen Eigentümlichkeiten ausgibt, als bereitzwillig denselben mit jeder beliedigen Nationalität umhüllt und dis zu einem gewissen Grade der fremden Volkstümlichkeit sich auschmiegt — der Jude war eben darum geschaffen für einen Staat, welcher auf den Trümmern von hundert Politien erdaut und mit einer gewissermaßen abstrakten und von vornherein verschliffenen Nationalität auszgestattet werden sollte. Auch in der alten Welt war das Judentum ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Dekomposition und insofern ein vorzugszweise berechtigtes Mitglied in dem cäsarischen Staat, dessen Politie doch eigentlich nichts als Weltbürgertum, dessen Volkstümlichkeit im Grunde nichts als Humanität war."*

Mommsen bringt es hier fertig, in ein paar Zeilen gleich drei Sorten professoraler Geschichtsaufsassungen unterzubringen. Zuerst die, daß die Monarchen die Geschichte machen, daß ein paar Dekrete Alexanders des Großen es waren, wodurch das alexandrinische Judentum geschaffen wurde, und nicht etwa die Veränderung der Handelswege, die vor Alexander schon ein starkes Judentum in Agypten erzeugt hatte und es nach Alexander weiterhin entwickelte und stärkte. Oder sollte gar der ganze, viele Jahrhunderte lang dauernde Welthandel Agyptens durch einen gelegentlichen Einfall des mazedonischen Eroberers während seines slüchtigen Ausenthaltes in jenem Lande geschaffen worden sein?

Gleich nach diesem Aberglauben an königliche Dekrete marschiert der Rassenaberglaube auf: Die Bölker des Abendslandes haben von Natur aus als "Pandoragabe" die Rassens anlage der politischen Organisation erhalten, die den Juden von Geburt an sehlt. Die Natur schafft offenbar die politischen Veranlagungen aus sich selbst, ehe es noch eine Politischt, und verteilt sie dann nach Willkür unter den vers

^{*} Mommsen, Römische Geschichte, III, S. 549 bis 551. Kautsty, Der ursprung des Christentums.

schiedenen "Rassen", was immer man darunter verstehen mag. Diese mystische Naturlaune erscheint hier um so komischer, wenn man sich erinnert, daß die Juden bis zum Exil von der "Pandoragabe" der politischen Organisation einen ebens großen Anteil besaßen und gebrauchten, wie alle anderen Bölker ihrer Kulturstuse. Erst der Zwang äußerer Berhältnisse machte sie staatslos und nahm ihnen damit das Masterial zu einer politischen Organisation.

Bu der monarchischen und naturwissenschaftlichen Geschichtsauffassung gesellt sich als dritte noch jene Jdeologie, die glaubt, daß die Feldherren und Organisatoren der Staaten sich durch Gedankengänge leiten lassen, wie sie deutsche Professoren in der Studierstube ausspinitisieren. Da wird in den skrupellosen Hochstapler und Glücksritter Cäsar der Gedanke hineingeheimnist, er habe eine abstrakte Nationalität des Weltbürgertums und der Humanität schaffen wollen und die Juden als das brauchbarste Mittel dazu erkannt und darum bevorzugt!

Selbst wenn Cäsar sich in solchem Sinne ausgesprochen hätte, brauchte man das nicht ohne weiteres für seine wirfslichen Gedankengänge anzunehmen. Ebensowenig wie man etwa Napoleon III. Phrasen ernst nehmen durste. Die liberalen Prosessowen zu jener Zeit, in der Mommsens römische Geschichte geschrieben wurde, ließen sich freilich durch napoleonische Redensarten leicht gesangennehmen, aber das bildete nicht ihre politische Stärke. Cäsar hat indes nicht einmal eine Spur eines ähnlichen Gedankenganges geäußert. Die Cäsaren haben stets nur mit solchen Phrasen um sich geworfen, die in Mode waren, mit denen man Demagogie treiben konnte, unter leichtgläubigen Proletariern oder leichtsgläubigen Proletariern oder leichtsgläubigen Prosessowen

Die Tatsache, daß Cäsar die Juden nicht bloß duldete, sondern bevorzugte, erklärt sich bei seinen ewigen Schulden und seiner ewigen Geldgier wohl viel einfacher, wenn auch weniger großartig. Geld war die entscheidende Macht im

Staate geworden. Weil die Juden Geld befaßen, ihm daburch nühlich geworden waren und weiter nühlich werden konnten, und nicht, weil ihre Raffeneigentümlichkeiten bei der Schaffung einer "abstrakten, verschliffenen Nationalität" verwendbar waren, schützte und privilegierte sie Cäfar.

Sie wußten bessen Gunft wohl zu schätzen. Seinen Tod beklaaten sie aufs tiefste.

"Bei der großen öffentlichen Trauerfeier beweinten ihn auch die ausländischen Sinwohner (Roms), jede Nation nach ihrer Art, besonders die Juden, die sogar eine Reihe von Nächten nacheinander die Leichenstätte besuchten."*

Auch Augustus wußte die Bedeutung des Judentums zu schäken.

"Die vorderasiatischen Gemeinden machten unter Augustus den Versuch, ihre jüdischen Mitbürger bei der Aushebung aleichmäßig heranzuziehen und ihnen die Einhaltung des Sabbats nicht ferner zu gestatten; Agrippa aber entschied gegen sie und hielt den Status quo zugunften der Suden aufrecht oder stellte vielmehr die bisher wohl nur von einzelnen Statthaltern oder Gemeinden der griechischen Brovinzen nach Umftanben zugelaffene Befreiung ber Suben vom Kriegsbienft und das Sabbatprivilegium vielleicht jest erst rechtlich fest. Augustus wies ferner die Statthalter von Ufia an, die ftrengen Reichsgesetze über Vereine und Bersammlungen gegen die Juden nicht zur Anwendung zu bringen. . . Der Judenkolonie in der Vorstadt Roms jenseits der Tiber zeigte Augustus sich gunftig und ließ bei feinen Spenden ben, ber bes Sabbats wegen fich verfäumt hatte, nachträglich zu."**

Die Juden in Rom müffen damals äußerst zahlreich gewesen sein. Von ihrer Gemeinde schlossen sich um 3 v. Chr. einer jüdischen Gesandtschaft an Augustus über 8000 (bloß

^{*} Sueton, Julius Cafar, Kap. 84.

^{**} Mommsen, Kömische Geschichte, V, S. 497, 498.

Männer?) an! Erst jüngst wieder hat man zahlreiche jüdische Begräbnisplätze in Rom entdeckt.

ilbrigens, wenn der Handel ihre Hauptbeschäftigung bildete, so waren doch nicht alle Juden im Ausland Händler. Wo viele beisammenwohnten, beschäftigten sie auch jüdische Handwerker. Jüdische Arzte werden auf Inschristen von Ephesus und Benosa bezeugt.* Josephus erzählt uns sogar von einem jüdischen Hossichen Fosschauspieler in Rom: "In Dikäsarchia oder Puteoli, wie es die Italer nennen, gewann ich die Freundschaft des Schauspielers (μεμολόγος) Alliturus, der jüdischer Abstammung und bei Nero sehr beliebt war. Durch ihn wurde ich mit der Kaiserin Poppäa bekannt."**

c. Die jüdische Propaganda.

Bis zum Exil hatte das Volk Jfraels sich in keiner ungewöhnlichen Weise vermehrt. Nicht mehr als andere Völker. Seitdem aber nahm es in unglaublichem Maße zu. Jest verwirklichte sich die Verheißung Jahves, die angeblich schon Abraham zuteil geworden war:

"Ich segne dich und will beine Nachsommenschaft so zahlreich werden lassen wie die Sterne am Himmel und der Sand am Ufer des Meeres, und deine Nachsommen sollen die Tore ihrer Feinde besitzen, und durch deine Nachsommen sollen alle Bölker auf Erden gesegnet werden."***

Diese Verheißung wurde wie so ziemlich alle Prophezeiungen der Bibel erst damals fabriziert, als der von ihr vorausgesehene Zustand schon eingetroffen war — ähnlich den Boraussagungen, die einzelne gottbegnadete Helden in modernen historischen Dramen vom Stapel lassen. Was Jahve schon Abraham in Aussicht stellte, konnte erst nach dem Exil niedergeschrieben sein, denn erst damals hatte dieser Sat einen Sinn. Dann aber paßte er vortrefslich.

^{*} Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes, III, 90.

^{**} Fosephus, Selbstbiographie.
*** 1. Mose 22, 17, 18.

Das Judentum nahm in der Tat überraschend zu, so daß es sich in allen wichtigen Städten der Mittelmeerwelt einnisten, die "Tore seiner Feinde besetzen" und überall ihren Handel beleben, "alle Völker auf Erden segnen" konnte.

Der Geograph Strabo, der um die Zeit von Chrifti Geburt schrieb, sagte von den Juden: "Dieses Volk ist schon in jegliche Stadt gekommen, und man kann nicht leicht einen Ort der bewohnten Erde finden, der nicht diese Nation aufgenommen hätte und nicht von ihr (finanziell) beherrscht würde."

Diese rasche Zunahme der jüdischen Bolkszahl ist wohl zum Teil der großen Fruchtbarkeit der Juden zuzuschreiben. Aber auch das ist nicht ein besonderes Merkmal ihrer Rasse — da müßte sie ja von jeher aufgefallen sein —, sondern ein besonderes Merkmal der Klasse, die sie jetzt

vornehmlich repräsentierten, der Kaufmannschaft.

Nicht nur jede Gesellschaftsform, sondern innerhalb einer gegebenen Gesellschaft hat auch jede Klasse ihr besonderes Bevölkerungsgeset. Das moderne Lohnproletariat zum Beispiel vermehrt sich rasch, dank dem Umstand, daß die Proletarier, weibliche nicht minder wie männliche, früh ökonomisch selbständig werden und Aussicht haben, auch ihre Kinder früh unterzubringen; auch hat der Proletarier kein Erbe zu teilen, das ihn veranlassen könnte, die Zahl seiner Kinder zu beschränken.

Bei den seßhaften Landwirten wechselt das Gesetz ihrer Vermehrung. Wo sie freien Boden vorsinden, wie das überall der Fall ist, wenn sie ein Land besetzen, das dis dahin von Jägern oder Hirten bewohnt war, da vermehren sie sich ungemein rasch, denn die Bedingungen ihrer Existenz sind der Aufzucht ihrer Kinder viel günstiger als zum Beisspiel die von nomadisierenden Jägern mit der Unsicherheit ihrer Nahrungsquellen und dem Mangel an anderer Milchendhrung als Muttermilch, was die Mutter zwingt, ihre Kinder mehrere Jahre lang zu säugen. Der Ackerdauer ers

zeugt regelmäßige Nahrung in Fülle, und das Vieh, das er aufzieht, gibt auch reichliche Milch, mehr als das Vieh der nomadischen Hirten, das viele Kraft beim Suchen von Futter auswendet.

Aber der zum Ackerbau verwendbare Grund und Boden ist beschränkt, und er kann durch das Privateigentum noch mehr beschränkt werden, als er es von Natur aus ist. Dabei ist die technische Entwicklung der Landwirtschaft meist eine äußerst langsame. Früher oder später kommt daher für ein Bolk von Ackerbauern der Zeitpunkt, von dem an es neuen Boden zur Gründung neuer Heimstätten und Familien nicht mehr vorsindet. Das treibt den Bauern, wenn sein überschüssiger Nachwuchs nicht einen Absluß in einen anderen Beruf, etwa Kriegsdienst oder eine städtische Industrie sindet, die Zahl seiner Nachsommen künstlich zu beschränken. Bauern in dieser Situation werden das Ideal der Malthusianer.

Aber schon das bloße Privateigentum am Boden kann in gleicher Beise wirken, auch wenn noch nicht alles fultur= fähige Land angebaut ift. Der Besitz von Boden gibt jett Macht: je mehr Boden man besitzt, über desto mehr Macht und Reichtum in der Gefellschaft verfügt man. Den Bodenbesitz zu vergrößern, wird jett das Streben der Grund= besitzer, und da die Bodenfläche gegeben und nicht vermehr= bar ift, fann ber Bodenbesitz nur vergrößert werden durch Zusammenfassung schon bestehender Besitzungen. Das Erb= recht kann dieje Zusammenfassung fördern oder hemmen, Es fann fie fördern bei Cheschließungen, wenn beide Teile Grundbesit erben, ben fie vereinigen; es fann fie hemmen, wenn ein Grundbesitz unter mehreren Erben zu teilen ift. Daher kommt, wie beim bäuerlichen, fo beim großen Grundbesitz, der Zeitpunkt, wo er entweder seine Nachkommenschaft möglichft beschränft, um seinen Befit möglichft groß zu er= halten, oder die Nachkommen bis auf einen enterbt. Wenn die Teilung des Erbes unter die Kinder Regel bleibt, dann

führt das Privateigentum an Boben früher oder später zur Einschränkung des Nachwuchses der Grundbesitzer, unter Umständen zu ihrer steten Verminderung. Dies einer der Gründe, warum sich das römische Reich entvölkerte, das ja im wesentlichen auf der Landwirtschaft beruhte.

Einen lebhaften Gegensatz dazu bildete die Fruchtbarkeit der jüdischen Familien. Die Juden hatten eben aufgehört, ein Bolf zu sein, in dem die Landwirtschaft überwog. In der großen Mehrheit waren sie Handelsleute, Kapitaliften. Das Kapital ift aber im Gegenfat zum Grund und Boden vermehrbar. Bei aufblühendem Handel kann es rascher wachsen, als die Nachkommenschaft der Handelsleute. Diese fönnen sich schnell vermehren, und doch kann der Reichtum jedes einzelnen zunehmen. Gerade die Sahrhunderte nach dem Gril bis in die Anfänge der Kaiferzeit fahen aber einen enormen Aufschwung des Handels. Die Ausbeutung der in ber Landwirtschaft tätigen Arbeiter — Stlaven, Bachter. Bauern — ftieg rasch, und gleichzeitig dehnte sich das Gebiet diefer Ausbeutung aus. Auch die Ausbeutung der Bergwerke nahm zu, solange die Sklavenzufuhr nicht stockte. Das führte, wie wir gesehen, schließlich zum Niedergang der Landwirtschaft, zur Entvölkerung des flachen Landes, endlich zum Versiegen der militärischen Kraft, damit ber Sflavenzufuhr, die auf ftändigen, glücklichen Kriegen beruhte, und daher auch zum Rückgang des Bergbaues. Aber es dauerte lange, bis diefe Konfequenzen fich fühlbar machten, und bis dahin wuchs die Ansammlung von Reichtum in wenigen Banden bei gleichzeitigem Verkommen der Bevölkerung, und wuchs ber Luxus der Reichen. Der Handel war aber damals vornehmlich Luxushandel. Die Mittel des Berkehrs waren noch wenig entwickelt, billige Massentransporte erft in ihren Anfängen. Der Kornhandel von Agypten nach Italien erhielt wohl einige Bedeutung, aber im allgemeinen bildeten Gegenstände des Luxus den Hauptinhalt des Handels. Wenn der moderne Handel vor allem der Pro-

duktion und dem Konfum großer Maffen dient, diente er ehedem dem übermut und der Verschwendung einer kleinen Rahl von Ausbeutern. Hängt er heute ab vom Wachstum des Massenkonsums, so hing er früher ab vom Wachstum der Ausbeutung und der Verschwendung. Dazu fand er nie gunftigere Bedingungen, als in der Zeit von der Bearündung des persischen Reiches bis in die Zeit der ersten Cafaren. Wie hart auch die Beränderung der Handelswege Palästina treffen mochte, sie förderte aufs lebhafteste den Handel im allgemeinen vom Euphrat und Nil bis an die Donau und ben Rhein, von Indien bis nach Britannien. Wohl mochten in jener Zeit Nationen verkommen und sich entvölkern, die in der Landwirtschaft ihre ökonomische Grundlage fanden. Gine Nation von Kaufleuten mußte gedeihen und brauchte ihren natürlichen Bevölkerungszuwachs nicht im mindeften zu hemmen. Diefer fand auch feine äußeren Sinderniffe, die ihn beeinträchtigt hätten.

Aber wie groß wir auch die natürliche Fruchtbarkeit des Judentums veranschlagen mögen, sie würde für sich allein nicht genügen, sein rasches Wachstum zu erklären. Sie wurde in hohem Grade ergänzt durch seine propagansbistische Kraft.

Daß eine Nation sich durch religiöse Propaganda versmehrt, ist etwas so Außerordentliches, wie die historische Stellung des Judentums selbst.

Wie die anderen Bölfer wurden auch die Jsraeliten ursprünglich durch Blutbande zusammengehalten. Das Königtum setzte an Stelle der Gentilversassung den territorialen Berband, den Staat und seine Bezirke. Mit der Berpslanzung ins Exil hörte dieses Band auf. Die Nücktehr nach Jerussalem stellte es bloß für einen kleinen Bruchteil der Nation wieder her. Ihr größerer und immer wachsender Teil lebte außerhalb des jüdischen Nationalstaats, in der Fremde, nicht bloß vorübergehend, wie die Kausseute anderer Nationen, sondern dauernd. Das führte aber dahin, daß nun noch

ein weiteres Band der Nationalität verloren ging, die Ge= meinfamkeit der Sprache. Die im Ausland lebenden Ruden mußten deffen Sprache sprechen, und wenn mehrere Generationen dort gewohnt hatten, dann sprachen die jüngeren schließlich nur noch die Sprache des Wohnlandes und veraaken die des Mutterlandes. Namentlich das Griechische gewann unter ihnen eine weite Verbreitung. Schon im britten Jahrhundert vor unferer Zeitrechnung wurden die heiligen Schriften der Juden ins Griechische übersett, wohl weil von den alexandrinischen Juden nur noch wenige Hebräisch verstanden. Vielleicht auch zur Propaganda unter den Griechen. Das Griechische wurde die Sprache der neueren jüdischen Literatur. Aber auch die Sprache des jüdischen Bolkes, felbst in Italien. "Die verschiedenen judischen Gemeinden in Rom hatten teilweise gemeinsame Begräbnis= pläte, beren bis jest fünf bekannt find. Die Inschriften find überwiegend griechisch, allerdings zum Teil bis zur Unverständlichkeit jargonartig; daneben finden sich lateinische, aber keine hebräischen."* Nicht einmal in Balästina vermochten die Juden das Bebräische zu bewahren. Sie nahmen dort die Sprache der umwohnenden Bevölkerung, das Aramäische, an.

Schon mehrere Jahrhunderte vor der Zerftörung Jerufalems durch die Römer hat das Sebräische aufgehört, eine lebendige Sprache zu sein. Es diente nicht mehr als Mittel ber Berftändigung zwischen den Bolksgenoffen, sondern nur noch als Mittel bes Zuganges zu den heiligen Schriften ber Borzeit — welche Schriften freilich nur in der Illufion viele Sahrhunderte und Sahrtausende weit zurückreichten, da fie in Wirklichkeit eben erft aus alten Aberreften und neuen Erfindungen zurechtgemacht worden waren.

Diese angeblich den Urvätern Ifraels geoffenbarte, tatfächlich im Exil und feit dem Exil gebildete Religion, fie

^{*} Friedländer, Sittengeschichte Roms, II, 519.

wurde neben dem Handelsverkehr das festeste Band des Judentums, das einzige Merkmal, das es von den übrigen Nationen unterschied.

Aber der eine Gott dieser Religion war nicht mehr einer unter vielen Stammgöttern, wie ehedem, er war der einzige Gott der Welt, ein Gott aller Menschen, dessen Gebote allen Menschen galten. Die Juden unterschieden sich von den anderen nur dadurch, daß sie ihn erfannt hatten, indes die anderen in ihrer Verblendung nichts von ihm wußten. Die Erfenntnis dieses Gottes, das war jetzt das Merkmal des Judentums: wer ihn erfannte und seine Gebote anersfannte, der gehörte zu den Auserwählten Gottes, der war ein Jude.

Mit dem Monotheismus war also die logische Möglichfeit gegeben, durch dessen Propagierung den Kreis des Judentums zu erweitern. Diese Möglichkeit ware jedoch vielleicht ohne Folgen geblieben, wenn sie nicht zusammengetroffen ware mit seinem Drange, sich auszudehnen. Seine Kleinheit hatte das judische Bolf in die tiefste Erniedrigung versett. Aber es war nicht untergegangen. Die schlimmsten Trübsale hatte es überdauert, es hatte wieder festen Boden unter den Füßen gewonnen und fing an, in den verschiedensten Gegenden zu Macht und zu Reichtum zu gelangen. Daraus schöpfte es die stolze Zuversicht, daß es wirklich das außerwählte Volk sei, wirklich berufen, einmal die anderen Bölfer zu beherrschen. Aber so sehr es auf seinen Gott und den Messias, den es von ihm erwartete, bauen mochte, es mußte sich doch fagen, seine Sache sei hoffnungslos, solange es ein so winziges Bölfchen unter den Millionen von Heiden ausmachte, deren gewaltige Aberzahl ihm um so deutlicher zum Bewußtsein kam, je weiter sich der Kreis feiner Handelsbeziehungen ausdehnte. Je gewaltiger fein Sehnen nach Erhebung und Kraft war, um so eifriger mußte es trachten, die Bahl feiner Bolfsgenoffen zu mehren. Anhang unter ben fremden Bölfern zu gewinnen. Go entfaltete das Judentum in den letten Jahrhunderten vor der Zerstörung Jerusalems einen kraftvollen Drang nach Ausbehnung.

Für die Bewohner des jüdischen Staatswesens war der nächstliegende Weg der gewaltsamer Bekehrung. Daß man ein Volk unterwarf, war nichts Ungewöhnliches. Wo den Ruden das gelang, versuchten sie nun, ihm auch ihre Religion aufzuzwingen. Das geschah im Zeitalter der Makkabäer und ihrer Nachfolger, etwa von 165 bis 63 v. Chr., als der Niedergang des sprischen Reiches dem jüdischen Volke eine Zeitlang etwas Ellenbogenfreiheit gab, die es dazu benütte, nicht bloß das sprische Joch abzuschütteln, sondern fein eigenes Gebiet zu erweitern. Damals murde Galilaa erobert, das vordem nicht jüdisch gewesen, wie Schürer bewiesen hat.* Joumaa und das Oftjordanland ward unterworfen, sogar Ruf an der Seefüste gefaßt, in Joppe. Gine derartige Eroberungspolitif bildete nichts Ungewöhnliches. Aber ungewöhnlich war es, daß sie zu einer Politik reli= giöser Ausdehnung wurde. Die Bewohner der neu eroberten Gebiete mußten den Gott, der im Tempel Jerufalems verehrt wurde, zu dem ihrigen machen, mußten nach Serufalem wallfahrten, um ihn anzubeten, dahin die Tempelfteuer zahlen, mußten sich absondern von den übrigen Bölfern durch die Beschneidung und die Befolgung der eigenartigen jüdischen rituellen Sakungen.

Ein derartiges Verfahren war ganz unerhört in der antifen Welt, wo der Eroberer dem Unterworfenen in der Regel volle Freiheit der Religion und der Sitten ließ und bloß seine Steuer an Gut und Blut verlangte.

Diese Art der Ausdehnung des Judentums wurde indes nur vorübergehend möglich, solange die Macht der Syrer zu schwach und die der Römer noch nicht nahe genug war, die friegerischen Fortschritte Judas zu hemmen. Noch ehe

^{*} Geschichte des jüdischen Bolkes, II, S. 5.

Pompejus Jerusalem besetzt hatte (63 v. Chr.), war das Bordringen der Juden in Palästina zum Stillstand gestommen. Der gewaltsamen Methode der Ausbreitung der jüdischen Religionsgenossenschaft wurde dann durch die Oberhoheit der Kömer ein kraftvoller Riegel vorgeschoben.

Um so eifriger warsen sich die Juden von da an auf die andere Methode der Erweiterung ihrer Religionsgenossensschaft, die der friedlichen Propaganda. Auch das war damals noch eine eigenartige Erscheinung. Noch vor dem Christentum entfaltete das Judentum denselben Bekehrungseiser wie später dieses und hatte dabei bedeutenden Ersolg. Es war sehr begreislich, aber freilich nicht sehr logisch, wenn die Christen an den Juden diesen Eiser tadelten, den sie selbst für ihre eigene Religion so lebhaft entwickelten:

"Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharifäer!" läßt das Evangelium Jesus sagen, "ihr Heuchler, daß ihr Meer und Land durchstreift, um einen Proselhten zu machen; und wird er es, dann macht ihr aus ihm einen Sohn der Hölle, zweimal so arg, als ihr selbst seid." (Matth. 23, 15.)

Es war die Konkurrenz, die so christlich sprach.

Schon das materielle Interesse mußte dem Judentum so manchen Anhänger aus der "heidnischen" Welt zusühren. Teilnehmer an einer so weit verzweigten und aufblühenden Handelsgesellschaft zu sein, mochte nicht wenigen sehr verslockend erscheinen. Wo immer ein Jude hinkam, er durste darauf rechnen, von seinen Glaubensgenossen energisch unterstützt und gefördert zu werden.

Aber auch andere Gründe verliehen dem Judentum propas gandistische Kraft. Wir haben gesehen, wie eine, dem ethisschen Monotheismus günftige Stimmung von einer gewissen Ausdehnung des städtischen Lebens an erwächst. Aber der Monotheismus der Philosophen stand im Gegensah zur überlieserten Religion oder doch zum mindesten außerhalb ihres Bereichs. Er verlangte Selbständigkeit des Denkens. Dieselbe gesellschaftliche Entwicklung jedoch, die den monos

theistischen Gebanken begünstigte, führte, wie wir gesehen, zum Berkommen von Staat und Gesellschaft, zu wachsender Haltlosigkeit des einzelnen, zu einem steigenden Bedürsnis nach einer sesten Autorität; in der Weltanschauung also nicht nach Philosophie, die den einzelnen auf sich stellt, sondern nach Religion, die dem einzelnen als fertiges, sestes Produkt einer übermenschlichen Autorität gegenübertritt.

Zum Monotheismus nicht als Philosophie, sondern als Religion waren unter den Bölfern der antiken Kultur nur zwei durch besondere Umstände gelangt, die Perser und die Juden. Beider Religionen machten unter den Bölfern des Hellenismus und dann des Kömerreichs bedeutende Fortschritte. Aber das Judentum wurde durch seine trübe nationale Lage zu größerem Bekehrungseiser angetrieben, und in Alexandrien trat es in innige Berührung mit der griechischen Philosophie.

So konnte es ben Gemütern der versinkenden alten Welt, die an ihren überlieferten Göttern verzweifelten, ohne daß sie die Kraft fanden, eine eigene götterlose oder eingöttliche Weltanschauung zu bilden, am ehesten das dieten, wonach sie verlangten, um so mehr, als es mit dem Glauben an die eine ethische Urkraft auch den an den kommenden Erlöser verband, nach dem damals alle Welt

lechate.

Unter den vielen Religionen, die im römischen Weltreich zusammenkamen, war die jüdische diejenige, die dem Denken und Bedürsen jener Zeit am besten entsprach; sie war wohl nicht der Philosophie, aber den Religionen der "Heiden" überlegen — fein Wunder, daß die Juden sich stolz über diese erhaben fühlten und daß die Zahl ihrer Anhänger reißend wuchs. "Alle Menschen," sagte der jüdische Alexandriner Philo, "unterwirst sich daß Judentum und ermahnt sie zur Tugend, Barbaren, Hellenen, Festlandszund Inselbewohner, die Nationen des Ostens wie des Westens, Europäer, Asiaten, die Bölker der Erde:" Er erwartete,

das Judentum werde die Religion der Welt werden. Das war zur Zeit Christi.*

Wir haben oben bereits darauf hingewiesen, daß schon im Jahre 139 v. Chr. sogar in Rom Juden ausgewiesen wurden, weil sie italische Proselhten gemacht hatten. Aus Antiochia wird berichtet, der größte Teil der dortigen Judensgemeinde habe aus bekehrten, nicht aus geborenen Juden bestanden. An manchem anderen Orte wird es ebenso gewesen sein. Schon diese Tatsache allein beweist, wie lächerlich das Bestreben ist, die Merkmale des Judentums aus seiner Rasse zu erklären.

Sogar Könige traten zum Judentum über: Jzates, König der Landschaft Adiabene in Assprien wurde durch einige jüdische Proselntinnen dem Judentum zugeführt, dem sich auch seine Mutter Helena ergeben hatte. Sein Gifer ging so weit, daß er sich beschneiden ließ, obgleich sein jüdischer Lehrer selbst ihm das widerriet, damit er nicht seine Stellung gefährde. Auch seine Brüder traten zum Judentum über. Das geschah in der Zeit des Tiberius und des Claudius.

Schöne Jüdinnen haben noch manchen anderen König dem Judentum zugeführt.

So trat der König Aziz von Emesa zum Judentum über, um Drusilla, Agrippa II. Schwester zu heiraten. Diese lohnte seine Hingebung später in schwester Weise, indem sie ihren gekrönten Gatten um eines römischen Prokurators Felix willen aufgab. Nicht besser machte es ihre Schwester Berenice, um derentwillen der König Polemon sich beschweiter Beneice, um derentwillen der König Polemon sich beschneiden ließ. Die Liederlichseit seiner Gattin verleidete ihm nicht nur diese, sondern auch ihre Religion. Frau Berenice wußte sich zu trösten. Sie war an Männerwechsel gewöhnt. Zuerst hatte sie einen Marcus geheiratet, nach dessen Tode ihren Onkel Herodes. Als auch der starb, lebte sie mit

^{*} Vergl. das Buch Tobit 14, 6, 7.

ihrem Bruder Agrippa zusammen, bis sie den erwähnten Polemon heiratete. Schließlich aber erlangte sie die Würde einer Mätresse des Kaisers Titus.

Burde diese Dame dabei ihrem Volke untreu, so ergaben sich dafür zahlreiche andere Damen dem Judentum, das sie faszinierte. Darunter Neros Gemahlin, Poppäa Sabina, von der berichtet wird, sie sei eine eifrige Jüdin geworden. Ihr Lebenswandel gewann dadurch allerdings nicht an Sittsamkeit.

Josephus erzählt von den Bewohnern der Stadt Damasfus, sie hätten beabsichtigt, zu Beginn des jüdischen Aufstandes unter Nero, die Juden, die in der Stadt wohnten, auszutilgen. "Sie fürchteten nur ihre Weiber, denn diese waren fast alle der jüdischen Religion zugetan. Deshalb hielten sie ihr Vorhaben vor ihnen sehr geheim. Der Anschlag gelang. Sie brachten zehntausend Juden in einer Stunde um."*

Die Formen des Anschlusses an das Judentum waren sehr verschieden. Die eifrigsten der Neubekehrten nahmen es vollständig an. Ihre Aufnahme erforderte drei Prozeduren: einmal die Beschneidung, dann ein Tauchbad zur Reinigung von der heidnischen Sündhaftigkeit, endlich ein Opser. Bei den Frauen siel die erstere natürlich fort.

Aber nicht alle Bekehrten konnten sich entschließen, sämtliche Satzungen des Judentums ausnahmslos zu befolgen. Wir haben ja gesehen, wie widerspruchsvoll es war, wie es einen höchst aufgeklärten, internationalen Monotheismus mit höchst borniertem Stammesmonotheismus, reine Ethik mit ängstlichem Festhalten an überlieferten Gebräuchen vereinigte, so daß es neben Ideen, die den Menschen der das maligen Zeit höchst modern und großartig erschienen, auch Aufsassungen enthielt, die namentlich einen Hellenen oder Kömer höchst sonderbar, ja abstoßend berühren mußten und

^{*} Jüdischer Krieg, II, 20, 2.

durch die sich die Mitglieder der jüdischen Gemeinde den gesellschaftlichen Verkehr mit Nichtjuden unendlich erschwerten. Dazu gehörten zum Beispiel die Speisegesetze, die Besschneidung und die strenge Feier des Sabbat, die oft die wahnsinnigsten Formen annahm.

Aus Juvenal ersehen wir, daß die Kochsiste, die heute als neueste Ersindung für den Haushalt gepriesen wird, bei den alten Juden schon bekannt war. Sie steckten ihre Speissen am Borabend des Sabbat in mit Heu gefüllte Körbe, um sie dort warm zu halten. Ein solcher Korb soll in keiner jüdischen Haushaltung gesehlt haben. Das weist schon auf die Unbequemlichseiten hin, welche die strenge Feier des Sabbat mit sich brachte. Aber sie wurde hin und wieder so weit getrieben, daß sie den Juden direkt verderblich wurde. Fromme Juden, die im Kriege am Sabbat angegriffen wurden, verteidigten sich weder, noch slohen sie, sondern ließen sich ruhig niederhauen, um nur ja nicht Gottes Gebot zu übertreten.

Eines derartigen Fanatismus und Gottvertrauens waren nicht viele fähig. Aber auch eine weniger weit getriebene Durchführung des jüdischen Gesetzes war nicht nach jedermanns Geschmack. So sanden sich neben jenen, die in die jüdische Gemeinde eintraten und alle Konsequenzen des jüdischen Gesetzes auf sich nahmen, viele, die wohl die jüdische Gottesverehrung mitmachten und die Synagogen besuchten, aber die jüdischen Satungen ablehnten. Außerhalb Palästinas gab es unter den Juden selbst auch manche, die auf diese Satungen seinen so großen Wert legten. Man degnügte sich vielsach mit der Verehrung des wahren Gottes und dem Glauben an den kommenden Messias, verzichtete auf die Beschneidung und war zusrieden, wenn der neusgewonnene Freund der Gemeinde sich durch das Tauchsbad, die Tause, entsühnte.

Diese "frommen" (Sebomenoi) Judengenossen bildeten wohl die Mehrzahl unter jenen Heiben, die sich dem Juden-

tum zuwandten. Sie werden anfangs das wichtigste Refrutierungsgebiet der christlichen Gemeinde gebildet haben, sobald diese die Grenzen Jerusalems überschritt.

d. Der Judenhaß.

So groß auch die propagandistische Kraft des Judentums war, sie wirkte offenbar nicht auf alle Klassen in gleicher Weise. Manche mußten sich von ihm abgestoßen sühlen. So vor allem der Grundbesit, dessen Seßhaftigkeit und Lokalborniertheit am ehesten der Kuhelosigkeit und Juternationalität des Kausmanns widerstrebte. Auf seine Kosten wurden auch zum Teil die Prosite des Kausmanns gemacht, der trachtete, den Preis der Produkte möglichst zu drücken, die der Grundbesitzer dem Kausmann verkauste, um jene Produkte in die Höhe zu treiben, die der Grundbesitzer vom Kausmann kauste. Mit dem Wucherkapital hat sich der große Grundbesitz stets vortresstilch abgesunden; wir haben gesehen, daß er aus dem Bucher schon frühzeitig große Kraft zog. Dem Handel dagegen stand er in der Regel feindselig gegenüber.

Aber auch die für den Export arbeitenden Industriellen standen zum Kaufmann in einem ähnlichen feindseligen Berhältnis, wie heute die Heimarbeiter gegenüber den Ber-

legern.

Diese Gegnerschaft gegen den Handel wandte sich vornehmlich gegen die Juden, die so sehr ihre Nationalität sesthielten und, je weniger sie sich in ihrer Sprache von ihrer Umgebung unterschieden, um so zäher an den überkommenen nationalen Gebräuchen hingen, die nun mit dem nationalen Bande, der Religion, aufs innigste verschmolzen und durch die sie der Masse der Bevölkerung außerhald Palästinas so sehr aufsielen. Riesen diese Eigentümlichkeiten sonst nur den Spott der Menge hervor, wie alles Fremdartige, so wurden sie seindselig empfunden, wenn sie eine Schicht kennzeichneten, die wie alle Kausseute von der Ausbeutung lebte, Kautsty, Der ursprung des Christentums. dabei in engster internationaler Gemeinschaft gegen die übrige Bevölkerung zusammenhielt, an Reichtum und Privilegien zunahm, indes diese zusehends verarmte und in Rechtlosigkeit versank.

Wir fönnen aus Tacitus ersehen, wie das Judentum auf die anderen Nationen wirkte. Er berichtet:

"Neue Religionsgebräuche führte Moses ein, die denen der übrigen Sterblichen entgegengesetzt sind. Da ist alles gottlos (profanum), was bei uns heilig; und wieder bei ihnen gestattet, was für uns abscheulich." Alls solche Gebräuche nennt er die Enthaltung von Schweinesleisch, das häusige Fasten, den Sabbat.

"Diefe Religionsgebräuche, wodurch immer fie veranlaßt fein mögen, verteidigen fie wegen ihres hoben Alters. Andere widerwärtige und scheußliche Einrichtungen erhielten Kraft wegen ihrer Berworfenheit: benn badurch erreichten fie, daß die Schlechteften ihrer väterlichen Religion untreu werden und ihnen Beiträge und Spenden guführen: fo wuchs ber Reichtum ber Juden; auch weil unter ihnen felbst die ftriftefte Chrlichkeit und ftets hilfsbereite Mildtatiakeit berricht. bagegen aber gehäffige Reindseligkeit gegen alle anderen. Sie fondern fich von diefen ab bei ihren Mahlzeiten, enthalten fich bes Beischlafs mit den Beibern anderen Glaubens, untereinander aber kennen sie nichts Unerlaubtes. Die Beschneidung führten fie ein, um sich dadurch von den anberen zu unterscheiben. Die zu ihnen Abergetretenen nebmen auch die Beschneidung an, und mit nichts werden fie eher erfüllt als mit der Berachtung der Götter, dem Berzicht auf das Vaterland, der Geringschätzung der Eltern. Rinder und Brüder. Dabei find fie darauf bedacht, ihre Maffe zu mehren, und einen Nachkommen zu toten erscheint ihnen als ein Verbrechen. Die Seelen der im Rampfe oder durch Hinrichfung wegen ihrer Religion Geftorbenen balten fie für unfterblich: daher ihr Drang, Kinder zu zeugen und ihre Verachtung des Todes."

Tacitus bespricht dann noch ihre Verwerfung allen Vilberbienstes und schließt: "Die Sitten der Juden sind sinnlos und erbärmlich (Judaeorum mos absurdus sordidusque)."*

Die Satirifer höhnten gern die Juden; Wițe über die

Juden fanden stets ein empfängliches Publikum.

In seiner vierzehnten Satire zeigt Juvenal, wie das Beisspiel der Eltern auf die Kinder wirkt. Ein böses Beispiel

gibt ein Vater, der zum Judentum neigt:

"Du findest Menschen, denen das Schicksal einen Bater gab, der den Sabbat heiligt. Solche Leute beten nur Wolfen und die Himmelsgottheit an. Sie glauben, daß das Fleisch der Schweine nicht verschieden sei vom Menschenssteisch, weil der Bater sich des Schweinesleisches enthielt. Bald legen sie auch die Borhaut ab und verachten die Gesetz der Kömer. Jüdisches Recht dagegen erlernen, befolzgen und verehren sie, alles, was Moses in seiner geheimnissvollen Kolle überliesert. Nur Verehrern des gleichen Glauzbens zeigen sie den Weg, wenn jene dessen nicht kundig sind, nur Beschnittene (verpos) führen sie zur Quelle, nach der die Durstigen verlangen. Das bewirkt der Bater, dem jeder siedente Tag ein Kuhetag (ignavus) war, an dem er sich jeder Lebensäußerung enthielt."**

Se mehr das soziale Unbehagen wuchs, defto mehr nahm

die Judenfeindschaft zu.

Sie war schon damals das nächstliegende und ungefährslichste Mittel, den Grimm über den Niedergang von Staat und Gesellschaft zu äußern. Die Aristofraten und Latisuns dienbesitzer, die Wucherer und Generäle, oder gar die Desspoten auf den Thronen anzugreisen, war zu bedenklich, die Juden dagegen fanden trot ihrer Privilegien bei der Staatsgewalt nur geringen Schutz.

In den Anfängen der Kaiferzeit, als die Verarmung der Bauernschaft schon auf einen hohen Grad gestiegen war, ein

^{*} Hiftorien, V, 5.

^{**} Satiren, XIV, 96 bis 105.

276 Das Judentum

massenhaftes Lumpenproletariat sich in den Großstädten ansfammelte, das nach Plünderung verlangte, da kam es hin und wieder schon zu förmlichen Bogromen.

Mommsen beschreibt uns sehr anschaulich eine bieser Judenhetzen, die unter dem Kaiser Gajus Caligula (37 bis 41 n. Ch.), also ungefähr zu der Zeit stattsand, in die Christi Tod verlegt wird:

"Ein Enkel des ersten Herodes und der schönen Mariamme, nach dem Beschützer und Freunde seines Großvaters Berodes Agrippa genannt, unter den zahlreichen in Rom lebenden Fürstensöhnen ungefähr der geringfügigste und heruntergekommenste, aber dennoch oder eben darum der Günftling und der Jugendfreund des neuen Kaisers, bis dahin lediglich bekannt durch seine Liederlichkeit und seine Schulden. hatte von seinem Beschützer, dem er zuerst die Nachricht von dem Tode des Tiberius hatte überbringen fonnen, eines der vakanten jüdischen Kleinfürstentumer zum Geschenk und dazu den Königstitel erhalten. Diefer kam im Jahre 38 auf der Reise in sein neues Reich nach der Stadt Alexandria, mo er wenige Monate vorher als ausgerissener Wechselschuld= ner versucht hatte, bei den judischen Bankiers zu borgen. Ms er im Königsgewand mit seinen prächtig staffierten Trabanten sich dort öffentlich zeigte, regte dies begreiflicherweise die nichtjüdische und den Juden nichts weniger als wohlwollende Bewohnerschaft der großen spott= und standal= luftigen Stadt zu einer entsprechenden Barodie an und bei dieser blieb es nicht. Es fam zu einer grimmigen Juden-Die zerstreut liegenden Judenhäuser wurden ausge= raubt und verbrannt, die im Hafen liegenden judischen Schiffe murden geplündert, die in den nichtjüdischen Quartieren betroffenen Juden mißhandelt und erschlagen. Aber gegen die rein judischen Quartiere vermochte man mit Ge= walt nichts auszurichten. Da gerieten die Führer auf den Ginfall, die Synagogen, auf die es vor allem abgesehen war, so weit sie noch standen, sämtlich zu Tempeln bes

neuen Herrschers zu weihen und Bildfäulen desfelben in allen, in der Hauptspnagoge eine folche auf einem Viergespann aufzustellen. Daß Kaifer Gajus jo ernsthaft, wie fein verwirrter Geift es vermochte, fich für einen wirklichen und leibhaften Gott hielt, mußte alle Welt und die Juden und der Statthalter auch. Diefer, Avilius Flaccus, ein tüchtiger Mann und unter Tiberius ein vortrefflicher Berwalter, aber jett gelähmt durch die Ungnade, in welcher er bei dem neuen Kaiser stand und jeden Augenblick der Abberufung und ber Anklage gewärtig, verschmähte es nicht, bie Gelegenheit zu feiner Rehabilitierung zu benuten. Er befahl nicht bloß durch Editt der Aufstellung der Statuen in den Synagogen fein Hindernis in den Weg zu legen, sondern er ging geradezu auf die Judenhete ein. Er verordnete die Abschaffung des Sabbats. Er erklärte weiter in seinen Erlassen, daß diese geduldeten Fremden fich unerlaubterweise des besten Teiles der Stadt bemächtigt hätten: fie wurden auf ein einziges der fünf Quartiere beschränkt und alle übrigen Judenhäufer dem Böbel preisgegeben, während die ausgetriebenen Bewohner maffenweise obdach= los am Strande lagen. Rein Widerspruch wurde auch nur angehört; achtunddreißig Mitglieder bes Rats ber Altesten, welcher damals anstatt des Ethnarchen der Judenschaft vorftand, wurden im offenen Zirfus vor allem Bolte geftäupt. Bierhundert Häuser lagen in Trümmern; Handel und Wandel stockte; die Fabriken standen still. Es blieb keine Bilfe als bei dem Kaiser. Bor ihm erschienen die beiden alexandrinischen Deputationen, die der Juden geführt von bem früher erwähnten Philon, einem Gelehrten der neujubischen Richtung und mehr fanftmütigen als tapferen Herzens, ber aber boch für die Seinen in diefer Bedrangnis tapfer eintrat; die der Judenfeinde geführt von Apion, auch einem alexandrinischen Gelehrten und Schriftsteller, ber "Weltschelle", wie Kaiser Tiberius ihn nannte, voll großer Worte und noch größerer Lügen, voll dreiftefter Allwiffenheit und

278 Das Judentum

unbedingtem Glauben an sich selbst, wenn nicht der Menschen, so doch ihrer Nichtswürdigkeit kundig, ein gefeierter Meister der Rede wie der Bolksverführung, schlag= fertig, wikig, unverschämt und unbedingt longl. Das Ergebnis der Verhandlung stand von vornherein fest: der Kaiser ließ die Barteien vor, während er die Anlagen in feinen Garten besichtigte, aber ftatt den Flehenden Gehör zu geben, legte er ihnen spöttische Fragen vor, die die Judenfeinde, aller Etikette zum Trok, mit lautem Gelächter begleiteten, und da er bei guter Laune war, beschränkte er fich barauf, sein Bedauern auszusprechen, daß diese im übrigen guten Leute so unglücklich organisiert seien, seine angeborene Gottesnatur nicht begreifen zu können, womit es ihm ohne Zweifel ernft war. Apion bekam also Recht und überall wo es den Judenfeinden beliebte, wandelten die Snnagogen sich um in Tempel des Gajus."*

Wer benkt bei dieser Schilderung nicht an die heutigen russischen Zustände? Und die Ahnlichkeit bleibt bei den Judenhetzen nicht stehen. Man kann heute auch von Gajus, dieser wahnsinnigen Bestie auf dem kaiserlichen Throne, nicht sprechen, ohne daß einem die hochgeborenen Protektoren der Bogrome Rußlands in den Sinn kommen. Nicht einmal originell ist diese Bande!

In Rom selbst war die vorhandene Militärmacht zu starf und die Kaiser jeder Bolksbewegung zu abgeneigt, als daß es dort zu ähnlichen Szenen hätte kommen können. Aber sobald die kaiserliche Macht befestigt war, die Cäsaren die Juden nicht mehr brauchten, gingen sie ihnen zu Leibe. Bei ihrem Mißtrauen gegen jede, auch die harmloseste Bereinigung mußte ihnen diese internationale religiöse Organissation höchst unsympathisch sein.

Schon Tiberius begann mit Judenverfolgungen. Ihre Ursfache beschreibt Josephus folgendermaßen: "Zu Rom hielt

^{*} Römische Geschichte V, S. 515 bis 518.

sich ein Jube auf, ein überaus gottloser Mensch, ber in seinem Vaterland vieler Vergehen beschuldigt worden war und auß Furcht vor der Strase geslüchtet hatte. Dieser gab sich für einen Lehrer des mosaischen Gesetes auß, verband sich mit drei Spießgesellen und überredete Fulvia, eine vornehme Dame, die den jüdischen Glauben angenommen und sich seiner Unterweisung anvertraut hatte, daß sie ein Geschenkt von Gold und Purpur an den Tempel nach Jerusalem schicken sollte. Als sie das von der Dame erhalten hatten, verbrauchten sie es für sich selbst, wie das auch ihre Absicht gewesen war. Saturninus, der Mann der Fulvia, sleinem Freunde, und dieser befahl sosort, alle Juden aus Kom zu vertreiben. Viertausend von ihnen wurden zu Soldaten gemacht und nach Sardinien geschickt."*

Die Mitteilung ift bezeichnend für die Hinneigung vornehmer Damen der römischen Hofgefellschaft zum Judentum. Sollte ber Borfall wirklich die Beranlaffung zu fo harten Maßregeln gegen die gesamte römische Judenschaft gewesen sein, so bildete er doch sicher nicht beren lette Urfache. Es hätte genügt, die Schuldigen zu beftrafen, wenn man nicht dem ganzen Judentum feindselig gegenübergeftanden wäre. Nicht minder feindselig erwies fich Gajus Caligula, wie wir eben gesehen. Unter Claudius (41 bis 54 n. Ch.) wurden die Juden wieder aus Rom vertrieben, weil fie, wie Sueton (Claudius, Rap. 25) mitteilt, unter ber Führung eines gewiffen Chreftos Unruhen erregten. Diefer Chreftos war tein geborener Jude, sondern ein zum Judentum übergetretener Grieche. Auch hier begegnen fich bie Beugniffe vom Judenhaß mit folden ber propagandiftischen Kraft des Judentums.

^{*} Altertümer, XVIII, 3, 5.

e. Jerufalem.

Es ift klar, daß bei einer solchen Stimmung der herrschenben Klassen wie der Volksmasse gegen sie die Juden trotz aller gewaltigen Fortschritte im Ausland und trotz der wachsenden Unmöglichkeit, in der Heimat ihr Fortsommen zu sinden, doch immer wieder sehnsüchtig nach Jerusalem mit seinem Landgebiet ausschauten, dem einzigen Erdenwinkel, wo sie wenigstens einigermaßen die Herren im Hause waren, wo die ganze Bevölkerung aus Juden bestand, dem einzigen Erdenwinkel, von dem aus das verheißene große Judenreich ausgehen, wo der erwartete Messias die Herrschaft des Judentums begründen konnte.

Jerusalem blieb das Zentrum, blieb die Hauptstadt des Judentums, und mit diesem wuchs auch jenes. Es wurde wieder eine reiche Stadt, eine große Stadt mit vielleicht 200 000 Einwohnern, aber nicht mehr wie unter David und Salomo zog sie ihre Größe und ihren Reichtum aus der friegerischen Kraft oder dem Handel der Bölker Palästinas, sondern nur noch auß dem Tempel Jahres. Jeder Jude, wo immer er wohnen mochte, hatte beizutragen zu seiner Erhaltung und mußte jährlich eine Doppelbrachme als Tempelsteuer entrichten, die nach Jerusalem gesandt wurde.

Daneben flossen dem Heiligtum noch zahlreiche außersordentliche Geschenke zu. Nicht jedes wird ihm unterschlagen worden sein, wie jene kostdare Gabe, die die vier jüdischen Gauner nach Josephus der Fulvia abschwindelten. Außersdem aber war jeder fromme Jude verpflichtet, wenigstens einmal in seinem Leben nach dem Orte zu wallfahren, an dem sein Gott wohnte und an dem allein dieser Opfer entsgegennahm. Die Synagogen der Juden in den verschiedenen Städten außerhalb Jerusalems waren nur Versammlungsund Bethäuser sowie Schulen — "Judenschulen", nicht aber Tempel, in denen Jahve geopfert werden konnte.

Die Tempelsteuern und die Pilger mußten massenhaft Geld nach Jerusalem bringen und eine Menge Menschen dort beschäftigen. Direkt oder indirekt lebten in Jerusalem vom Jahvekultus nicht bloß die Priester des Tempels und die Schriftgelehrten, sondern auch die Krämer und Geldswechsler, die Handwerker, die Landleute, Ackerbauer, Viehzüchter und Fischer von Judäa und Galiläa, die in Jerussalem trefslichen Absatz sür ihren Weizen und Honig fanden, sür ihre Lämmer und Zicklein sowie für die Fische, die sie an der Meeresküste und im See Genezareth singen und gebörrt oder eingesalzen nach Jerusalem brachten. Wenn Jesus im Tempel Käuser und Verkäuser fand, Wechsler und Taubenhändler, so entsprach dies ganz der Ausgabe, die der Tempel sür Jerusalem erhalten hatte.

Was in der jüdischen Literatur als Zustand der Urahnen hingestellt wurde, das galt tatsächlich für die Zeit, in der diese Literatur entstand: nun lebte buchstäblich das gesamte Judentum Palästinas von der Verehrung Jahves, und der Untergang drohte ihm, sobald diese Verehrung nachließ, ja, sobald sie nur andere Formen annahm. Es sehlte nicht an Versuchen, außerhalb Jerusalems andere Kultstätten Jahves

aufzurichten.

So erbaute ein gewisser Onias, der Sohn eines jüdischen Hohenpriesters, unter Ptolemäus Philometor (173 bis 146 v. Ch.) in Agypten einen Tempel Jahves, mit Unterstüßung des Königs, der erwartete, die ägyptischen Juden würden ihm treuere Untertanen sein, wenn sie einen eigenen Tempel

in feinem Lande befäßen.

Aber der neue Tempel kam zu keiner Bedeutung, wohl gerade deswegen, weil er die Untertanentreue der Juden Agyptens befestigen wollte. In Agypten waren sie und blieben sie Fremde, eine geduldete Minorität: wie konnte ihnen von dort der Messias kommen, der ihrem Volke die Selbständigseit und nationale Größe bringen sollte? Der Messiasglaube aber war eine der stärksten Triebkräfte des Jahvekultus.

282 · Das Jubentum

Weit unangenehmer wurde ein Konfurrenztempel in der Nähe Jerufalems auf dem Berge Garrizim dei Sichem, den die Sekte der Samariter erdaut hatte, wie Josephus derichtet, zur Zeit Alexander des Großen, nach Schürer schon ein Jahrhundert früher, wo sie ihren Jahvekultus betrieb. Kein Bunder, daß sich zwischen den beiden Konkurrenten die ditterste Feindschaft entspann. Aber das ältere Gottesgeschäft war zu reich und angeschen, als daß ihm das jüngere hätte erheblichen Abbruch tun können. Trotz aller Propaganda der Samariter nahmen diese doch nicht so rasch zu wie die Juden, die in Jerusalem den Sitz ihres Gottes erblickten.

Je mehr aber das Monopol Jerusalems bedroht war, desto eifriger machten die Bewohner Jerusalems über der "Reinheit" des Kultus und desto fanatischer traten sie jedem Versuch entgegen, an ihm etwas zu ändern oder gar durch Gewalt eine Anderung zu erzwingen. Daher der religiöse Fanatismus und die religiöse Intoleranz der Juden Jerusalems, die so seltsam abstechen von der religiösen Weit= bergiakeit der anderen Bölker jener Zeit. Für die anderen waren ihre Götter ein Mittel der Erklärung unbegreiflicher Vorgange, auch des Troftes und der Hilfe in Situationen. in denen menschliche Kraft zu versagen schien. Für die Juden Paläftinas ward ihr Gott das Mittel, aus dem fie ihre Eriftenz zogen. Er wurde für ihre Gefamtheit das, was ein Gott sonst nur für deffen Briefter ift. Der pfäffische Fanatismus wurde in Palästina der Fanatismus der ge= famten Bevölkerung.

Aber so einig diese war in der Verteidigung des Jahvefultus, so geschlossen sie jedem entgegentrat, der es wagte, ihn anzutasten, so machten sich doch selbst da die Klassengegensätze geltend, die auch Jerusalem nicht verschonten. Jede Klasse suchte in anderer Beise Jahve zu gefallen und seinen Tempel zu schühen. Und jede sah dem kommenden Messias in anderer Beise entgegen.

f. Die Saddugäer.

Im 8. Kapitel bes 2. Buches seiner Geschichte bes jüdischen Krieges berichtet Josephus, es gebe brei Gedanken-richtungen bei den Juden: die Pharisäer, die Sadduzäer und die Essener. Bon den beiden ersteren erzählt Josephus weiter:

"Was die zwei anderen Sekten betrifft, so hält man das für, daß die Pharisäer das Gesetz am strengsten auslegen. Sie sind die ersten gewesen, die eine Sekte gebildet haben. Sie glauben, alles werde durch das Schicksal und Gott bestimmt. Nach ihrer Meinung hängt es wohl vom Menschen ab, ob er Gutes tut oder nicht, aber das Schicksal übt darauf auch einen Einfluß. Bon der Seele des Menschen glauben sie, daß sie unsterblich sei und daß die Seelen der Guten in neue Leiber sahren, hingegen die der Bösen mit ewigen Martern gepeinigt werden.

"Die andere Sekte sind die Sadduzäer. Diese leugnen jegliches Wirken eines Schicksals und sagen, Gott habe gar keine Schuld, mag einer Gutes oder Böses tun; das stehe lediglich bei dem Menschen, der nach seinem freien Willen das eine tun und das andere lassen fönne. Sie leugnen auch, daß die Seelen unsterblich seine und daß man nach seinem Tode entweder belohnt oder bestraft werde.

"Die Pharisäer sind hilfsbereit und streben danach, in Eintracht mit der Bolksmasse zu leben. Die Sadduzäer hinsgegen sind sogar untereinander grausam, und hart sowohl gegen die Bolksgenossen wie gegen Fremde."

Hier erscheinen diese Sekten als Bertreter verschiedener religiöser Anschauungen. Aber obwohl die jüdische Geschichte bisher fast ausschließlich von Theologen betrieben wurde, denen die Religion alles ist und die Klassengegensähe nichts, haben doch selbst diese herausgesunden, daß der Gegensatwischen Sadduzäern und Pharisäern im Grunde kein religiöser war, sondern ein Klassengegensat, ein Gegensat, der

verglichen werden kann bem zwischen dem Abel und dem britten Stande vor der französischen Revolution.

Die Sadduzäer waren die Vertreter des Priefteradels, der sich der Herrschaft im jüdischen Staate bemächtigt hatte und der sie zuerst unter persischer Oberhoheit, dann unter der der Nachfolger Alexander des Großen ausübte. Er war der unumschränkte Herr im Tempel. Durch ihn beherrschte er Jerufalem, burch ihn das ganze Judentum. Ihm fielen alle die Steuern zu, die dem Tempel zuflossen. Und deren waren nicht wenige. Bis zum Eril freilich waren die Einfünfte der Briefterschaft bescheiden und unregelmäßig gewesen. Seitdem aber wuchsen sie gewaltig an. Wir haben schon die Steuer der Doppeldrachme (oder den Halbsekel, ungefähr gleich 1.60 Mark) erwähnt, die jeder männliche Jude, ob arm oder reich, der über zwei Jahre alt war, im Jahre an den Tempel zu entrichten hatte. Ferner die Geschenke, die ihm zufloffen. Wieviel Geld er erhielt, dafür nur einige Beisviele: Mithridates konfiszierte einmal auf der Infel Ros 800 Talente, die für den Tempel bestimmt waren.*

Cicero fagt in seiner Verteidigungsrede, die er 59 v. Ch. für Flaccus hielt, der zwei Jahre vorher Statthalter der Provinz Usien gewesen war: "Da das Geld der Juden jahre aus jahrein aus Italien und allen Provinzen nach Jerussalem exportiert zu werden pslegt, bestimmte Flaccus, daß aus der Provinz Usien (dem westlichen Pleinasien) kein Geld (nach Jerusalem) exportiert werden dürse." Sieero erzählt weiter, wie Flaccus an verschiedenen Orten Kleinasiens Gelder, die für den Tempel gesammelt waren, konsiszierte, in Apamea allein hundert Pfund Goldes.

Dazu kamen die Opfer. Ghedem hatten die Opfernden das Opfer selbst in fröhlichem Schmause verzehrt, der Priester durste daran nur teilnehmen. Seit dem Exil wird der Ansteil der Opfernden immer mehr beschränkt, der der Priester

^{*} Josephus, Altertümer, XIV, 7. 1 Talent = 4700 Mark.

wächst. Aus einer Gabe zu einem Freudenfest, die der Geber selbst in fröhlicher Gesellschaft verzehrt, um nicht bloß Gott, sondern auch sich zu erfreuen, wird eine Naturalsteuer, die Gott für sich, das heißt seine Priester, allein in Anspruch nimmt.

Und der Betrag dieser Steuern wuchs immer mehr. Nicht nur gehörten die Opfer an Tieren und anderen Lebensmitteln jeht immer mehr ganz den Priestern, es kam dazu noch die Abgabe des zehnten Teiles von allen Früchten sowie die jedes erstgeborenen Tieres. Die Erstgeburt von "reinen" Tieren, Rindern, Schasen, Ziegen, das ist solchen, die gegessen wurden, war in natura im Hause Gottes abzuliesern. "Unreine" Tiere, Pferde, Esel, Kamele, waren gegen Geld abzulösen. Ebenso die männliche Erstgeburt des Menschen. Diese kostete 5 Sekel.

Eine nette Übersicht bessen, was die jüdische Priesterschaft aus dem Bolke zog — und was später noch gesteigert wurde; so wurde der dritte Teil des Sekel bald zu einem halben Sekel erhöht — finden wir im Buche Nehemia 10, 33 ff.:

"Weiter stellten wir (Juden) als gesetliche Verpflichtung für uns fest, daß wir uns jährlich den dritten Teil eines Sekels für den Dienst am Tempel unseres Gottes auferlegen wollten. . . . Und wir, die Briefter, Leviten und das Bolk, marfen das Los wegen der Holzlieferungen, daß wir das Holz jahraus jahrein familienweise zur festgesetzten Beit für ben Tempel unseres Gottes liefern wollten, bamit es auf dem Altar Jahves, unferes Gottes, verbrenne, wie es im Gesetz vorgeschrieben ift. Und weiter verpflichteten wir uns, die Erstlinge unseres Ackerlandes und die Erstlinge aller Früchte von jeder Art, von Bäumen jahraus jahrein an den Tempel Jahves abzuliefern und ebenso unsere erftgeborenen Söhne und die Erftgeborenen unferes Biebes nach der Vorschrift im Gesetze sowie die Erstgeborenen unserer Rinder und unserer Schafe an den Tempel unferes Gottes, an die Briefter, die im Haufe unseres Gottes Dienst tun, abzuliefern. Auch das Erste von unserer Grüge und unseren Sebeopfern und den Früchten sämtlicher Bäume, dem Moft und DI, wollen wir an die Priefter in die Zellen des Tempels unseres Gottes einliefern und den Zehnten von unserem Ackerland an die Leviten; benn sie, die Leviten, sammeln in allen unseren Ackerbauftädten ben Zehnten ein. Und ber aaronitische Priester soll bei den Leviten zugegen sein, wenn die Leviten den Zehnten einsammeln, und die Leviten follen ben Zehnten vom Zehnten jum Tempel unferes Gottes in die Zellen des Schathauses bringen. Denn in diese Zellen haben die Fraeliten und die Leviten die Bebe vom Getreide, dem Most und dem Dl abzuliefern, da sich dort die Gefäße bes Beiligtums und die dienfttuenden Briefter und die Torhüter und die Sänger befinden. So wollen wir den Tempel unferes Gottes nicht im Stiche laffen."

Man fieht, dieser Tempel war nicht etwa einer Kirche vergleichbar. Er umfaßte ungeheure Magazine, in denen massenhafte Vorräte an Naturalien, aber auch an Gold und Silber aufgestapelt wurden. Er war demnach auch stark befestigt und wohl verwahrt. Wie die heidnischen Tempel galt er als ein Ort, in dem Geld und Gut besonders gestichert war. Gleich ihnen wurde er daher ebenfalls von Privatleuten zur Deponierung ihrer Schäße benutt. Diese Funktion einer Depositenbank wird Jahve jedenfalls nicht umsonst besorgt haben.

Sicher ist, daß der Reichtum des Priestertums Jerusalems enorm wuchs.

Marcus Crassus, der Mitverschworene Cäsars, den wir schon kennen gelernt, machte sich das zunutze, als er seinen Raubzug gegen die Parther unternahm. Er ließ unterwegs auch die Schätze des jüdischen Tempels mitgehen.

"Als Craffus gegen die Parther ziehen wollte, kam er nach Judäa und nahm alles Gelb $(\chi_0\eta_\mu\alpha\tau\alpha)$ aus dem Tempel, das Pompejus drinnen gelassen, zweitausend Talente, sowie

alles (ungemünzte) Gold, welches achttausend Talente ausmachte. Endlich raubte er einen Barren Goldes im Gewicht von dreihundert Minen; eine Mine aber wiegt bei uns zwei und ein halbes Pfund."*

Das macht zusammen etwa 50 Millionen Mark. Trotzbem war ber Tempel balb wieder mit Gold gefüllt.

Die Grenzen der Priesterschaft waren durch Abstammung gegeben, sie bildete eine Geburtsaristokratie, in der das Amt erblich war. Nach Josephus, der sich auf Hefatäus beruft (gegen Apion, I, 22), waren "der jüdischen Priester 1500, welche die Zehnten einnehmen und das Gemeinwesen verswalten".

Unter ihnen selbst aber bildete sich nach und nach eine Trennung in eine höhere und niedere Aristofratie. Einige Familien wußten die ganze Regierungsgewalt dauernd an sich zu ziehen, dadurch ihren Reichtum zu steigern, was wieder ihren Einsluß erhöhte. Sie bildeten eine sest zussammenhängende Clique, die stets den hohen Priester aus ihren Reihen stellte. Durch Soldsnechte besestigten sie ihre Macht und verteidigten sie gegenüber den anderen Priestern, die sie heradzudrücken wußten.

So berichtet Josephus:

"Um diese Zeit gab König Ugrippa das hohe Priestertum an Ismael, der ein Sohn des Phabi war. Die hohen Priester gerieten aber in Kampf mit den Priestern und Obersten des Bolkes zu Jerusalem. Ein jeder von ihnen schaffte sich einen Haufen der verwegensten und unruhigsten Leute an und war ihr Anführer. Sie gerieten zuweilen mit Worten aneinander, schmähten sich und bewarfen sich mit Steinen. Niemand wehrte dem, alles geschah so gewaltsam, als wenn keine Obrigkeit in der Stadt wäre. Die hohen Priester wurden endlich so frech, daß sie sich nicht scheuten, Knechte in die Scheuern zu schicken und die den Priestern

^{*} Josephus, Altertumer, XIV, 7.

gebührenden Zehnten wegnehmen zu laffen, so daß einige Mangel leidende Priefter sogar verhungerten."*

So schlimm wurde es freilich erft, als bas judische Be-

meinwesen schon seinem Ende entgegeneilte.

Von Anfang an aber erhob sich die priesterliche Aristostratie über die Bolksmasse und bekam Anschauungen und Neigungen, die im Gegensatzu denen des Volkes standen, vor allem zu denen der jüdischen Bevölkerung Palästinas. Das trat besonders aufsallend zutage in der äußeren Politik.

Wir haben gesehen, wie auf Palästina stets, insolge seiner geographischen Lage, die Fremdherrschaft oder doch die Gesahr der Fremdherrschaft lastete. Zwei Wege gab es, sie abzuwehren oder zu mildern: die Diplomatie oder die gewaltsame Empörung.

Solange das persische Reich bestand, versprach freilich weder die eine noch die andere einen Ersolg, aber anders wurde die Situation, nachdem Alexander dies Reich zerstört hatte. Das neue Staatsgebilde, das er an dessen Stelle setzte, zersiel nach seinem Tode, und wieder wie ehedem stritt nun ein sprisch-dabylonisches Reich mit einem ägyptischen um die Herrschaft über Israel. Nur waren sie jetzt beide von griechischen Dynastien beherrscht, das eine von den Seleukiden, das andere von den Ptolemäern, und wurden sie beide immer mehr von griechischem Geiste erfüllt.

Militärisch gegen eine dieser Mächte zu obsiegen, erschien aussichtslos. Um so mehr mochte man durch eine kluge Diplomatie gewinnen, indem man sich auf die Seite des Stärkeren schlug und als Teil seines Reiches eine bevorzugte Stellung erlangte. Das erreichte man aber nicht durch Fremdenhaß und Ablehnung der hellenischen überlegenen Kultur und ihrer Machtmittel. Dazu war es vielmehr notwendig, diese Kultur in sich aufzunehmen.

^{*} Südische Altertümer XX, 8, 8, vergl. auch 9, 2.

Dahin trieb die Aristokratie Ferusalems ihre höhere Erfenntnis der auswärtigen Dinge, die sie vor der Masse der übrigen Bevölkerung durch ihre soziale Lage und ihre Regierungsfunktionen voraus hatte; dahin trieb sie aber auch ihr Reichtum. Die bildenden Künste und die Künste des Lebensgenusses waren in Palästina nicht gediehen, das Griechenvolk hatte sie dagegen auf eine Höhe gedracht, die zu jener Zeit und noch viele, viele Jahrhunderte später nirgends ihresgleichen kand. Die Beherrscher aller Völker, selbst des siegreichen Rom, entnahmen damals die Formen des Glanzes und Lebensgenusses aus Griechenland; das griechische Wesen wurde in der antisen Welt das aller Ausbeuter, wie es im achtzehnten Jahrhundert in Europa das französsische werden sollte.

Je höher die Ausbeutung des Judentums durch seine Aristokratie stieg, je größere Reichtümer diese gewann, desto

begehrlicher wurde sie nach hellenischer Kultur.

So flagte denn auch das erste Buch der Makkabäer über die Zeit des Antiochus Epiphanes (175 bis 164 v. Chr.):

"In jenen Tagen gingen aus Jfrael nichtswürdige Menschen hervor; die überredeten viele, indem sie sprachen: Lasset uns doch mit den Bölsern, die ringsum sind, uns verbrüdern! Denn seit wir uns von ihnen abgesondert haben, hat uns viel Unglück betroffen! Solche Rede gesiel ihnen wohl, und etliche aus dem Bolse erslärten sich bereit, zum König zu gehen; der gab ihnen Bollmacht, die Sitten der Heiden einzussühren. So erbauten sie denn in Jerusalem ein Gymnasium (das heißt eine Ringschule, in der man nacht kämpste) nach dem Brauche der Heiden, stellten sich die Borhaut wieder her und wurden so abtrünnig von dem heiligen Bund, verbanden sich vielmehr mit den Heiden und verkauften sich dazu, Böses zu tun."

So verrucht waren diese bösen Menschen, die sich künstliche Vorhäute herstellten, daß sie auch ihre jüdischen Namen verleugneten und durch griechische ersetzten. Gin Hoherpriefter Jesus nannte sich Jason, ein anderer Hoherpriefter Eljakim Alkimos, ein Manasse Menelaus.

Es maren die Massen des Volkes Juda, die diese Forberung hellenischen, ausländischen Wesens schwer ertrugen. Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, wie wenig Industrie und Kunft in Judaa entwickelt waren. Das Vorbringen des hellenischen Ginfluffes bedeutete, daß auslänbische Brodufte die inländischen verdrängten. Der Hellene fam aber auch stets als Unterdrücker und Ausbeuter, mochte er nun als sprischer oder ägyptischer König kommen. Juda, schon von seiner Aristokratie ausgesogen, empfand um so schwerer die Tribute, die es an die fremden Monarchen und beren Beamte entrichten mußte. Die Aristokraten verstanden es mitunter auch, dabei ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen, indem fie fich felbst zu Vertretern und Steuereinnehmern der fremden Herren ernennen ließen. Dabei wußten sie sich noch durch Bewucherung der von den Steuern Erdrückten zu bereichern. Das Volk dagegen hatte nur die Last der Fremdherrschaft zu tragen.

Schon unter den Persern war derartiges vorgekommen, wie es anschausich eine Darstellung kennzeichnet, die der Jude Nehemia gibt, der vom König Artagerges zu seinem Stattshalter in Judäa ernannt worden war (445 v. Chr.). Er besrichtet über seine eigene Tätigkeit:

"Es erhob sich aber ein großes Geschrei der gewöhnlichen Leute und ihrer Weiber gegen ihre jüdischen Brüder. Da sagten welche: Unsere Söhne und Töchter müssen wir verspfänden; möge man uns doch Getreide zusommen lassen, damit wir zu essen haben und am Leben bleiben! Und andere sagten: Unsere Felder und Weinberge und Häuser müssen wir verpfänden; möge man uns doch Getreide zustommen lassen in der Teuerung! Und wieder andere sagten: Wir haben zur Beschaffung der königlichen Steuer auf unsere Felder und Weinberge Geld geliehen. Und nun, obwohl unser Leib schließlich ebensoviel wert ist, wie unserer

Brüber Leib, unsere Kinder wie ihre Kinder, so müssen wir boch unsere Söhne und unsere Töchter zu leibeigenen Knechten machen; auch einige von unseren Töchtern sind bereits leibeigen geworden. Und wir können nichts dagegen tun, da doch unsere Felder und unsere Beinberge anderen geshören.

"Da ward ich sehr zornig, als ich diese ihre Klage und diese Worte vernahm. Und ich ging mit mir selbst zu Rate; sodann machte ich den Edlen und den Vorstehern Vorwürfe und sprach zu ihnen: Auf Wucher leiht ihr einer dem anderen? Und ich veranstaltete gegen sie eine große Versamm= lung und fprach zu ihnen: Wir haben unsere judischen Brüder, die an die Beiden verkauft waren, losgekauft, so oft es uns möglich war. Ihr aber wollt gar eure Brüder verkaufen, daß sie an uns verkauft werden? Da schwiegen sie still und wußten nichts zu antworten. Und ich sprach: Es ist nicht schön, daß ihr so handelt! Solltet ihr nicht vielmehr in der Furcht unseres Gottes wandeln, schon um ber Schmähung ber Beiben, unserer Feinde willen? Auch ich, sowie meine Brüder und meine Leute haben ihnen Geld und Getreide bargeliehen; fo wollen wir doch diefe Schuldforderung fallen laffen! Gebt ihnen doch gleich heute ihre Felder, ihre Beinberge, ihre Olgarten und ihre Säufer zurud und erlaßt ihnen die Schuldforderung an Geld und Getreibe, an Most und DI, das ihr ihnen geliehen habt. Da sprachen sie: Wir wollen sie zurückgeben und nichts von ihnen zurückverlangen; wir wollen tun, wie du es wünscheft. Da ließ ich die Priefter rufen und ließ ihnen einen Gid abnehmen, daß fie bemgemäß verfahren wollten. Auch schüttelte ich meinen Busen aus und sprach: So möge Gott einen jeden, der diesem seinem Versprechen untreu wird, aus feinem Saufe und seinem Eigentum ausschütteln, und fo foll er ausgeschüttelt und ausgeleert sein. Da sprach die ganze Bersammlung: Amen! und pries Jahve. Und bas Bolf perfuhr demgemäß.

"Abrigens habe ich von dem Tage an, an dem er mich beorderte, ihr Statthalter im Lande Judaa zu fein — vom zwanzigsten Sahre bis zum zweiunddreißigsten bes Königs Arthahsafta, also zwölf Jahre lang — famt meinen Brubern die dem Statthalter gebührende Rost nicht bezogen, während die früheren Statthalter, die vor mir waren, bas Bolf belaftet und für Brot und Bein täglich vierzig Sekel Geldes von ihnen bezogen hatten; dazu hatten auch ihre Leute gegen das Bolf die Herren gespielt. Ich aber verfuhr nicht so, aus Scheu vor Gott. Und auch bei dem Bau dieser Mauer (der Stadtmauer von Jerusalem) habe ich mit Hand angelegt, ohne daß wir durch Ankauf Grundbefit erworben gehabt hätten, und alle meine Leute waren bort beim Bau versammelt. Die Juden aber, sowohl die Borsteher, hundertfünfzig an der Zahl, als auch die, welche aus ben rings um uns befindlichen Beidenlandern zu uns famen, aßen an meinem Tisch; und was für jeden einzelnen Tag qu= rechtgerichtet zu werden pflegte — ein Stier, sechs auserlesene Schafe und Geflügel — das wurde auf meine Roften zuge= richtet und überdies je innerhalb zehn Tagen ein großes Quantum von allerlei Wein. Bei alledem habe ich die dem Statthalter gebührende Roft nicht beansprucht, denn die Fronpflicht laftete schwer auf diesem Bolke. Gedenke mir, mein Gott, alles, mas ich für diefes Bolf getan habe, zum Beften!"

Derartiges Selbstlob ist in Dokumenten des Altertums, namentlich des Orients, nicht selten. Es wäre voreilig, daraus stets zu schließen, daß der betreffende Beamte sich auch wirklich um das Volk so verdient gemacht habe, wie er sich rühmt. Aber eines zeigen solche Aussührungen deutlich: Die Art und Beise, wie Statthalter und Edle in der Regel das Volk aussogen und bedrückten. Nehemia hätte sich seines Tuns nicht gerühmt, wäre es nicht eine Aussnahme gewesen. Niemand wird prahlend verkünden, er habe keine silbernen Löffel gestohlen, außer in einer Gesellschaft, in der solche Diebstähle gang und gäbe sind.

Unter den syrischen und ägyptischen Königen wurden die Steuern Palästinas verpachtet. Als Steuerpächter trat in der Regel der hohe Priester auf. Doch fand er mitunter Konfurrenten unter seinen Standesgenossen, und dann gab es Krakeel innerhalb der hochwürdigen Priesterschaft selbst.

Die Volksmasse in Judaa hatte also viel mehr Ursache, fich gegen die Fremdherrschaft aufzulehnen, als die Aristofratie, die aus ihr Nugen zog. Ihre Wut gegen die Ausländer wurde aber noch verftärkt durch ihre Unwiffenheit über die Machtverhältniffe. Die Maffe ber Juden in Baläftina kannte nicht die Abermacht der Gegner. Aus allen diesen Gründen verschmähte sie die Diplomatie und verlangte nach gewaltsamer Abschüttelung des Joches der Fremdherrschaft. Aber nur bieser. Nicht auch des Joches der Aristokratie. Wohl lastete das letztere ebenfalls schwer auf bem Bolfe, aber zog biefes nicht in Jerufalem und beffen Umfreis seine ganze Existenz aus dem Tempel, aus der Bebeutung feines Rultus und feiner Priefterschaft? So mußte fich ber ganze Grimm über fein Glend einzig auf die fremden Unterdrücker konzentrieren. Die Demofratie wurde zum Chauvinismus.

Und ein glückliches Zusammentressen ermöglichte es, daß einmal eine Erhebung des kleinen Völkchens gegen seine mächtigen Herren von Erfolg gekrönt war. Das geschah zur Zeit, wie wir schon bemerkt, als das Reich der Seleustiden durch innere Kriege aufs tiesste zerrüttet und ebenso wie das der Ptolemäer in völligem Versall begriffen war, beide dabei in heftigem Zwist miteinander, und sich bereits ihre Unterwerfung unter die neuen Gebieter des Oftens wie

bes Weftens, unter die Römer, vorbereitete.

Wie jedes verfallende Regime, steigerte auch dieses seinen Druck, der natürlich ebenfalls Gegendruck erzeugte. Immer rebellischer empfand der jüdische Patriotismus, der seinen Mittelpunkt und seine Führerschaft in der Organisation der Asidäer fand.

Aus deren Mitte entsprang wohl auch das Buch Daniel, das damals entstand (zwischen 167 und 164 v. Chr.), eine Agitationsschrift, die den Unterdrückten weistagte, Jfrael werde sich bald erheben und sich selbst befreien. Es werde sein eigener Erretter, sein eigener Messias sein. Damit begann die Reihe der messianischen Agitationsschriften, die die Überwindung der Fremdherrschaft und den Sieg des Judenstums, seine Erlösung und seine Herrschaft über die Völker der Erde ankündigten.

Aber im Buche Daniel findet dieser Gedanke noch demostratischen Ausdruck. Der Messias ist dort noch das Bolk selbst. Der Messias, das ist "das Bolk der Heiligen des Höchsten". Diesem Bolke "wird die Herrschaft, Gewalt und Macht der Reiche unter dem ganzen Himmel verliehen; sein Reich wird ein ewiges Reich sein und ihm werden alle Mächte dienen und untertan sein."*

Diese messianische Prophezeiung schien bald glänzend gerechtfertigt zu sein. Der Guerillakrieg gegen die Unterdrücker nahm immer größere Dimensionen an, bis es glücklichen Bandenführern aus dem Hause der Hasmonäer, unter ihnen vor allem Judas Makkabäus, gelang, sich in offenem Felde erfolgreich mit den sprischen Truppen zu messen, und schließlich auch Jerusalem zu erobern, das die Sprier besett hielten. Judaa murde frei, es erweiterte sogar seine Grenzen. Nachdem Judas Makkabäus gefallen war (160 v. Chr.), durfte nun sein Bruder Simon unternehmen, was vor ihm und nach ihm mancher Feldherr der Demokratie unternommen hat, bem es gelang, in glücklichem Kriege feinem Volke die Freiheit zu erobern: er eskamotierte sie und setzte sich die Krone auf. Oder vielmehr, er gestattete, daß das Volk sie ihm aufsetzte. Eine große Versammlung der Priefter und des Volkes beschloß, er solle hoher Priester, Kriegsoberster und Volksfürst sein (Archiereus, Strategos und Ethnarches)

^{*} Daniel 7, 27.

(141 v. Ch.). So wurde Simon der Begründer der hasmonäischen Dynastie.

Er fühlte wohl, wie wenig sicher die neuerrungene Unabhängigkeit war, denn er beeilte sich sofort, auswärtige Stüten für sie zu suchen. Im Jahre 139 sinden wir eine Gesandtschaft von ihm in Rom, die bitten sollte, die Römer möchten den Juden ihr Gebiet garantieren. Es war jene Gesandtschaft, von der wir schon berichteten, von der einige Mitglieder wegen Proselytenmacherei ausgewiesen wurden.

Indeffen erreichte die Gefandtschaft ihren Zweck.

Simon ahnte nicht, daß es nicht lange dauern follte, bis die neuen Freunde Judaas als beffen gefährlichfte Feinde auftraten, die dem Judenstaat schließlich für immer ein Ende machen sollten. Solange die Bürgerfriege zwischen ben römischen Machthabern wüteten, schwankte bas Schickfal Judaas noch auf und nieder. Pompejus eroberte Jerufalem 63 v. Ch., machte viele Kriegsgefangene, die er als Sklaven nach Rom schickte, beschränkte das judäische Gebiet auf Judaa, Galilaa, Peraa und legte ben Juden eine Steuer auf. Craffus plunberte 54 ben Tempel. Nach feiner Niederlage empörten sich die Juden gegen die Römer in Galiläa und wurden niedergeschlagen, viele der Gefangenen als Sklaven verkauft. Cafar behandelte bann bie Juden beffer, machte fie fich zu Freunden. Die Bürgerfriege nach seinem Tode verheerten auch Judaa und legten ihm schwere Lasten auf. Als bann Augustus siegte, zeigte er sich gleich Cafar den Juden gunftig, aber Judaa blieb von den Romern abhängig, wurde von römischen Truppen besetzt, kam unter die Aufficht und schließlich die direfte Berwaltung durch römische Beamte, und wie dieses Gefindel in den Provinzen haufte und fie aussog, haben wir gesehen. So wuchs immer gewaltiger ber haß gegen bie Römer, namentlich in der Maffe der Bevölkerung. Die Scheinkönige und priefterlichen Aristokraten, die sie beherrschten, suchten ja bei den neuen römischen Herren ebenso wie vor der maffabäischen Erhebung bei den griechischen, sich lieb Kind zu machen, so ingrimmig manche von ihnen die Fremden im Herzen haffen mochten. Aber ihre Partei, die der Saddus zäer, vermochte immer weniger gegen die demokratische Partei der Patrioten, die Pharifäer.

Schon aus ber Zeit um das Jahr 100 v. Chr. schreibt Josephus in seinen "Altertümern": "Die Reichen standen auf der Seite der Sadduzäer, die Masse des Volkes hing an den Pharisäern" (XIII, 10, 6).

Und von der Zeit des Herodes (Zeit Chrifti) berichtet er: "Der Sekte der Sadduzäer hängen nur wenige an, jedoch sind es die Bornehmsten im Lande. Indessen werden die Angelegenheiten des Staates nicht nach ihrer Meinung der trieben. Sodald sie zu öffentlichen Amtern kommen, müssen sie, mögen sie wollen oder nicht, nach den Anschauungen der Pharisäer handeln, sonst würde sie das gemeine Bolk nicht dulden." (Altertümer XVIII, 1, 4.)

Die Pharisäer wurden immer mehr die geistigen Beherrscher des jüdischen Bolkes, an Stelle seiner priesterlichen Aristokratie.

g. Die Pharisäer.

Wir haben oben bei den makkabäischen Kämpfen die Frommen, die Usidäer, kennen gelernt. Einige Jahrzehnte später, unter Johannes Hyrkan (135 bis 104 v. Chr.) treten die Vertreter der gleichen Richtung unter dem Namen der Pharisäer auf, wie auch die gegnerische Richtung damals zuerst den der Sadduzäer trägt.

Woher die letzteren ihren Namen erhielten, ift nicht bestimmt. Bielleicht vom Priefter Zadok, nach dem die Priefterschaft das Geschlecht der Zadokiden hieß. Die Pharifäer (Peruschim), das heißt die Abgesonderten, nannten sich selbst "Genossen" (Chaberim) oder Bundesbrüder.

Bei einer Gelegenheit gibt Josephus an, daß sie sechs= tausend Mann stark gewesen seien, für ein so kleines Land eine ansehnliche politische Organisation. Er berichtet aus der Zeit des Herodes (37 bis 4 v. Chr.):

"Es gab aber damals Leute unter den Juden, die stolz darauf waren, daß sie das Gesetz der Bäter streng hielten und die glaubten, daß Gott sie besonders liebe. Besonders die Frauen hielten zu ihnen. Diese Leute wurden Pharisäer genannt. Sie hatten eine große Macht und dursten sich am ehesten dem König widersetzen, waren dabei aber vorsichtig klug und warteten die Gelegenheit ab, wann sie einen Aufstand machen wollten. Als das ganze jüdische Bolk eidlich gelobte, dem Kaiser (Augustus) untertan zu sein und dem König (Herodes) zu gehorchen, weigerten sich diese Männer den Eid zu leisten, und es waren ihrer über sechstausend."*

Herodes, der grausame Tyrann, der sonst mit Hinriche tungen gleich bei der Hand war, wagte doch nicht, diese Berweigerung des Untertaneneides strenge zu bestrafen; ein Zeichen, wie hoch er den Einfluß der Pharisäer auf die Bolksmasse einschätzte.

Die Pharisäer wurden die geistigen Beherrscher der Bolksmasse. Unter ihnen selbst wieder dominierten die "Schriftgelehrten" oder Literaten, die im Neuen Testament immer mit ihnen zusammen genannt werden, die Rabbis (Rabbi — Mein Herr, Monsieur).

Die Klasse der Intellektuellen, das war ursprünglich bei den Juden, wie überall im Orient, die Kaste der Priester. Aber es ging mit ihr in Judäa wie mit jeder Aristokratie. Je reicher sie wurde, desto mehr vernachlässigte sie die Funktionen, aus denen ihre bevorzugte Stellung hervorgegangen war. Gerade nur, daß sie die äußerlichsten Kulthandlungen vollzog, zu denen sie verpflichtet war. Die wissenschaftliche, literarische, gesetzgeberische, richterliche Tätigkeit vernachlässigte sie immer mehr und bewirkte, daß diese nach und nach gebildeten Elementen aus dem Bolke saft völlig zusiel.

^{*} Altertümer XVII, 2, 4.

Besonders wichtig wurde die richterliche und gesetzeberische Tätigkeit. Gesetzebende Versammlungen kennen die Staaten des alten Orients nicht. Alles Recht gilt als Gewohnheitsrecht, uraltes Recht. Wohl geht die gesellschaftliche Entwicklung weiter, bringt neue Verhältnisse und neue Probleme, die neue Rechtsnormen erfordern. Aber im Volksbewußtsein ist das Empfinden so tief eingewurzelt, das Recht bleibe ewig dasselbe, es stamme von Gott, daß das neue Recht um so eher anerkannt wird, je mehr es die Form von Gewohnheitsrecht, herkömmlichem Recht annimmt, das seit jeher existierte und nur neu erscheint, weil es in Vergessendeit geraten war.

Als das einsachste Mittel der herrschenden Klassen, auf diese Art neues Recht als altes Recht zu schaffen, besteht darin, daß man Dokumente fälscht.

Davon hat das Priestertum Judas, wie wir schon mehrsfach sahen, reichlichsten Gebrauch gemacht. Das ging ziemzlich leicht dort, wo der Volksmasse eine einzige herrschende Klasse als Kenner und Bewahrer der religiösen Überlieserungen gegenübertrat, die im Drient alles höhere Wissen umfaßten. Wo dagegen neben dem alten Priestertum eine literarisch gebildete Klasse neu auftam, da wurde es jenem wie dieser sehr erschwert, eine Neuerung für ein Produkt auszugeben, das etwa Moses oder sonst eine Autorität der Vorzeit geschafsen habe. Die konkurrierende Klasse sah den Fälschern jest auf die Finger.

Ununterbrochen geht in den letzten zwei Jahrhunderten vor der Zerstörung Jerusalems durch die Römer das Stresben der Rabbiner dahin, den von der Priesterschaft sestgesetzten Kanon der heiligen Schriften zu durchbrechen und durch neuere literarische Produktionen zu erweitern, die als alte gelten und dasselbe Ansehen genießen sollten, wie die früheren. Aber sie hatten keinen Erfola.

In seiner Schrift gegen Apion (I, 7 und 8) prüft Josesphus die Glaubwürdigkeit der jüdischen Schriften: "Denn

es hat nicht ein jeder das Recht, nach Belieben zu schreiben, sondern das steht allein den Propheten zu, welche die versangenen Dinge aus Gottes Eingebung und die Begebensheiten ihrer Zeit zuverlässig aufgezeichnet haben. Daher haben wir nicht tausende von Schriften, die einander widerssprechen und bekämpfen, sondern nur zweiundzwanzig Bücher, die verzeichnen, was sich von Ansang der Welt an zugestragen hat, und mit Recht für göttlich gehalten werden"; nämlich die fünf Bücher Mosis, dreizehn Bücher der Propheten, die den Zeitraum vom Tode Mosis die Artagerges beschreiben, und vier Bücher Psalmen und Sprüche.

"Bon Artagerges an bis auf unsere Zeit ist zwar auch alles beschrieben, aber es ist nicht so glaubwürdig.... Wie hoch wir unsere Schriften halten, ist daraus zu entenehmen, daß sich in so langer Zeit niemand herausnahm, etwas hinzuzusügen oder wegzunehmen oder zu ändern."

Bu Josephus Zeit war das sicher der Fall. Je schwerer es so wurde, das bestehende Gesetz, das in der hier angeführten Literatur festgesett mar, zu ändern, desto mehr wurden die Neuerer getrieben, durch Auslegung des Besekes es den neuen Bedürfnissen anzupassen. Dazu eigneten sich die heiligen Schriften der Juden um jo eher, als fie ja nicht aus einem Guffe waren, sondern literarische Niederschläge der verschiedensten Zeiten und gesellschaftlichen Verhältniffe. Sie umfaßten ebenfogut Sagen ber beduinischen Urzeit, wie hochkultivierte großstädtische Weisheit Babylons, alles unter nachbabylonischer, priesterlicher Redaktion zufammengefaßt, einer oft höchft ungeschickten, verständnislofen Redaktion, die die gröbsten Widersprüche stehen ließ. Aus einem berartigen "Geseh" konnte man alles beweisen, wenn man ben nötigen Scharffinn und das nötige Gedächtnis befaß, um alle Gesetzesftellen auswendig zu lernen und ftets zur hand zu haben. Darauf ging auch die rabbinische Beisheit hinaus. Nicht das Leben zu erforschen, stellte sie fich zur Aufgabe, fondern den Schülern die genaue Rennt300 Das Judentum

nis der heiligen Schriften einzutrichtern und ihre Schlagfertigkeit und Spihsindigkeit in deren Auslegung auf das höchste Maß zu dringen. Undewußt blieden sie freilich dabei von dem Leben beeinflußt, das um sie herumflutete, aber je länger die raddinische Schulweisheit sich entwickelte, desto mehr hörte sie auf, ein Mittel zu sein, das Leben zu begreisen und dadurch zu meistern; sie wurde auf der einen Seite zur Kunst, durch überraschende juristische Radulistist und Kniffigkeit alle Welt, sogar den Herrgott selbst, zu überlisten, und andererseits zur Kunst, sich in jeglicher Situation durch ein frommes Zitat zu trösten und zu erbauen. Zur Ersenntnis der Welt hat sie nichts beigetragen. Sie geriet über diese in immer tiesere Unwissenheit. Das trat deutlich zutage in den Kämpsen, die schließlich mit der Zersstörung Jerusalems endeten.

Die klugen, welterfahrenen Sabduzäer kannten die Machtverhältnisse ihrer Zeit genau. Sie wußten, daß es unmöglich sei, sich der Kömer erwehren zu wollen. Die Pharisäer
dagegen strebten um so mehr nach gewaltsamer Abschüttelung des Kömerjochs, je schwerer dies auf Judäa lastete und
daß Bolk zur Verzweislung trieb. Die makkabäische Erhebung hatte ein glänzendes Beispiel geboten, wie ein Bolk seine
Freiheit gegen einen Tyrannen verteidigen solle und könne.

Die messianische Erwartung, die jener Erhebung eine starke Stütze geworden war und aus ihrem Gelingen ihrerseits wieder Kraft gewonnen hatte, erstarkte immer mehr, je größer die Sehnsucht wurde, das römische Joch abzuschütteln. Freilich, die Römer waren furchtbarere Gegner als das morsche Syrerreich, und das Bertrauen in die Selbsttätigkeit der Bölker hatte seit den Zeiten der Makkabäer in der ganzen antiken Welt abgenommen. Was man die Bürgerkriege nannte, waren nur die Kämpse einzelner glücklicher Feldherren um die Weltherrschaft. So wurde nunmehr auch unter dem Messias nicht mehr das jüdische Volk verstanden, das sich selbst befreit, sondern ein gewals

tiger Kriegsheld, voll wundertätiger Kraft, den Gott entsfendet, das gequälte Bolf der Auserwählten und Heiligen aus Trübsal und Not zu erretten und zu erlösen.

Ohne solchen wundertätigen Feldherrn hielten es auch die schwärmerischsten Pharisäer nicht für möglich, mit den Unterstückern fertig zu werden. Aber sie bauten nicht auf ihn allein. Mit Stolz berechneten sie, wie die Zahl ihrer Anshänger im Neiche stets wuchs, namentlich unter den Nachsbarvölkern; wie start sie in Alexandrien, in Babylon, Dasmaskus, Antiochien waren. Würden diese der bedrängten Heimat nicht zu Hilfe kommen, wenn sie seiner einzelnen Stadt wie Kom gelungen war, die Weltherrschaft zu erobern, warum sollte das dem großen und stolzen Ferusalem mißlingen müssen?

Die Grundlage der Offenbarung Johannis ist eine jüstische Agitationsschrift nach der Art des Buches Daniel. Sie wurde wahrscheinlich in jener Zeit versaßt, als Bespassian und dann Titus Jerusalem belagerten. Sie versündet ein Duellzwischen Rom und Jerusalem. Hier Kom, das "Weib, das auf sieden Bergen sitt", "Babylon (d. h. Rom), die große, die Mutter der Buhler und der Greuel", mit der "die Könige der Erde Unzucht getrieben", und von deren Appigkeit "die Kausleute der Erde reich geworden" (17 und 18). Diese Stadt wird sallen, Gericht wird gehalten über sie, "die Kausselten der Erde werden heulen und trauern über sie, weil niemand mehr ihre Waren kausst", an ihre Stelle wird die heilige Stadt Jerusalem treten, "und die Nationen werden in ihrem Lichte wandeln und die Könige der Erde bringen ihre Herrlichseit zu ihr" (21, 24).

In der Tat war Jerusalem eine Stadt, die naiven Gemütern, denen die römische Macht fremd blieb, wohl als gefährliche Rivalin der Weltbeherrscherin am Tiber ers

scheinen konnte.

Josephus berichtet, unter Nero sei einmal durch die Priester die Menge der Leute gezählt worden, die in Jerusalem

zum Ofterfest zu sinden waren. "Die Priester zählten 256 500 Ofterlämmer. Es saßen aber nicht weniger als zehn bei einem Tisch mit einem Lamm. Bisweilen aber beliesen sich die Tischgenossen zu einem Ofterlamm auf zwanzig. Wenn nun auf jedes Lamm nur zehn Menschen gerechnet werden, so kommen wir auf rund 2700000 Personen," ungerechnet die Unreinen und Ungläubigen, die an dem Oftersest nicht teilnehmen dursten.*

Trozdem sich Josephus hier auf eine Zählung beruft, scheint seine Angabe doch unglaublich zu sein, selbst wenn wir annehmen, daß unter diesen zweieinhalb Millionen Mensschen zahlreiche Landleute aus der Umgebung waren, die weder Lebensmittel noch Unterkunst in Jerusalem heischten. Der Massentransport von Lebensmitteln aus größerer Entsternung war damals nur möglich zu Schiff. Die großen Städte jener Zeit lagen alle an schiffsbaren Flüssen oder am Meere. Nach Jerusalem aber konnte von einem Wassertransport keine Rede sein. Das Meer wie der Jordan lagen weitab und dieser ist nicht schiffbar. Solche Menschenmengen dürsten nicht einmal genug Trinkwasser in Jerussalem gefunden haben. War doch die Stadt zum Teil auf Regenwasser angewiesen, das in Zisternen ausgefangen wurde.

So ist auch die Mitteilung unglaublich, die Josephus an gleicher Stelle macht, daß in Jerusalem während der Beslagerung, die seiner Zerstörung vorausging, 1 100 000 Juden umgekommen seien.

Erheblich geringer ift die Zahl, die Tacitus angibt.** Die Belagerten jeden Alters und Geschlechtes hätten zusammen 600 000 ausgemacht. Da viele in der Stadt eingeschlossen wurden, die sonst nicht dort wohnten, so wird man vieleleicht die Hälfte als ihre gewöhnliche Einwohnerzahl in den letzten Jährzehnten vor ihrer Zerstörung annehmen

^{*} Jüdischer Krieg VI, 9, 3.

^{**} Historien V, 13.

können. Selbst wenn wir nur ein Drittel annehmen, stellt das für jene Zeit eine ansehnliche Stadtbevölkerung dar. Die Ziffern des Josephus aber zeigen, wie sich diese Menge in der Phantasie des jüdischen Volkes noch vergrößerte.

Indes, wie groß und stark Jerusalem auch sein mochte, es hatte keine Aussicht auf Sieg ohne Hilfe von außen. Auf solche rechneten auch die Juden. Aber sie vergaßen, daß die jüdische Bevölkerung außerhalb Palästinas eine rein städtische, ja großstädtische war, außerdem überall eine Minorität. Damals aber noch mehr als später war nur der Bauer zu ausdauerndem Kriegsdienst fähig. Die großstädtischen Massen von Krämern, Hausindustriellen und Lumpenproletariern konnten keine Armee bilden, die im freien Felbe gegen geübte Truppen zu bestehen vermochte. Wohl kam es mährend des letzten großen Ausstandes Jerussalems auch zu jüdischen Unruhen außerhalb Palästinas, aber nirgends hatten sie den Ersolg einer Hilsaktion für Verusalem.

Wenn nicht ein Messias Wunder wirkte, war jede jüdische Erhebung aussichtslos. Je rebellischer die Situation in Judäa, desto indrünstiger wurde die Messiaserwartung in den pharisäischen Kreisen gepslegt. Die Sadduzäer freilich standen ihr sehr steptisch gegenüber. Gbenso der Lehre von der Auferstehung, die auß engste mit der Messiaserwartung zusammenhing.

Bie die ganze Mythologie boten auch die Vorstellungen der Fraeliten über den Zustand des Menschen nach dem Tode ursprünglich nichts, was sie von anderen Völkern gleicher Kulturstuse unterschied. Die Tatsache, daß Verstorbene im Traume erschienen, führte zur Annahme, daß der Tote noch ein persönliches Dasein weitersühre, jedoch ein körperloses, schattenhaftes. Und es dürste die Bestatung des Verstorbenen in einer sinsteren Grube gewesen sein, was die Anschauung anregte, daß dies schattenhafte Dasein an einen düsteren, unterirdischen Ort gebunden sei.

Die Lebenslust und Lebensfreude endlich konnte sich nicht vorstellen, daß das Ende des Lebens nicht auch das Ende aller Lust und Freude bedeuten, daß das Schattendasein des Toten ein anderes als ein freudloses und trübsinniges sein könne.

Diese Anschauungen finden wir ursprünglich bei den Fraeliten ebenso wie etwa bei den alten Griechen. Deren Hades entsprach die ifraelitische Scheol, ein tief in der Erde liegender Ort schwärzester Finsternis, der wohl verwahrt ist, so daß die Abgestorbenen, die dorthin hinabstiegen, nie wieder zurückkommen können. Wenn der Schatten des Achilles im Homer klagt, ein lebender Taglöhner sei besser daran, als ein toter Fürst, so sagt noch der Prediger Salomo (eine Schrift aus der Makkabäerzeit): "Ein lebender Hund ist besser als ein toter Löwe", und er sährt fort: "Die Toten wissen wird ihr Gedächtnis. Sowohl ihr Lieben als ihr Hassen und ihr Eisern ist längst dahin und sie haben nie mehr teil an irgend etwas, was unter der Sonne geschieht."

Frgend einen Lohn haben also die Toten nicht. Mögen sie gottlos gewesen sein oder gerecht, sie alle trifft das gleiche Schicksal in der Unterwelt. Nur im Leben gibt es

Freude und Genuß.

"Wohlan benn, iß mit Freuden dein Brot und trinke mit frohem Herzen deinen Wein; denn vorlängst hat Gott dieses dein Tun gut geheißen. Zu jeder Zeit seien deine Kleider weiß und beinem Haupte mangle es nie an Ol. Genieße das Leben mit dem Weibe, das du lieb hast, alle die Tage deines eitlen Lebens hindurch, die er dir gegeben hat unter der Sonne, alle deine eitlen Tage; denn das ist bein Teil am Leben und für deine Mühe, womit du dich mühst unter der Sonne. Alles, was deine Hand zu tun vermag mit deiner Kraft, das tue, denn weder Tun noch Berechnung noch Erkenntnis, noch Weisheit gibt's in der Unterwelt, wohin du gehen wirst." (Der Prediger, 9, 4 bis 10.)

Daraus spricht noch eine ganz "hellenische" Lebensluft, aber auch eine ganz "heidnische" Anschauung vom Tode. Es waren die alten jüdischen Auffassungen, die vom Sadduzäertum bewahrt wurden. Aber bereits erstanden um die gleiche Zeit mit dem "Prediger" Anschauungen gegensählicher Art.

Die Lebensluft entsprach dem Bolksempfinden in einer Zeit gesunder, blühender Bauernschaft. Nach deren Niedergang konnte die Aristokratie noch Freude an der Wirklichsteit, Freude am Leben empfinden, ja sie zur Genußsucht steigern, den unteren Klassen kam sie um so mehr abhanden, je qualvoller ihr Dasein wurde. Aber noch waren sie nicht so weit, an jeder Möglichkeit der Berbesserung der Wirklichkeit zu verzweiseln. Je erbärmlicher sich diese für sie gestaltete, um so inniger klammerten sie sich an die Hoffsung der Revolution, die ihnen ein besseres Leben und damit wieder Lebenssreude bringen werde. Der Messias, das war die Revolution, die freilich um so mehr auf übermenschliche Kräfte, auf Bundertaten bauen mußte, je mehr sich die Kräfte der Wirklichkeit zuungunsten der ausgebeuzteten und gequälten Massen verschoben.

In gleichem Maße, wie der Wunderglaube und das Zutrauen in die Wunderfraft des kommenden Messias, wuchs auch die Masse der Leiden und Opfer, die der Kampf gegen die Unterdrückung ersorderte, wuchs die Zahl der Märtyrer, die im Kampse erlagen. Sollten sie alle umsonst gehofft und geharrt haben, sollten von dem herrlichen Leben, das der Sieg des Messias seinen Auserwählten bringen mußte, gerade seine hingebendsten und tapfersten Vorkämpser ausgeschlossen seine Kollte ihnen, die um der Sache der Heiligen und Auserwählten willen auf jeden Lebensgenuß verzichtet, ja das Leben selbst hingegeben hatten, dafür fein Lohn erblishen? Sollten sie in der School ein trübsseliges Schattendasein sühren, indessen ihre siegreichen Genossen in Jerusalem die Welt beherrschten und aller ihrer Genüsse teilhaftia wurden?

Wenn man dem Messias die Kraft zutraute, Kom zu überwinden, mochte er wohl auch mit dem Tode sertig werden. Totenerweckungen galten damals als nichts uns mögliches.

So kam man zur Anschauung, daß die Vorkämpser des Judentums, die im Kampse gefallen waren, nach dessen Siege in voller Leiblichkeit aus ihren Gräbern erstehen und ein neues Leben der Freude und des Genusses beginnen würden. Nicht um eine Unsterblichkeit der Seele handelte es sich da, sondern um eine Wiederbelebung des Leibes, dem auch höchst reale Genüsse im siegreichen Jerusalem zugedacht waren. Reichlicher Weingenuß spielte bei diesen Erwartungen eine große Rolle. Aber auch die Freuden der Liebe vergaß man nicht. Josephus erzählt von einem Eunuchen des Herodes, den die Pharisäer für sich gewannen, weil sie ihm versprachen, der kommende Messias werde ihm die Kraft geben, den Beischlaf zu üben und Kinder zu zeugen.*

Traute man aber einmal bem Messias solche Kraft zu, seine Getreuen zu belohnen, dann lag es nahe, ihm auch die entsprechende Strafgewalt zuzusprechen. In der Tat, ebenso unerträglich wie der Gedanke war, daß die Märstyrer ohne Lohn bleiben sollten, mußte für die Kämpser der Gedanke sein, daß alle ihre Versolger, die im Glücke starben, nun ihrer Rache entrückt seien, da sie in der Unterwelt das gleiche empsindungslose Dasein sührten, wie die Schatten der Gerechten. So sollten auch deren Leiber durch den Messias wieder erweckt und gräßlicher Pein zugeführt werden.

Es handelte sich dabei ursprünglich keineswegs um die Wiedererweckung aller Toten. Die Auferstehung sollte den Abschluß des Kampses um die Selbständigkeit und die Weltherrschaft Jerusalems bedeuten, sie sollte nur jene Toten

^{*} Altertümer XVII, 2, 4.

betreffen, die in diesem Kampse hüben und drüben gesochten hatten. So heißt es im Buche Daniel vom Tage des Sieges des Kudentums:

"Und viele von benen, die im Erdenstaube schlafen, werden erwachen, die einen zu ewigem Leben, die anderen zur Schmach und zu ewigem Abscheu" (12, 2).

Die sogenannte Offenbarung Johannis gehört, wie wir schon bemerkt, dem gleichen Gedankenkreis an. In der uns erhaltenen chriftlichen Überarbeitung kennt sie zwei Auferstehungen. Die erste ist keineswegs die aller Menschen, sondern nur die der Märtyrer, in der überlieserten Fassung natürlich der christlichen, die zu einem tausendjährigen Leben auf dieser Welt erweckt werden: "Die Seelen derer, die hingerichtet sind wegen des Zeugnisses Fesu und wegen des Wortes Gottes und die da nicht angebetet hatten das Tier noch sein Bild und nicht genommen hatten den Stempel auf ihre Stirn und Hand, sie wurden lebendig und herrschten mit dem Messias tausend Jahre. Die übrigen Toten kamen nicht zum Leben dis zum Ende der tausend Jahre" (20, 4, 5).

Der Auferstehungsglaube war eine Kampsesdoktrin. Aus dem Fanatismus eines langen und wütenden Kingens mit einem übermächtigen Feinde geboren, und nur durch ihn erklärlich, war er wohl imstande, diesen Fanatismus weiter-

hin zu nähren und zu fräftigen.

In der nichtjüdischen Welt traf aber dieser Glaube auf ein Unsterdlichkeitsbedürfnis der Menschen, das mit den Bedürfnissen des Kampses nichts zu tun hatte, vielmehr müder Resignation entstammte. Ihm verdankten die philossophischen Anschauungen von der Unsterdlichkeit der Seele des Platonismus und Pythagoreismus ihre weite Verbreitung. Aber weit anschaulicher und lebendiger wirkte die Auferstehungshoffnung der Pharisäer auf die wundersgläubige, nicht in abstraktem Denken geübte Masse der Menschen jener Zeit. Gern afzeptierten sie diese Hoffnung,

die sie sich aus den judischen in ihre andersgearteten Ber>

hältnisse übersetten.

Nicht zum wenigsten dem Auferstehungsglauben verdankte das Judentum seine propagandistische Wirkung dis zur Zerstörung Ferusalems. Diese raffte die Mehrzahl jener dahin, die das nahe Kommen des Messias sest erwartet hatten, erschütterte den Glauben an dessen baldiges Kommen bei den anderen Juden. Die messianische Erwartung hörte aus, ein Beweggrund praktischer Politik im Judentum zu bilden; sie wurde ein frommer Wunsch, eine wehmütige Sehnsucht. Damit verlor aber auch der Auserstehungsglaube des Pharisäertums seine Wurzeln im jüdischen Denken. Er erhielt sich mit dem Messiasglauben nur noch in der christlichen Gemeinde, die auf diese Weise vom Pharisäertum einen Teil seiner besten propagandistischen Kraft übernahm.

Aber noch größere Kraft als von der bürgerlichen Demostratie, wenn man so sagen darf, gewann sie von den prolestarischen Elementen in der Judenschaft.

h. Die Zeloten.

Die Pharisäer waren die Vertreter der Masse des Volkes im Gegensatzur priesterlichen Aristokratie. Aber diese Masse bestand ebenso wie etwa in Frankreich der "dritte Stand" vor der großen Revolution, selbst wieder aus sehr verschiedenen Elementen mit sehr verschiedenen Finteressen, verschiedenen Graden von Kampslust und Kampssähigkeit.

Das gilt sogar für die Juden außerhalb Palästinas. Bildeten sie eine ausschließlich städtische Bevölkerung, die vorwiegend von Handel und Geldgeschäften, Steuerpachtungen und dergleichen lebte, so würde man doch sehr irren, wollte man sich vorstellen, sie habe nur aus reichen Handelsherren und Bankiers bestanden. Wir haben schon darauf hinzewiesen, wie viel launischer der Handel ist als das bäuerliche Gewerbe oder das Handwerk. Das galt damals noch weit

mehr als heute, wo die Schiffahrt unvollkommener war, der Seeraub üppig gedieh. Und wie viele Exiftenzen ruinierten die Bürgerkriege!

Aber mußte es zahlreiche Juden geben, die reich gewesen und arm geworden waren, so noch mehr solche, denen es niesmals gelang, reich zu werden. Wenn der Handel das Gewerbe war, das ihnen unter den gegebenen Verhältnissen die besten Aussichten bot, so war damit doch nicht jedem schon das Kapital zum Großhandel gegeben. Der Handel der meisten mußte ein dürftiger Haussers oder Kramhandel bleiben.

Daneben konnten sie auch Handwerke betreiben, die nicht große Kunstsertigkeit und außerlesenen Geschmack ersorberten. Wo die Juden zahlreich zusammenwohnten, mußte schon die Gigenart ihrer Sitten und Gebräuche das Bedürfnis nach manchen Handwerkern des eigenen Glaubens erwecken. Wenn wir lesen, daß von den acht Millionen Bewohnern Agyptens eine Million Juden waren, können diese unmöglich alle vom Handel gelebt haben. In der Tat werden auch jüdische Judustrien in Alexandrien erwähnt. Aus anderen Städten wird ebenfalls von jüdischen Handwerkern berichtet.

In manchen Städten, namentlich in Rom, müffen die Juden aber auch als Sklaven und daher als Freigelaffene ziemlich ftark vertreten gewesen sein. Ihre steten unglücklichen Kämpfe und Aufstandsversuche lieferten immer wieder von neuem Kriegsgefangene, die in die Sklaverei verkauft wurden.

Aus allen diesen Klassen, die zum Teil schon dem Proletariat sehr nahe standen, bildete sich ein Bodensat von Lumpenproletariern, der stellenweise sehr stark wurde. So sielen zum Beispiel unter den Proletariern Roms die jüdischen Bettler besonders auf. Martial beschreibt einmal das Straßenleben der Hauptstadt. Unter den auf der Straße arbeitenden Handwerkern, den Prozessionen der Priester, den Gauklern und Hausierern erwähnt er da auch den Judenjungen, den seine Mutter zum Betteln ausschickt. Juvenal

fpricht in seiner dritten Satire vom Hain der Egeria, der "jetzt an die Juden verpachtet ist, deren ganzer Hausrat aus einem Korb und einem Bündel Heu besteht. Denn jeder Baum muß uns jetzt Prosit bringen. Bettler haben jetzt den Wald, vertrieben sind die Musen."*

Das ift freilich ein Zeugnis aus der Zeit nach der Zerstörung Jerusalems, aus der Regierung Domitians, der die Juden aus Rom vertrieben hatte und ihnen gegen ein Kopfgeld den Aufenthalt in diesem Hain gestattete. Jedensfalls bezeugt es das Vorhandensein einer großen Zahl jüdischer Bettler in Rom.

Der Schnorrer war damals schon eine bemerkenswerte Erscheinung im Judentum.

Die Lumpenproletarier bildeten natürlich ein sehr mobiles Element.

Das vornehmste Ziel der Wanderungen der jüdischen Schnorrer war aber sicher Jerusalem. Dort fühlten sie sich zu Hause, dort brauchten sie nicht zu fürchten, von einer feindseligen oder doch verständnislosen Bevölkerung verhöhnt und mißhandelt zu werden. Dort sammelten sich auch die wohlhabenden Bilger aus den verschiedensten Gegenden der Welt in großen Massen, dort war ihre religiöse Rührung und damit auch ihre Wohltätigkeit am größten.

Es gab zur Zeit Christi keine große Stadt, die nicht ein zahlreiches Lumpenproletariat gesammelt hätte. Nächst Kom wird aber Jerusalem, wenigstens relativ, das meiste Proletariat dieser Art enthalten haben; denn hier wie dort wurde es aus dem ganzen Reiche angezogen. Diesem Proletariat standen die Handwerfer zu jener Zeit noch sehr nahe, wie wir schon gesehen; sie waren ja in der Regel nichts als Heimarbeiter, und solche zählen heute auch zu den Proletariern. Leicht kamen sie dazu, mit Bettlern und Laftträgern gemeinsame Sache zu machen.

^{*} Juvenal, Satiren III, 13 bis 16.

Bo aber solche besitzlose Volksschichten in großen Massen beisammensitzen, da zeigten sie sich besonders kampslustig. Sie haben nicht, wie die Besitzenden, etwas zu verlieren; ihre soziale Lage ist unerträglich und durch Warten haben sie nichts zu gewinnen. Das Bewußtsein ihrer großen Masse macht sie kühn. Überdies konnte in den engen, gewundenen Straßen jener Zeit das Militär seine Übermacht nur schlecht entstalten. Sowenig die städtischen Proletarier zum Kriegsdienst in freiem Felde taugten, so unsicher sie sich dabei meist benahmen, im Straßenkamps stellten sie ihren Mann. Das zeigten die Ersahrungen in Alexandrien wie in Jerusalem.

Dies Proletariat war in Jerufalem von ganz anderer Kampflust beseelt, als die Besitzenden und die Intellektuellen, aus denen sich das Pharisäertum rekrutierte. In normalen Zeiten ließen sich freilich die Proletarier von den Pharisäern leiten. Als sich aber die Gegensätze zwischen Jerusalem und Rom zuspitzten, als die Entscheidung immer näher rückte, da wurde das Pharisäertum immer vorsichtiger und zaghafter und es kam immer mehr in Konslitt mit den

vorwärtsdrängenden Proletariern.

Gine fräftige Stütze fanden diese in der Landbevölkerung von Galiläa. Wie überall im römischen Reiche wurden auch dort die Zwergdauern und Hirten durch Steuerdruck und Wucher aufs äußerste ausgesogen, in Schuldknechtschaft gestürzt oder expropriiert. Ein Teil von ihnen dürste das Proletariat Jerusalems verstärkt haben. Aber wie in anderen Gegenden des Reiches griffen auch dort die energischsten unter den Expropriierten und zur Berzweiflung Getriebenen zur gewaltsamen Erhebung, zum Käuberwesen. Die Nähe der Wüste, die noch beduinische Gewohnheiten wach hielt, erleichterte auch den Kamps. Sie lieserte zahlreiche Schlupswinkel, die nur die Kenner des Landes fanden. Galiläa selbst aber mit seinem zerrissenen, höhlenreichen Boden bot dem Käuberhandwerf nicht minder günstige Bedingungen. Die Fahne, unter der die Käuber kämpsten, war die

Messiaserwartung. Wie heute in Rußland die Revolution von jedem Käuber als Vorwand genommen wird, seine "Expropriationen" zu vollziehen; wie andererseits der Drang, der Revolution zu nüßen, manchen naiven, tatenlustigen Empörer zum Käuber macht, so war es auch in Galiläa. Käuberhäuptlinge gaben sich als Messias oder doch dessen Vorläuser aus, und Schwärmer, die sich zum Amte des Propheten oder Messias berusen fühlten, wurden zu Käubershäuptlingen.

Die Käuber Galiläas und die Proletarier Jerusalems standen in steter Verbindung miteinander, unterstützten einsander und bilbeten endlich eine gemeinsame Partei im Gegensatzu den Pharisäern, die der Zeloten oder Giserer. Der Gegensatzwischen beiden weist viele Berührungspunkte auf mit dem zwischen Girondisten und Jakobinern.

Die Berbindung zwischen den Proletariern Jerusalems und den bewaffneten Banden Galiläas und ihr Tatendrang tritt gerade von der Zeit Christi an deutlich zutage.

Während Herodes' letter Krankheit (4 v. Chr.) erhob sich schon das Volk Jerusalems in gewaltigem Tumult gegen die Neuerungen, die er vorgenommen hatte; vor allem richtete sich die Wut gegen einen goldenen Adler, den Herodes über dem Tempel hatte anbringen lassen. Mit Waffengewalt wurde der Tumult gestillt. Aber nach Herodes' Tode erhob sich das Bolk nochmals, zu Oftern, und diesmal so machtvoll, daß es erft nach großem Blutvergießen den Truppen des Archelaus, des Sohnes des Berodes, gelang, den Aufftand niederzuwerfen. Dreitaufend Ruden wurden erschlagen. Auch das stillte noch nicht den Kampfesbrang der Bolksmasse Jerusalems. Als Archelaus nach Rom reifte, um sich dort als König beftätigen zu laffen, erhob sich das Volk von neuem. Jest griffen die Römer ein. Barus, derfelbe, der später im Kampfe gegen die Cheruster fiel, verwaltete damals Sprien. Er eilte nach Gerufalem, schlug den Aufstand nieder, ging dann wieder nach Antiochien zurück und ließ eine Legion in Jerusalem unter dem "Landpfleger" (Profurator) Sabinus. Dieser bedrängte im Vertrauen auf seine Kriegsmacht die Juden aufs äußerste, plünderte und raubte, was er konnte. Das schlug dem Fasse den Boden aus. Zu Pfingsten kam zahlereiches Bolk in Jerusalem zusammen, darunter besonders viele Galiläer. Sie waren start genug, die römische Legion samt den Soldtruppen, die Herodes geworden und hinterlassen hatte, einzuschließen und zu belagern. Vergebens machten die Römer Ausfälle, in denen sie zahlreiche Juden töteten. Die Belagerer wichen nicht. Sie erreichten es, daß sogar ein Teil der Truppen des Herodes zu ihnen überging.

Gleichzeitig aber erhob sich der Aufruhr im Lande. Die Briganten von Galiläa fanden jeht starken Zulauf und bildeten ganze Heere. Ihre Führer ließen sich als Könige der Juden, also wohl als Messias, ausrusen. Unter ihnen ragte besonders Judas hervor, dessen Bater Ezechias dereits ein berühmter Käuber gewesen und als solcher hingerichtet worden war (47 v. Chr.). In Peräa sammelte ein ehemaliger Stlave des Hervdes, Simon, eine Bande, eine dritte wurde von dem Hirtonges besehligt.

Nur mit Mühe wurden die Kömer mit dem Aufstand fertig, nachdem Barus mit zwei Legionen und zahlreichen Hilfsvölkern den Belagerten in Jerusalem zu Hilfe gekommen war. Ein unsägliches Morden und Plündern begann, zweitausend der Gefangenen wurden ans Kreuz geschlagen, viele andere in die Sklaverei verkauft.

Das war zu der Zeit, in die Christi Geburt verlegt wird. Nun gab es für einige Jahre Ruhe. Aber nicht lange. Im Jahre 6 n. Chr. kam Judäa direkt unter römische Berwaltung. Die erste Maßregel der Römer bestand in der Bornahme eines Zensus, um danach die Steuern zu bemessen. Die Antwort bildete ein neuerlicher Aufstandsversuch Judas des Galiläers, jedenfalls desselben, der schon zehn Jahre vorher im Aufstand so hervorgetreten war. Er tat sich zusammen mit dem Pharifäer Sadduk, der das Bolk Jerusalems aufreizen sollte. Praktischen Erfolg hatte dieser Bersuch nicht, aber er führte den Bruch der niederen Bolksmassen und der rebellischen Galiläer mit den Pharisäern herbei. Im Aufstand von 4 v. Chr. waren sie noch alle zusammengegangen. Nun hatten die Pharisäer genug und wollten nicht mehr mittun. Jetzt bildete sich daher im Gegensatzu ihnen die Partei der Zeloten. Bon da an erlosch das Feuer des Aufruhrs nie völlig in Judäa und Galiläa dis zur Zerstörung Jerusalems.

Josephus berichtet darüber von seinem pharisäischen Standpunkt aus:

"Hernach reizte Judas, ein Gaulaniter, aus der Stadt Gamala, mit Beihilfe Sadduks, eines Pharifäers, das Volk zum Aufruhr auf, indem sie den Leuten vorstellten, sie würden Sklaven, wenn sie sich der Schätzung des Vermögens unterwürfen, und sie sollten ihre Freiheit schützen. Sie wiesen darauf hin, daß sie dadurch nicht nur ihre Güter erhalten, sondern noch eine weit größere Glückseligkeit erlangen würden, denn durch ihre Kühnheit müßten sie große Ehre und Ruhm erringen. Gott würde ihnen dazu nicht anders verhelfen, als wenn sie kraftvolle Entschlüsse faßten und keine Mühe scheuten, sie durchzusühren. Die Leute hörten das gern und wurden ganz beherzt zu fühnen Taten.

"Man kann nicht genügend schilbern, wie viel Böses diese zwei Männer im Volke angerichtet haben. Es gab kein übel, das sie nicht herbeiführten. Sie erregten einen Krieg nach dem anderen. Bei ihnen herrschte beständige Gewalttätigkeit; wer dagegen auftrat und sprach, mußte es mit dem Leben bezahlen. Käuber wüteten im Lande. Die vornehmsten Leute wurden angeblich zur Rettung der Freiheit umgebracht; in Birklichkeit geschah es aus Habegier und dem Drange, ihre Güter zu rauben. Darauf ersfolgten vielsache Empörungen und allgemeines Blutvergießen, indem einesteils die Leute des Landes selbst wider einander

tobten, und eine Partei die andere niederzuwerfen suchte, andernteils aber die äußeren Feinde sie niedermachten. Zuleht kam zu alledem noch Hungersnot, die alle Schranken aushob und die Städte in das äußerste Verderben stürzte, dis endlich der Tempel Gottes durch die Feinde eingeäschert wurde. So gereichten die Neuerungen und Abänderungen der alten Gewohnheiten den Empörern selbst zum Verderben. In dieser Weise haben Judas und Sadduk, die eine vierte Lehre einführten und sich viele Anhänger machten, nicht allein den Staat zu ihrer Zeit beunruhigt, sondern auch durch diese neue Lehre, von der man zuvor nichts wußte, zu allem sibel Anlaß gegeben, das nachmals entstand. . . . Die jungen Leute, die ihr anhingen, haben uns den Unterzgang gebracht." (Altert. XVIII. 1, 1.)

Am Schluffe besselben Kapitels aber spricht Josephus mit weit mehr Respekt von denselben Zeloten, die er an dessen

Anfang so schmäht. Er sagt da:

"Die vierte dieser Lehren (neben der der Pharifaer, Sadbuzäer und Effener) führte Judas der Galiläer ein. Seine Unhänger hielten es in allen Stücken mit den Pharifaern, außer daß fie eine hartnäckige Liebe zur Freiheit zeigten und erklärten, man burfe nur Gott allein als herrn und Fürsten anerkennen. Sie leiden viel lieber die größte Marter und laffen auch eher ihre Freunde und Verwandten martern, ehe sie einen Menschen ihren Herrn nennen. Ich will aber bavon nicht weitläufig handeln, weil es genügend befannt ift, welche Hartnäckigkeit sie in folchen Dingen bewiesen haben. Sich besorge nicht, daß man mir nicht glauben wird, fondern vielmehr, daß ich nicht Worte finde, um genügend zu beschreiben, mit welchem Beldenmut und welcher Standhaftigfeit fie die größten Martern dulben. Diese Tollheit steckte wie eine ansteckende Krankheit das ganze Bolk an, als der Landpfleger Geffius Florus (64 bis 66 n. Chr.) feine Gewalt gegen fie fo migbrauchte, daß er fie zur Berzweiflung und zum Abfall von den Römern trieb."

Je drückender das römische Joch wurde, je größer die Berzweiflung der jüdischen Bolksmassen, um so mehr entsichlüpften sie dem Ginfluß des Pharisäertums und wurden sie vom Zelotismus angezogen. Gleichzeitig aber erzeugte dieser wieder Nebenprodukte besonderer Art.

Eines davon war die verzückte Schwärmerei. Wiffen gehörte nicht zu den Kennzeichen des antifen Proletariers, auch nicht Wiffensdrang. Mehr als jede andere Bolksschicht abhängig von gesellschaftlichen Mächten, die er nicht begriff, die ihm als unheimliche erschienen; mehr als jede andere in einer verzweiselten Lage, in der man sich angstvoll an jeden Strohhalm klammert, war er dem Bunderglauben besonders ergeben, saßte die messianische Prophezeiung besonders tiese Burzeln in ihm, wurde er dadurch mehr noch als alle anderen zur völligen Berkennung aller wirklichen Berhältnisse, zur Erwartung des Unmöglichsten getrieben.

Jeder Schwärmer, der sich für einen Messias ausgab und durch seine Bundertaten das Bolk zu befreien versprach, sand da Anhang. Einer dieser Art war der Prophet Theudas unter dem Landpsleger Fadus (von 44 n. Chr. an), der eine Menge Bolk mit sich an den Jordan führte, wo sie von den Reitern des Fadus zersprengt wurden. Theudas selbst wurde gefangen und geköpft.

Unter dem Profurator Felix (52 bis 60 n. Chr.) nahm das Schwärmerwesen noch mehr überhand:

"Da war eine Bande von Bösewichtern, die zwar nicht mordeten, aber gottlos dachten und nicht weniger als die Mörder selbst die Stadt (Ferusalem) unruhig und unsicher machten. Denn sie waren versührerische Betrüger, die unter dem Borgeben göttlicher Offenbarung allerhand Neuerungen predigten und das Bolf zum Aufruhr bewegten. Sie lockten es in die Wüste hinaus und gaben vor, Gott würde sie ein Zeichen der Freiheit sehen lassen. Da Felix annahm, dies sei der Ansang der Empörung, sandte er gegen sie Soldaten aus, Reiter wie Fußvolf, und ließ eine große Anzahl erschlagen.

"Noch größeres Unheil brachte über die Juden ein falscher Prophet aus Agypten (das heißt ein ägyptischer Jude. K.) Er war ein Zauberer und brachte es durch seine Zauberwerke zuwege, daß er für einen Propheten gehalten wurde. Er versührte an 30000 Menschen, die ihm anhingen. Diese führte er aus der Büste auf den sogenannten Olderg, um von dort aus in Jerusalem einzudringen, die römische Besatung zu überwinden und die Herrschaft über das Volk zu erobern. Sodald Felix von seinem Anschlag Kunde ershielt, ging er ihm mit den römischen Soldaten und dem ganzen Volke entgegen, soweit es sich bereit zeigte, für das gemeine Wohl einzutreten, und lieferte ihm eine Schlacht. Der Agypter kam mit einigen wenigen davon. Die meisten wurden gesangen. Der Rest verbarg sich im Lande.

"Kaum war dieser Aufruhr gestillt, so brach abermals, gleichsam wie aus einem franken und angesteckten Körper, eine neue Seuche hervor. Einige Zauberer und Mörder taten sich zusammen und erwarben sich großen Anhang. Sie riesen jedermann zur Erlangung der Freiheit auf und drohten denjenigen den Tod, die hinfort der römischen Obrigkeit untertan und gehorsam sein wollten, indem sie sagten: Man müsse jene wider Willen besreien, die sich gutzwillig unter das Joch der Knechtschaft beugten.

"Sie durchzogen das ganze jüdische Land, plünderten die Häuser der Reichen, brachten die Leute darin um, zündeten die Dörfer an und hausten so scheußlich, daß durch sie das ganze jüdische Bolf bedrängt wurde. Und von Tag zu Tag ariff diese verderbliche Seuche mehr um sich."*

Innerhalb Jerusalems selbst war der offene Aufruhr gegen die römische Kriegsmacht nicht leicht. Hier griffen die erbittertsten Feinde des herrschenden Regiments zum Meuchelmord. Unter dem Landpsleger Felix, unter dem die Käuber und Schwärmer überhand nahmen, bildete sich auch

^{*} Josephus, Jüdischer Krieg, II, 13, 4 bis 6.

Das Judentum

eine Sekte von Terroristen. Explosivstoffe waren damals noch nicht ersunden. Die Lieblingswaffe der Terroristen wurde ein krummer Dolch, den sie unter dem Mantel versteckten. Nach diesem Dolche (sica) wurden sie Sikarier aenannt.

Das verzweifelte Wüten aller dieser Versechter der Volkssache war nur die unvermeidliche Antwort auf das schamslose Wüten der Unterdrücker des Volkes. Man höre nur, wie Josephus, der alle diese Dinge mitgemacht hat, das Treiben der beiden letzten Landpfleger schilbert, die Judäa

vor der Zerstörung Jerusalems regierten:

"Festus bekam die Landpflegerstelle (60 bis 62). Er stellte den Räubern ernstlich nach, die das judische Land heimsuchten, ergriff und totete viele. Sein Nachfolger Albinus (62 bis 64) folgte ihm darin leider nicht. Ihm war kein Verbrechen und kein Laster zu groß, das er nicht vollbracht und ausgeübt hätte. Er unterschlug nicht nur öffentliche Gelber in der Staatsverwaltung, sondern griff auch das Privateigentum der Untertanen an und zog es mit Gewalt an sich. Er beschwerte das Bolk mit großen und unbilligen Steuern. Die Räuber, die von den Obrigfeiten in ben Städten ober von feinen Borgangern ins Gefangnis gesett worden waren, ließ er für ein Stück Geld wieder frei und nur diejenigen waren Verbrecher und blieben ge= fangen, die nichts zahlen konnten. Dadurch wuchs die Rühnheit der Umfturzmänner in Jerusalem. Die Reichen vermochten bei Albinus durch Geschenke und Gaben so viel, daß er es ihnen nachsah, wenn sie ein Gefolge um sich fammelten. Die Volksmaffe aber, die Ruhe nicht liebt, begann, ihnen anzuhängen, weil Albinus fie begünftigte. Da= her umgab sich ein jeder Bösewicht mit einer Rotte, aus der er selbst als oberster Erzgauner hervorragte, der durch seine Söldner alle guten Bürger ausplündern und bestehlen ließ. Die Beraubten schwiegen still, und jene, die noch nicht beraubt waren, schmeichelten noch den henkermäßigen

Buben, aus Furcht, sonst gleiches zu ersahren. Kein Mensch durfte sich beschweren, denn der Druck war zu groß. So wurde der Keim zum Untergang unserer Stadt gelegt.

"Wiewohl Albinus fo schändlich und bösartig haufte, übertraf ihn doch weit sein Nachfolger. Gessius Florus (64 bis 66), so daß bei einer Veraleichung der beiden Albinus immer noch als der beffere erscheinen würde. Denn Albinus vollzog seine Untaten heimlich und wußte allen einen guten Schein zu geben. Jener aber tat alles öffentlich, als wenn er seinen Ruhm darin suchte, unser Volk zu mißbandeln. Er raubte, er plünderte, er strafte und geberdete sich so, wie wenn er nicht als Landpfleger geschickt wäre, sondern als Henker, die Juden zu veinigen. Wo er Milde üben sollte, übte er Grausamkeit. Dazu war er noch frech und verlogen, und niemand hat mehr Kniffe erfinden können, die Leute zu betrügen, wie er. Es genügte ihm nicht, einzelne Privatleute auszusaugen und aus ihrer Schäbigung Gewinn zu ziehen. Er plünderte ganze Städte und ruinierte das gesamte Volk. Es fehlte nur noch, daß er öffentlich ausrufen ließ: man möge rauben und ftehlen, wie man wolle, wenn man nur ihm feinen Anteil davon gebe. So geschah, daß daß ganze Land verödete, da viele ihr Later= land verließen und in die Fremde zogen."*

Wer glaubt nicht, einen Bericht über das Wüten rufsisscher Tschinowniks zu lesen!

Unter Florus kam es endlich zu dem großen Aufstand, in dem sich das ganze Volk mit voller Wucht gegen seine Peiniger erhob. Als er daran ging, den Tempel zu plündern, im Mai 66, da empörte sich Jerusalem. Oder vielmehr, empörten sich die unteren Klassen in Jerusalem. Die Mehrzahl der Besitzenden, Pharisäer wie Sadduzäer, fürchtete die Empörung, verlangte nach Frieden. Mit der

^{*} Jüdischer Krieg, II, 14, 1, 2.

320 Das Judentum

Rebellion gegen die Kömer begann auch der Bürgerfrieg. Dabei siegte die Kriegspartei. Die Friedenspartei unterlag im Straßenkamps, aber auch die römische Besakung in Jerusalem wurde zum Abzug gezwungen und dabei niedersaemacht.

So groß war der streitbare Enthusiasmus der Insurgensten, daß es ihnen gelang, ein Entsatheer von 30000 Mann, das der sprische Legat Cestius Gallus herbeiführte, in die

Flucht zu schlagen.

In ganz Palästina erhob sich die Judenschaft im Aufruhr und weit über Palästina hinaus. Die Empörung der Juden in Alexandria erforderte das Aufgebot aller milis

tärischen Kräfte der Römer in Agypten.

Eine Niederwerfung Roms durch das Judentum stand freilich außer Frage. Dazu war dieses zu schwach, zu außeschließlich städtisch. Aber immerhin hätte es vielleicht den Römern noch für einige Zeit etwas Schonung Judäas abzwingen können, wenn die Ausständischen sofort energisch an die Offensive gingen, die errungenen Vorteile weiter versfolgten. Die Verhältnisse wären ihnen bald zu Hilfe gestommen. Im zweiten Jahre des jüdischen Krieges empörten sich im Westen des Reiches die Soldaten gegen Nero, die Rämpse der Legionen untereinander dauerten auch nach dessen Tod (9. Juni 68) fort; Vespasianus, der Oberbesehlsbaber des Heeres, das Judäa wieder unterwerfen sollte, sichenste den Ereignissen des Westens, in denen um das Reich gerungen wurde, mehr Ausmerksamkeit als dem kleinen Lokalkrieg, in den er verwickelt war.

Die einzige, ohnehin geringe Chance, welche die Empörer hatten, wurde jedoch verpaßt. Wohl waren es die unteren Klassen gewesen, die den Kömern den Krieg erklärt und die jüdische Friedenspartei niedergeworsen hatten. Aber noch besaßen die Besitzenden und Gebildeten Ginfluß genug, die Führung des Krieges gegen die Kömer in die Hände zu bekommen. Das bedeutete, daß er nur zaghaft, nur mit

halbem Herzen geführt wurde, nicht in der Absicht, den Gegner niederzuschlagen, sondern nur in der, sich mit ihm zu vergleichen. Allzulange ging das freilich nicht. Schließelich merkten die Empörer, mit welcher Lauheit ihre Führer kämpften, und nun vermochten die Zeloten die Führung des Kampses an sich zu reißen.

"Bon seiten der fanatischen Volkspartei schrieb man — und nicht mit Unrecht — den unglücklichen Verlauf der Dinge dem Mangel an Energie in der bisherigen Leitung des Krieges zu. Die Männer des Volkes setzten daher alles daran, sich selbst der Lage zu bemächtigen und die bisherigen Führer zu verdrängen. Da diese nicht freiwillig ihre Stellung räumten, so kam es im Winter 67/68 in Jerusalem zu einem furchtbar blutigen Bürgerkrieg und zu Greuelszenen, wie sie außerdem nur die erste französische Revolution aufzuweisen hatte."*

Der Vergleich mit der französischen Revolution drängt sich in der Tat jedem Beschauer dieser Dinge auf. Aber wenn für Frankreich das Schreckensregiment zum Mittel wurde, die Revolution zu retten und zu sieghaftem Bordringen gegen ganz Europa zu befähigen, so war für Jerufalem ein folcher Erfolg bei der Lage der Dinge von vornherein ausgeschlossen. Das Schreckensregiment der unteren Klassen kam dort sogar zu spät, um auch nur eine zeitweilige Galgenfrift für das jüdische Staatswesen zu erringen, deffen Tage gezählt waren. Es vermochte nur noch den Kampf zu verlängern, seine Leiden zu steigern, das Wüten des schließlichen Siegers grauenvoller zu gestalten. Aber freilich vermochte es auch der Welt ein Denkmal von Ausdauer, Heldenmut und Hingebung zu geben, das aus dem Schmut allgemeiner Feigheit und Selbstfucht jener Zeit einsam, aber um so gewaltiger hervorragt.

Es war nicht das gesamte Judentum Jerusalems, das den hoffnungslosen Riesenkampf gegen den übermächtigen

21

^{*} Schürer, Geschichte bes judischen Bolfes, I, 617. Rautsty, Der Ursprung bes Christentums.

Feind noch drei Jahre lang, bis zum September 70, aufs tapferste, zäheste und scharssinnigste führte, jeden Zoll Bodens mit Leichen bedeckend, ehe es ihn aufgab, um schließlich, von Hunger und Krankheiten entkräftet, in den brennenden Kuinen sein Grad zu finden. Die Priester, die Schriftgelehrten, die Kausherren, sie hatten sich zum großen Teile schon bei Besginn der Belagerung in Sicherheit gebracht. Es waren die kleinen Handwerker und Krämer wie die Proletarier Jerussalems, die zu den Heroen ihrer Nation wurden, im Verein mit proletarisierten Bauern Galiläas, welche sich nach Jerussalem durchgeschlagen hatten.

Das war die Atmosphäre, in der die christliche Gemeinde entstand. Sie dietet ganz und gar nicht jenes lachende Bild, das uns Kenan in seinem Leben Jesu von dessen Umgebung entwirft — freilich nicht auf die Betrachtung der gesellschaftlichen Zustände jener Zeit, sondern auf die malerischen Sindrücke gestützt, die der moderne Tourist in Galiläa empfängt. Daher dringt er es fertig, uns in seinem Koman von Jesus (Leben Jesu) zu versichern, dieses schöne Land habe zu Jesu Zeiten "in Fülle, Fröhlichseit und Wohlbehagen gestrotzt", so daß "jede Geschichte der Entstehung des Christentums

sich zu einer lieblichen Jonlle gestaltet".

So lieblich, wie der wunderschöne Monat Mai 1871 in Baris.

i. Die Effener.

Indessen muß man zugeben, daß inmitten des Schauersgemäldes von Jammer und Blut, das die Geschichte Judäas im Zeitalter Christi darstellt, eine Erscheinung auftaucht, die den Eindruck einer friedlichen Joylle erweckt. Es ist der Orden der Essener oder Essäer, der nach Josephus um das Jahr 150 v. Chr. entstand und dis zur Zerstörung Jerusalems dauerte.* Von da an verschwindet er in der Geschichte.

^{*} Josephus schreibt "Essener", Philo "Essäer". Das Wort ist eine Gräzisierung des sprischen chase (hebräisch chasid), fromm. Der Plural des Wortes hat zwei Formen, chasen und chasuja.

Wie das Zelotentum, war auch er offenbar proletarischen Ursprunges, aber ganz anderen Charafters. Die Zeloten entwickelten keine eigene Gesellschaftsauffassung. Sie unterschieden sich von den Pharisäern nicht im Ziele, sondern in den Mitteln, in der Kücksichtslosigkeit und Gewalttätigkeit, womit sie es zu erreichen suchten. War das Ziel erreicht, Jerusalem an Stelle Koms als Herrin der Welt getreten, flossen dem Judentum alle die Schätze zu, die das Kömervolk an sich zog, dann mußte für alle Klassen jegliche Not ein Ende haben. So schien der Nationalismus auch für die Proletarier den Sozialismus überstüssig zu machen. Die proletarische Gigenart trat bei den Zeloten nur in der Energie, im Fanatismus ihres Patriotentums zutage.

Aber nicht alle Proletarier mochten warten, bis der Messias das neue, weltbeherrschende Jerusalem herbeisührte. Manche suchten sosort ihre Lage zu verbessern, und da ihnen die Politik nicht rasche Abhilse zu versprechen schien, machten sie sich an eine ökonomische Organisation.

Diesem Gedankengang dürfte das Effenertum seine Entstehung verdanken. Aberliefert ist darüber nichts.

Feftsteht bagegen sein Charakter, und der besteht in einem ausgesprochenen Kommunismus. Sie wohnten, zu bes Josephus Zeit 4000 Mann stark, in verschiedenen Dörfern und Landstädten Judaas in Ordenshäusern zusammen.

"Sie wohnen dort zusammen", erzählt Philo von ihnen, "nach Korporationen, Freundschaftsbünden, Tischgesellschaften organisiert (κατὰ θάσους, έταιρίας καὶ συσσίτια ποιούμενοι) und regelmäßig mit Arbeiten für die Gemeinschaft beschäftigt.

"Keiner will auch eigenen Besitz haben, weder ein Haus, noch einen Stlaven, noch ein Grundstück, noch Gerben, noch was sonst irgendwie Reichtum verschafft. Sondern indem sie alles ohne Unterschied zusammenlegen, haben sie alle gemeinsamen Nutzen davon.

"Das Geld, welches fie sich durch verschiedenartige Arbeit erwerben, geben sie einem erwählten Berwalter. Dieser empfängt es und kauft davon, was nötig ist, und spendet reichliche Nahrung und was sonst das Leben erheischt."

Danach könnte man annehmen, daß jeder für sich produzierte oder um Lohn arbeitete.

Josephus beschreibt ihr Leben folgendermaßen:

"Danach (nach dem Morgengebet) werden sie von ihren Vorstehern entlassen und geht jeder an die Arbeit, die er gelernt hat, und wenn sie bis zur fünften Stunde (von Sonnenaufgang an, also bis 11 Uhr) fleißig gearbeitet haben, versammeln sie sich an einem bestimmten Ort, gürten sich mit leinenen Tüchern und waschen den Körper mit kaltem Waffer. Nach dieser Reinigung geben fie in ihr Speisehaus, wohin niemand Zutritt hat, der nicht zu ihrer Sefte gehört. Sie kommen so sauber und rein dahin, wie in einen Tempel. Wenn sie sich daselbst still niedergesetzt haben, kommt der Bäcker und legt einem jeden sein Brot vor, und der Roch stellt gleichfalls vor einen jeden eine Schüffel mit einer Speise hin, dann tommt der Briefter und feanet die Speise. Und es ist nicht gestattet, etwas zu verkosten, ehe man gebetet. Nach vollbrachtem Mittaasmahl sprechen sie in gleicher Weise die Danksagung und preisen also am Anfang und Beschluß des Essens Gott, als Spender aller Nahrung. Alsbann legen sie ihre Gewänder wie ein heiliges Kleid wieder ab und machen sich wieder an ihre Arbeit bis zum Abend. Das Nachtessen vollziehen sie ebenso wie das Mittageffen, und wenn Gäfte kommen (jedenfalls Ordensmitglieder von auswärts, denn Fremde hatten ja zum Speisehaus nicht Rutritt. R.), so laffen sie diese mit sich zu Tisch sigen. Weder Geschrei noch Unruhe verunehrt das Haus, und wenn sie miteinander reden, spricht einer nach dem anderen, nicht alle zugleich, so daß den Leuten, die außer ihrem Hause sind, das stille Wesen im Hause wie ein ehrfurchtgebietendes Mysterium erscheint. Die Ursache ihres stillen Lebens ift die stete Mäßigkeit, weil sie nicht mehr essen und trinken. als die Erhaltung ihres Lebens erfordert.

"Im allgemeinen vollziehn sie keine Arbeit ohne Auftrag ihrer Vorsteher, doch dürsen sie nach freiem Ermessen Mitleid und Hilfsbereitschaft betätigen. So oft es ein Notstand ersfordert, kann ein jeder denen, die Hilfe brauchen und versdienen, beistehn, auch den Armen Nahrung zutragen. Aber den Freunden und Verwandten dürsen sie ohne Vorwissen ihres Vorstehers oder Verwalters nichts zukommen lassen."

Der Kommunismus war bei ihnen aufs äußerste gestrieben. Er erstreckte sich bis auf die Kleider. So sagt Bbilo:

"Nicht nur die Speise, sondern auch die Kleidung ist ihnen gemeinsam. Für den Winter nämlich sind dicke Mäntel vorhanden und für den Sommer leichte Aberwürse, so daß jeder nach Belieden davon Gebrauch machen kann. Denn was einer hat, gilt als Besitztum aller, und was sie alle haben, als das jedes einzelnen."

Die Sklaverei verwarfen sie. Ackerbau war ihre Hauptsarbeit, doch trieben sie auch Handwerke. Rur die Anfertigung von Luxuswaren und Werkzeugen des Krieges war verpönt. Ebenso der Handel.

Die Grundlage des ganzen kommunistischen Systems war die Gemeinsamkeit des Konsums, nicht die gesellschaftliche Produktion. Wohl ist auch von solcher die Rede, daneben aber von Arbeiten, die dem einzelnen Geld einbringen, entweder als Lohn oder für verkauste Waren, das sind aber Arbeiten, die außerhalb des gesellschaftlichen Organismus vollzogen werden. Dagegen besteht für alle Ordensmitglieder die Gemeinsamkeit der Wohnung und der Mahlzeit. Das ist es, was sie vor allem zusammenhält. Es ist der Kommunismus des gemeinsamen Haushaltes. Der erfordert aber das Aufgeben des gesonderten Haushaltes, das Aufgeben der Sondershalle, damit aber auch der Sonderehe.

In der Tat finden wir bei allen Organisationen, die auf dem Kommunismus der Genußmittel, der Gemeinsamkeit des Haushaltes, beruhen, daß ihnen die Einzelehe Schwierigs

326 Das Jubentum

feiten verursacht, daß sie suchen, sie aufzuheben. Dafür gibt es zwei Wege — die schroffsten Extreme der geschlechtlichen Verhältnisse, die einander völlig auszuschließen scheinen, die größte Keuschheit und die größte "Unzucht". Und doch stehen beide Wege den sommunistischen Organisationen der fragslichen Art gleich nahe. Von den Essenern an durch alle christlichen kolonien in den Vereinigten Staaten unserer Tage läßt sich's versolgen, daß sie alle der Che abgeneigt sind, aber ebenso zur Weibergemeinschaft neigen wie zum strengen Zölidat.

Das wäre undenkbar, wenn einfache ideologische Erwägungen zu diesem Kommunismus und seinem Aberbau an Ideen führten. Es erklärt sich unschwer aus seinen öfonomischen Bedingungen.

Die Mehrzahl der Effener verwarf jegliche Berührung eines Weibes.

"Sie verachten die Che, doch nehmen sie fremde Kinder an, wenn sie noch jung und belehrbar sind, halten sie wie eigene Kinder und unterweisen sie in ihren Sitten und Gebräuchen. Nicht, daß sie die Che und die Fortpslanzung der Menschen ausheben oder verbieten wollten. Aber sie sagen, man müsse sich stets vor der Unkeuschheit der Weiber hüten, da sich keine mit einem Manne allein begnüge."

Das sagt Josephus im 8. Kapitel des 2. Buches seiner Geschichte des jüdischen Krieges, dem die bisherigen Zitate über die Essener entnommen sind. Im 18. Buche seiner jüdischen Altertümer, 1. Kapitel, äußert er sich ebenfalls darüber:

"Sie nehmen keine Frauen und halten keine Sklaven. Sie meinen, das letztere sei ein Unrecht, das erstere aber gebe Anlaß zu Zwistigkeiten."

Hier wie dort gibt er nur praktische Erwägungen, nicht asketischen Drang als Grund der Chefeindschaft an. Josephuskannte die Essener aus eigener Anschauung. Er war nach-

einander bei den Sadduzäern, Effenern und Pharifäern gewesen, bis er bei diesen blieb.

Josephus ift also am besten in der Lage, uns zu sagen, womit die Effener ihre Weiberfeindschaft begründeten. Da= mit ift nicht gefagt, daß diese Erwägungen den letten Grund dafür abgaben. Man muß ftets unterscheiden zwischen ben Argumenten, die jemand zur Begründung seines Tuns vorbringt, und den vinchologischen Motiven, die jenes Tun wirklich verursachen. Nur die wenigsten Menschen sind sich dieser Motive flar bewußt. Unsere Hiftorifer lieben es aber, die Argumente, die ihnen überliefert werden, für die wirtlichen Motive der historischen Handlungen und Verhältnisse zu nehmen. Das Forschen nach den wirklichen Motiven verwerfen sie als willfürliche "Konftruktion", das heißt, sie verlangen, unfere hiftorische Erkenntnis foll nie einen höheren Standpunkt erreichen, als fie zu der Zeit gewonnen hatte, aus ber unfere Quellen stammen. Das ganze ungeheure Tatsachenmaterial, das sich seitbem aufgehäuft hat und das uns ermöglicht, das Wefentliche und Typische in den verschiedensten historischen Erscheinungen vom Unwesentlichen und Zufälligen zu scheiben und die wirklichen Motive ber Menschen hinter ihren vermeintlichen zu entdecken - alles das soll für uns nicht existieren!

Wer die Geschichte des Kommunismus kennt, begreift sofort, daß es nicht die Natur der Weiber, sondern die des kommunistischen Haushaltes war, die den Essenern die Sche verekelte. Wo viele Männlein und Weiblein in gemeinsamem Haushalt zusammenlebten, da lag die Verführung zu Schebruch und ehelichen Zwisten aus Sifersucht zu nahe. Wollte man diese Art des Haushaltes nicht missen, wurde man gedrängt, entweder auf das Zusammensein der Männer mit den Frauen oder auf die Sinehe zu verzichten.

Nicht alle Essener taten das erstere. Josephus berichtet in dem schon mehrsach zitierten achten Kapitel des zweiten Buches vom jüdischen Krieg: 328 Das Judentum

"Es gibt auch noch eine andere Art der Effenern, die sich den vorigen in der Lebensweise, den Sitten und Sahungen vollkommen anschließen, nur wegen der Ehe von ihnen abweichen. Denn sie sagen, diesenigen, die sich der ehelichen Beiwohnung enthielten, nähmen dem Leben seine wichtigste Funktion (uégos), die Fortpflanzung müßte ständig abnehmen und das Menschengeschlecht rasch aussterben, wenn alle so dächten wie sie. Diese haben den Brauch, die Gattinnen drei Jahre lang zu prodieren (doutpásortes). Haben sie nach drei Reinigungen gezeigt, daß sie geeignet seien, Kinder zu gebären, dann ehelichen sie sie. Sobald eine schwanger ist, schläft der Mann nicht mehr bei ihr. Dadurch geben sie zu verstehen, daß sie sich nicht um sleischlicher Wollust, sondern allein um der Kindererzielung willen auf die Ehe einlassen".

Der Passus ist nicht ganz klar. Auf jeden Fall sagt er so viel, daß diese Shen der Essener von den gewöhnlichen sehr verschieden waren. Das "probieren" der Weiber scheint aber nicht anders denkbar, als unter der Voraussehung einer Art Weibergemeinschaft.

Von dem ideologischen Aberbau, der sich auf diesen gesellsschaftlichen Grundlagen erhob, ist ein Gedanke besonders hervorzuheben, der der Unsreiheit des Willens, die die Effener behaupteten, im Gegensatzu den Sadduzäern, die die Willensfreiheit lehrten, und den Pharisäern, die eine vermittelnde Stellung einnahmen.

"Wenn die Pharisäer sagen, es geschehe alles nach dem Schicksal, so heben sie doch den freien Willen des Menschen nicht auf, sondern sagen, es habe Gott gefallen, gleichsam eine Mischung zu vollbringen zwischen dem Katschluß des Schicksals und dem der Menschen, die Gutes oder Böses tun wollen."*

"Die Effener hingegen schreiben dem Schickfal alles zu. Sie meinen, es könne dem Menschen nichts begegnen, das

^{*} Josephus, Altertümer XVIII, 1, 3.

nicht vom Schicksal bestimmt sei. Die Sadduzäer wollen vom Schicksal überhaupt nichts wissen. Sie sagen, es gebe keines und es bestimme nicht die Geschicke der Menschen. Sie schreiben alles dem freien Willen des Menschen zu, so daß er es sich selbst zu danken hat, wenn ihm etwas Gutes zuteil wird; hingegen habe er widrige Vorkommnisse seiner eigenen Torheit zuzuschreiben".*

Diese Unterschiede der Auffassung scheinen bloß dem reinen Denken zu entstammen. Wir wissen aber schon, daß jede dieser Richtungen eine andere Klasse repräsentiert. Und wenn wir die Geschichte versolgen, sinden wir, daß sehr oft die herrschenden Klassen zur Annahme der Willensfreiheit neigen, noch öfter aber die unterdrückten Klassen zur Jdee der Unfreiheit des Willens.

Das ift auch leicht begreiflich. Die herrschenden Klassen fühlen sich frei, zu tun und zu lassen, was ihnen beliebt. Das entspringt nicht bloß ihrer machtvollen Position, sondern auch der geringen Zahl ihrer Mitglieder. Das Gesehmäßige kommt nur in der Masse zum Borschein, wo die verschiesdenen Abweichungen vom Normalen sich gegenseitig aufsheben. Je kleiner die Zahl der Individuen, die man beobsachtet, desto mehr überwiegt das Persönliche, Zufällige über das Allgemeine und Typische. Bei einem Monarchen vollends scheint dieses ganz ausgelöscht.

So kommen die Herrschenden leicht dazu, sich erhaben über die gesellschaftlichen Einflüsse zu dünken, die, solange sie nicht erkannt sind, den Menschen als geheimnisvolle Macht, als das Schicksal, das Fatum erscheinen. Die herrschenden Klassen sichlen sich aber auch getrieben, nicht bloß sich, sondern auch den Beherrschten Willensfreiheit zuzuschreiben. Das Elend des Ausgebeuteten erscheint ihnen als seine eigene Schuld, jedes Vergehen, das er begeht, als eine frevle Missetat, die bloß persönlicher Freude am Schlechten entspringt und strenge Sühne heischt.

^{*} Altertümer, XIII 5, 9.

Die Annahme der Willensfreiheit erleichtert es den herrschenden Klassen, ihre Funktionen des Richtens und Niederhaltens der unterdrückten Klassen mit Gefühlen der sittlichen überlegenheit und Entrüstung zu vollziehen, die ihre Energie sicher steigern.

Die Masse der Armen und Gedrückten empsindet es dasgegen auf Schritt und Tritt, daß sie die Sklaven der Vershältnisse, des Geschicks sind, dessen Katschlüsse ihnen undesgreislich erscheinen, das aber auf jeden Fall mächtiger ist, als sie selbst. Sie verspüren am eigenen Leibe, welcher Hohn es ist, wenn die Begüterten ihnen zurusen, jeder sei seines Glückes Schmied. Vergebens trachten sie den Verhältnissen zu entkommen, die sie niederdrücken, sie fühlen deren Faust immer in ihrem Nacken. Und ihre große Masse zeigt ihnen, wie es nicht bloß einzelnen unter ihnen so geht, wie jeder von ihnen die gleiche Kette nach sich schleppt. Sie sehen es auch ganz genau, daß nicht bloß ihr Handeln und dessen Ersolg, nein, daß auch ihr Fühlen und Denken und damit ihr Wollen ganz abhängig ist von ihren Verhältnissen.

Komisch kann es erscheinen, daß die Pharisäer, ihrer sozialen Zwischenstellung entsprechend, gleichzeitig die Willenssfreiheit und die Notwendigkeit annahmen. Aber sast zweistausend Jahre nach ihnen hat der große Denker Kant das gleiche getan.

Den sonstigen ibeologischen Aberbau, der sich auf der Grundlage der effenischen Gesellschaftsverfassung erhob, brauchen wir hier nicht weiter zu behandeln, obwohl gerade er es ist, der die Historiker in der Regel am meisten beschäftigt. Denn er gibt ihnen Gelegenheit zu sehr tiessinsnigen Erörterungen über die Abstammung des Essenismus vom Parsismus oder Buddhismus oder Pythagoreismus oder sonstigen Ismen.

Die Frage nach den wirklichen Wurzeln des Effenismus wird dadurch nicht gelöft. Gesellschaftliche Einrichtungen innerhalb eines Bolkes erstehen stets nur aus wirklichen Bedürfnissen in ihm selbst, nicht durch bloße Nachahmung äußerlicher Borbilder. Wohl kann man vom Auslande oder der Vorzeit lernen, aber man nimmt davon nur an, was man brauchen kann, was einem Bedürfnis entspricht. Das römische Recht zum Beispiel sand in Deutschland seit der Renaissance nur deshalb Aufnahme, weil es so gut den Bedürfnissen aufkommender starker Klassen entsprach, des Absolutismus und der Kausmannschaft. Man spart sich natürlich die Mühe, ein neues Wertzeug zu ersinden, wenn man ein vollkommenes dereits fertig vor sich sieht. Aber die Tatsache, daß ein Wertzeug aus dem Ausland stammt, beantwortet nicht die Frage, warum es Anwendung sindet; diese kann nur aus wirklichen Bedürfnissen im Volke selbst erklärt werden.

übrigens sind alle die Einslüsse, die der Parsismus, Buddhismus und Pythagoreismus auf den Essenismus geübt haben können, sehr zweiselhafter Natur. Eine direkte Beeinslussung der Essense dieser Elemente ist nirgends bezeugt. Die Ahnlichkeiten zwischen ihnen können aber auch daher rühren, daß sie alle unter ziemlich gleichen Verhältnissen entstanden, die von selbst hier wie dort zu den gleichen Lösungsversuchen drängten.

Am ehesten könnte an einen Zusammenhang zwischen ben Pythagoreern und den Essenern gedacht werden. Josephus sagt auch (Altertümer XV, 10, 4), die Essener führten eine Lebensweise, die der pythagoreischen sehr ähnlich sei. Aber man könnte die Frage auswersen, ob die Essener von den Pythagoreern oder diese von jenen gelernt haben? Freilich des Josephus Behauptung (gegen Apio I, 22), Pythagoras selbst habe jüdische Anschauungen akzeptiert und für die seinen ausgegeben, ist eine, wahrscheinlich auf einer Fälschung beruhende Ausschlich wissen wir von Pythagoras sast gar nichts sicheres. Erst geraume Zeit nach seinem Tode beginnen Nachrichten über ihn reichlicher zu werden, und sie nehmen

um so mehr zu, werden um so bestimmter, aber auch um so unglaublicher, je weiter wir uns von seiner Lebenszeit entsernen. Wir haben schon eingangs darauf hingewiesen, daß es mit Pythagoras ging wie mit Jesus. Er wurde zu einer Jdealgestalt, der man alles zuschrieb, was man von einem sittlichen Vorbild erwartete und verlangte, aber auch zu einem Bundertäter und Propheten, der seine göttsliche Mission durch die erstaunlichsten Leistungen dartat. Gerade, weil man nichts bestimmtes von ihm wußte, konnte man ihm zuschreiben und in den Mund legen, was einem paßte.

Auch die angeblich von Pythagoras eingeführte Lebenssordnung, die der effenischen sehr ähnelte, mit Gütergemeinsschaft, ist wahrscheinlich jüngeren Ursprungs, vielleicht nicht

älter als die effenische.

Seinen Ursprung fand dieser Pythagoreismus wahrscheinslich in Alexandrien.* Eine Berührung mit dem Judentum lag dort sehr nahe, die Abertragung pythagoreischer Anschauungen nach Palästina war wohl möglich. Aber auch das Umgestehrte konnte stattsinden. Endlich ist es ebenso möglich, daß beide Teile aus einer gemeinsamen Quelle schöpften: aus der ägyptischen Praxis. In Agypten hatte die so weit vorsgeschrittene soziale Entwicklung schon relativ früh zu klösterslichen Einrichtungen geführt.

Hatte seine alte Kultur und deren schon lange vor sich gehender Niedergang früher als in anderen Ländern des Kömerreichs Abschen vor den Genüssen des Lebens und dem Privateigentum, das Streben nach Weltflucht erzeugt, so war diese auch nirgends bequemer durchzusühren, wie in Agypten, wo die Wüste dis dicht an die Size der Zivilisation heranreichte. Wer anderswo die Großstadt floh, der sand auch auf dem Lande das Privateigentum, und zwar die drückendste von allen Arten Giaentum, das am Boden.

^{*} Vergleiche darüber und über die Pythagoreer überhaupt, Zeller, Philosophie der Griechen, erster und dritter Band.

Ober er mußte sich in Wilbnisse zurückziehen, viele Meilen weit von der Kultur entfernt, die nur angestrengteste Arsbeit bewohnbar machen konnte, eine Arbeit, zu der gerade der Großstädter am wenigsten taugte.

In der ägyptischen Büste, wie in jeder andern, gab es kein Privateigentum am Boden. Dabei war es nicht schwer, sie zu bewohnen, ihr Klima ersorderte keinen großen Aufwand an Bauten, Kleidung, Feuerung zum Schuze vor den Unbilden des Wetters. Und sie lag so nahe der Stadt, daß der Eremit von dort durch Freunde jederzeit leicht seines Lebens Notdurst erhalten, ja, sie durch einen Marsch weniger Stunden selbst holen konnte.

Agypten hat daher schon frühzeitig begonnen, ein möncheartiges Eremitentum zu produzieren. In Alexandrien erstand dann der Neupythagoreismus, endlich im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nahm dort das christliche Klosterwesen seinen Ausgangspunkt. Aber auch das alexandrinsche Judentum hat einen eigenartigen Mönchsorden gesichaffen, den der Therapeuten.

Man hat die Schrift "über das beschauliche Leben", in der Philo von ihnen berichtet, für gefälscht erklärt, aber in

diesem Kalle ift der Verdacht grundlos gewesen.

Sie entfagen, fagt er, wie der Weise, ihrem Besitz, den sie unter ihre Berwandten und Freunde verteilen, verlassen ihre Brüder, Kinder, Weiber, Eltern, ihre Freunde, ihre Vaterstadt und sinden ihre wahre Seimat in der Bereinigung mit Gleichsgesiunten. Diese Bereine sinden sich in vielen Teilen Agyptens, namentlich bei Alexandrien. Hier bewohnt jeder für sich allein eine einsache Zelle, nahe bei denen der anderen, wo er in beschaulicher Frömmigkeit die Zeit verbringt. Ihre Nahrung ist sehr einsach, Brot, Salz und Wasser. Am Sabbat vereinigen sie sich, Männer und Frauen in einem gemeinsamen Festsaal, in dem aber die Geschlechter durch eine Scheidewand getrennt sind, zu frommen Borträgen und Gesängen. Sie verwersen den Fleischgenuß, den Wein und

die Sklaverei. Bon Arbeit erfährt man aber bei ihnen nichts. Sie lebten wohl von Almosen ihrer Freunde und Könner.

Es ist sehr wohl möglich, daß alexandrinische Juden die Anschauungen der Therapeuten nach Paläftina brachten und dadurch das Effenertum beeinflußten. Und doch find beide voneinander grundverschieden. Die einen leben in beschaulichem Nichtstun von der Arbeit anderer, die Effener arbeiten eifrig und erwerben so viel, daß fie nicht bloß felbst davon leben, sondern auch Dürftigen von ihrem überfluß mitteilen. Beide verwerfen das Privateigentum. Aber die Therapeuten miffen mit den Gütern der Welt überhaupt nichts anzufangen. Die Arbeit ist ihnen ebenso verhaßt wie der Genuf, sie verzichten auf Produktions= wie auf Kon= fumtionsmittel und verteilen daher ihren Befitz unter Freunde und Verwandte. Die Effener arbeiten, dazu brauchen fie Produktionsmittel; ihre Mitglieder verteilen daher nicht ihre Besithtumer an Freunde, sondern legen sie zu gemeinsamem Gebrauch zusammen.

Da sie arbeiten, müssen sie aber auch arbeitskräftig bleiben, sie müssen sich tüchtig nähren. Strenge Askese ist unmögs lich für arbeitsame Menschen.

Der Unterschied zwischen den Therapeuten und noch mehr den Neupythagoreern, die von Askese, Weltflucht und Hingabe des Eigentums meist bloß schwatzen, auf der einen Seite und den Essenern auf der anderen kennzeichnet den Gegensatz zwischen dem Judentum Palästinas und der übrigen Kulturwelt des römischen Reiches zur Zeit der Entstehung des Christentums. Im Essenismus begegnen wir derselben Tatkraft, die wir im Zelotentum kennen gelernt haben und die das Judentum jener Zeit so gewaltig erhebt über die seige Kahenjämmerlichkeit der anderen Kulturvölker, die den Genuß und die Versuchung slohen, weil sie den Kampffürchteten. Selbst die kommunistischen Tendenzen nahmen bei ihnen einen seigen und asketischen Charakter an.

Was den Effenismus möglich machte, das war die Tats fraft des Judentums. Aber nicht sie allein. Noch andere Faktoren bewirkten, daß gerade das Judentum diese eigens

artige Erscheinung erzeugte.

Allgemein finden wir im letzten Jahrhundert vor Chrifti, daß mit der Maffenarmut auch das Bestreben der Proletarier und ihrer Freunde wächst, durch Organisationen dem Elend abzuhelsen. Gemeinsame Mahlzeiten, der letzte Rest urwüchstigen Kommunismus, bilden auch die Ausgangspunkte des neuen.

Unter dem Judentum war aber das Bedürfnis nach Zusammenschluß und gegenseitiger Hilfe besonders stark entwickelt. In der Fremde halten Nationsgenossenossenossenschen kets enger zusammen, als in der Heimat, und niemand war heimatsloser, besand sich ständiger in der Fremde, als der Jude außerhalb Judäas. So waren auch die Juden untereinander von einer Hilfsbereitschaft, die ebenso aussiel, wie ihre Abschließung von den Nichtjuden. Tacitus hebt in einem Utem ihren seindseligen Haß gegen alle anderen, wie ihre stets bereite Mildtätigkeit untereinander hervor.*

An ihren Bereinigungen mit gemeinsamen Mahlzeiten scheinen sie auch besonders hartnäckig gehangen zu haben. Sonst ist es nicht erklärlich, warum Cäsar, der alle nicht von altersher überlieserten Vereine verbot, gerade die jüdi-

schen gestattete.

"Bährend er sonst die Gründung selbständiger Korporationen mit eigenem Vermögen von der Bewilligung des Senats abhängig machte, erlaubte er ohne weiteres im Reiche die Bildung jüdischer Genossenschaften mit gemeinssamen Mahlzeiten und eigenem Vermögen. Bei der gerade damals weitverbreiteten Lust nach Zusammenschluß in den vom Staate so gefürchteten und darum versolgten Verbinsbungen hatte diese Zulassung jüdischer Glaubensvereine die

^{*} Historien V, 5.

Folge, daß sich eine Menge Heiden als sogenannte Gottesfürchtige zur Aufnahme in die jüdische Genofsenschaft meldeten, die ihnen leicht gewährt wurde."*

Es lag nahe, daß ein solcher Verein bei Proletariern einen rein kommunistischen Charafter annahm. Aber weit über die gemeinsamen Mahlzeiten aus gemeinsamen Mitteln konnte er in der Großstadt nicht leicht gehen. Auch war wenig Veranlassung dazu. Die Kleidung spielte im Süden damals bei den Proletariern keine große Rolle; sie war mehr Mittel des Prunkes als des Schuzes vor dem Wetter. Zum Schlasen suchten die Proletarier der Großstadt irgend einen Winkel. Der Erwerd führte sie endlich auch nach den verschiedensten Richtungen der Stadt auseinander, mochten sie betteln oder stehlen oder hausieren oder Lasten tragen oder sonstwie sich fortbringen.

Die gemeinsame Mahlzeit der Genossenschaft, zu der jeder sein Teil beitrug und an der jeder Genosse teil hatte, mochte er gerade in der Lage sein, etwas abzuliesern oder nicht, das war das wichtigste Band, welches die Genossenschaft zusammenhielt, und das wichtigste Mittel, den einzelnen gegen die Wechselfälle des Lebens zu versichern, die dem Besitzlosen nur zu leicht verderblich wurden.

Anders als in der Großstadt war es auf dem Lande. Dort sind Haushalt und Erwerbsarbeit vereinigt. Gemeinsame Mahlzeiten ersordern auch eine gemeinsame Wohnung und eine gemeinsame Wirtschaft. Landwirtschaftliche Großsbetriebe waren damals nichts Seltenes; teils mit Sklaven betriebene, aber auch kommunistische Großsamilien, Haussgenossensschaften sind dieser Stufe der Entwicklung eigen.

Palästina war nun die einzige Gegend, in der das Judentum noch eine Bauernschaft besaß, und diese war, wie wir gesehen, mit der Großstadt Jerusalem und ihrem Proletariat in steter, enger Berbindung. Da war es nicht schwer,

^{*} D. Holymann, Das Ende des jüdischen Staatswesens und die Entstehung des Christentums, 1888, S. 460.

daß kommunistische Tendenzen, die dem jüdischen Proletariat näher lagen als jedem anderen jener Zeit, auch auf daß flache Land übertragen wurden und dort jene Ausgestaltung fanden, die daß Essenertum kennzeichnet.

Die ökonomische Grundlage der essenischen Organisation bildete die bäuerliche Wirtschaft. "Sie wersen sich ganz auf den Ackerbau", sagt etwas übertreibend Josephus. (Altertümer, XVIII, 1, 5.)

Gine folche Organisation auf dem flachen Lande konnte fich aber auch nur behaupten, solange sie von Staats wegen geduldet wurde. Als Geheimbund vermag eine Produktivgenoffenschaft, namentlich auf dem flachen Lande, nicht zu existieren.

Der Effenismus war daher an das Bestehen der jüdisschen Freiheit gebunden. Deren Untergang mußte auch den seinen nach sich ziehen. Für die Existenz in der Großstadt, als Geheimbund, außerhalb eines freien Palästina, war er nicht geeignet.

Die Großstadt Jerusalem sollte indessen eine Form der Organisation entwickeln, die sich anpassungsfähiger als jede andere für die Bedürfnisse des großstädtischen Proletariats im ganzen Reiche, schließlich auch anpassungsfähiger als jede andere für die Bedürfnisse des Reiches selbst erwies.

Sie war es, die, vom Judentum ausgehend, sich über das gesamte Reich ausdehnte und alle die Elemente des neuen Empfindens und Denkens in sich aufnahm, die aus der gesellschaftlichen Umwandlung und Zersetzung jener Zeit erstanden.

Diese Organisation bleibt uns noch zu betrachten. Es war die christliche Gemeinde.

Die Anfänge des Christentums.

1. Die urdristliche bemeinde.

a. Der proletarische Charafter der Gemeinde.

Wir haben gesehen, daß der rein nationalistisch demostratische Zelotismus manche proletarischen Elemente Jerussalems nicht zu befriedigen vermochte. Aber die Flucht aus der Größstadt ins flache Land, wie sie die Essener vollzogen, war auch nicht nach jedermanns Geschmack. Damals wie heute vollzog sich die Landslucht sehr leicht, die Stadtslucht sehr schwer. Der an das größstädtische Leben gewöhnte Proletarier sand sich auf dem Lande nicht zurecht. Der Reiche mochte in seinen ländlichen Villen eine angenehme Abwechslung gegen den größstädtischen Trubel erblicken; für den Proletarier bedeutete die Rücksehr auss Land harte Feldzarbeit, die er nicht verstand, der er nicht gewachsen war.

Die Masse der Proletarier mußte es daher wie in den anderen Großstädten, so auch in Jerusalem vorziehen, in der Stadt zu bleiben. Das Essenertum bot ihnen nicht das, was sie brauchten, am allerwenigsten jenen unter ihnen, die reine Lumpenproletarier waren und sich gewöhnt hatten, als gesellschaftliche Parasiten zu leben.

Neben den Zeloten und den Essenern mußte sich also eine dritte proletarische Richtung bilden, die zelotische und essenische Tendenzen miteinander vereinigte. Diese fand ihren Ausdruck in der Messignemeinde.

Allgemein anerkannt ift, daß die chriftliche Gemeinde ursprünglich fast ausschließlich proletarische Clemente umfaßte, eine proletarische Organisation war. Das galt noch lange über die ersten Anfänge hinaus.

Paulus hebt in seinem ersten Briefe an die Korinther hervor, daß in der Gemeinde weder die Bildung noch der Besitz vertreten sei:

"Ihr Brüder, seht doch eure Beruse an, da sind nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele mächtige, nicht viele vornehme Leute. Sondern was der Welt für töricht gilt, hat Gott auserwählt, die Weisen zu beschämen; und was der Welt für schwach gilt, hat Gott auserwählt, das Starke zu beschämen; und was der Welt von dunkler Herstunft gilt und verachtet wird, hat Gott auserwählt."*

Eine gute Kennzeichnung des proletarischen Charafters der urchriftlichen Gemeinde gibt Friedländer in seiner schon mehrfach zitierten Sittengeschichte Roms:

"So viele Urfachen nun auch zur Verbreitung des Evangeliums zusammenwirkten, so hat es doch offenbar in den höheren Ständen vor der Mitte oder dem Ende des zweiten Jahrhunderts nur vereinzelte Anhänger gefunden. Hier leistete nicht bloß die philosophische sowie die sonstige, mit dem Götterglauben innig zusammenhängende Bildung den ftärksten Widerstand, sondern hier führte das chriftliche Befenntnis auch zu den gefährlichsten Konflikten mit der bestehenden Ordnung: endlich mußte die Lossagung von allen irdischen Interessen in den Kreisen, die im Besitz von Ehre, Macht und Reichtum waren, am schwerften fallen. Die Armen und Niedrigen, fagt Lactantius, glauben leichter als die Reichen; bei den letteren wird ohne Zweifel vielfach eine geradezu feindselige Stimmung gegen die fozialiftischen Tenbenzen des Chriftentums bestanden haben. Dagegen in den unteren Schichten der Gefellschaft muß die durch die Zerstreuung der Juden so ungemein begünftigte Ausbreitung bes Chriftentums fehr schnell erfolgt fein, namentlich in Rom felbft; im Sahre 64 mar die Rahl ber Christen dort schon eine beträchtliche."

^{*} Erster Brief an die Korinther, 1, 26 ff.

Immerhin blieb diese Verbreitung lange auf einzelne Orte beschränkt.

"Aus den vorhandenen Angaben, deren Erhaltung freilich eine ganz zufällige ist, ergibt sich, daß bis zum Jahre 98 etwa 42, bis 180 etwa 74 Orte nachweisdar sind, in denen es christliche Gemeinden gab; bis 325 mehr als 550.

"Im römischen Reiche aber waren die Christen nicht bloß noch im dritten Jahrhundert eine kleine Minorität, sondern diese Minorität gehörte wenigstens bis zu deffen Anfang fast ausschließlich den unterften Schichten der Gesellschaft an. Die Beiden spotteten, daß sie nur die Ginfältigften und Sklaven, Beiber und Kinder zu befehren vermöchten, daß sie ungebildete, rohe und bäuerische Menschen seien. ihre Gemeinden vorwiegend aus geringen Leuten, Handwerkern und alten Frauen beständen. Auch bestritten die Christen dies nicht. Nicht aus dem Lyzeum und der Afabemie, fagt hieronnmus, sondern aus dem niederen Bolfe (de vili plebecula) hat sich die Gemeinde Christi gesammelt. Ausdrückliche Zeugniffe chriftlicher Schriftsteller bestätigen, daß der neue Glaube felbst bis zur Mitte des dritten Sahrhunderts in den höheren Ständen nur vereinzelte Unhänger zählte. Eusebius sagt, der Friede, den die Kirche unter Commodus (180 bis 192) genoß, habe fehr zu ihrer Ausbreitung beigetragen, so daß auch von den zu Rom durch Reichtum und Geburt hervorragenden Männern mehrere mit ihrem ganzen Sause und Geschlecht sich dem Seil zuwandten'. Unter Alexander Severus (222 bis 235) fagte Origenes, daß gegenwärtig auch Reiche und manche der hohen Würdenträger, sowie üppige und edelgeborene Frauen die christlichen Boten des Wortes aufnahmen: Erfolge also, deren das Christentum sich früher nicht zu rühmen hatte. . . . Von der Zeit des Commodus ab ift also die Verbreitung des Chriftentums in den höheren Ständen ebenso ausdrücklich und vielfach bezeugt, als es an folchen Zeugnissen für die frühere Zeit durchaus fehlt. . . Die einzigen Berfonen

der höheren Stände in der Zeit vor Commodus, deren Bekehrung zum Christentum mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen worden ist, sind der im Jahre 95 hingerichtete Konsul Flavius Clemens und dessen nach Pontia verbannte Gemahlin oder Schwester Flavia Domitilla."*

Nicht zum mindesten diesem proletarischen Charafter ift es zuzuschreiben, daß wir über die Anfänge des Chriftentums jo ichlecht unterrichtet find. Seine erften Berfechter mochten redegewaltige Leute fein, mit Lefen und Schreiben verstanden sie nicht umzugehen. Das waren Künfte, Die der Bolksmasse damals noch viel ferner lagen als heutzutage. Eine Reihe von Generationen hindurch blieb die christliche Lehre und die Geschichte ihrer Gemeinde auf mündliche überlieferungen beschränft, überlieferungen fieberhaft erregter, unfäglich leichtgläubiger Leute, überlieferungen von Borgängen, die nur ein kleiner Kreis mitgemacht hatte, soweit sie sich überhaupt ereignet hatten; die also von der Masse der Bevölkerung und namentlich von ihren kritischen, unbefangenen Elementen nicht geprüft werden konnten. — Erst als sich gebildetere, sozial höher stehende Leute bem Chriftentum zuwandten, begann die schriftliche Fixierung feiner Traditionen, aber auch da nicht zu historischen, sondern zu polemischen Zwecken, zur Verfechtung bestimmter Unschauungen und Forderungen.

Es gehört viel Mut ober Boreingenommenheit, aber auch völlige Unkenntnis der Bedingungen hiftorischer Zuverlässige keit dazu, um auf Grund von literarischen Dokumenten, die in dieser Beise entstanden sind und die von Unmöglicheiten und krassen Bidersprüchen wimmeln, den Lebensegang oder gar die Reden einzelner Persönlichkeiten mit voller Bestimmtheit zur Darstellung zu bringen. Wir haben schon im Eingang gezeigt, daß es unmöglich ist, über den angeblichen Stifter der christlichen Gemeinde irgend etwas

^{*} Sittengeschichte Roms, II., S. 540 bis 543.

bestimmt auszusagen. Wir können jett, nach dem bisher Entwickelten, hinzusügen, daß es auch nicht notwendig ist, Bestimmtes über ihn zu wissen. Alle Gedankengänge, die man gewöhnlich als die Eigenart des Christentums, preisend oder verurteilend, bezeichnet, haben wir bereits als Produkte teils der römisch-hellenischen, teils der jüdischen Entwicklung kennen gelernt. Es gibt keinen einzigen christlichen Gedanken, der es notwendig machte, ihn auf einen erhabenen Propheten und Abermenschen zurückzusühren, keinen, der nicht schon vor Jesus in der "heidnischen" oder jüdischen Literatur nachweisbar wäre.

Aber so unwichtig es für unsere historische Einsicht ist, über die Personen Jesu und seiner Jünger unterrichtet zu werden, so wichtig ist es, über den Charakter der urchristslichen Gemeinde selbst Bestimmtes zu erfahren.

Das ift zum Glück keineswegs unmöglich. Mochten auch die Reden und Taten der Bersonen, die von den Christen als ihre Vorkämpfer und Lehrer verehrt wurden, phantaftisch ausgeschmückt ober gang frei erfunden sein, auf jeden Fall schrieben die ersten chriftlichen Literaten aus dem Geifte ber chriftlichen Gemeinden heraus, in denen und für die fie wirkten. Was fie wiedergaben, waren überlieferungen aus früherer Zeit, die sie im einzelnen abandern mochten, deren Grundcharakter aber doch so weit feststand, daß sie sofort auf lebhafteste Opposition gestoßen wären, wenn man versucht hätte, ihn auffallend abzuändern. Sie mochten suchen, ben Geift abzuschmächen oder umzudeuten, der in den Anfängen der chriftlichen Gemeinde herrschte; ihn völlig zu estamotieren waren sie nicht imftande. Solche Bersuche ber Abschwächung laffen sich noch nachweisen, und sie werden immer ftärker, je mehr die chriftliche Gemeinde ihren ursprünglichen proletarischen Charafter verliert und gebildete sowie wohlhabende und angesehene Perfonlichkeiten aufnimmt. Gerade aus diesen Versuchen läßt fich aber der ursprüngliche Charafter deutlich erkennen.

Die auf diese Weise gewonnene Erkenntnis sindet eine Stüte in dem Entwicklungsgang späterer christlicher Sekten, der von seinen Anfängen an bekannt ist und in seinem weiteren Berlauf die uns ebenfalls bekannte Entwicklung der christlichen Gemeinde vom zweiten Jahrhundert an getreu widerspiegelt. Wir dürsen daher annehmen, daß diese Entwicklung eine gesetzmäßige ist, und daß die uns bekannten Anfängen des Christentums. Ein solcher Analogieschluß bildet natürlich für sich allein noch keinen Beweis, aber er kann sehr wohl eine Auffassung stützen, die auf anderem Wege gewonnen wurde.

Beides nun, die Analogie der späteren Sekten wie die erhaltenen Reste frühester überlieferungen urchristlichen Lebens bezeugen in gleicher Weise Tendenzen, die der proletarische Charakter der Gemeinde von vornherein erwarten läßt.

b. Rlaffenhaß.

Da finden wir vor allem einen wilden Rlaffenhaß

gegen die Reichen.

Er tritt beutlich hervor im Evangelium des Lukas, das im Anfang des zweiten Jahrhunderts entstand. Namentlich in der Erzählung von Lazarus, die in diesem Evangelium allein zu sinden ist (16, 19 st.). Dort kommt der Reiche in die Hölle und der Arme in Abrahams Schoß, nicht etwa weil jener ein Sünder und dieser ein Gerechter war: davon wird gar nichts berichtet. Der Reiche wird verdammt, bloß weil er reich war. Abraham ruft ihm zu: "Gedenke doch, daß du dein Gutes abbekommen hast in deinem Leben und ebenso Lazarus das Böse; jetzt aber wird er hier getröstet, du aber leidest Pein." Es war die Rachssucht des Unterdrückten, die in diesem Zukunstsbild schwelgte. Dasselbe Evangelium läßt Jesus sagen: "Wie schwer geslangen die Reichen in das Königreich (padidelar) Gottes! gehe, als ein Reicher in das Königreich Gottes" (18, 24, 25). Auch hier wird der Reiche wegen seines Besitzes verdammt, nicht wegen seiner Sündhaftigkeit.

Ebenso in der Bergpredigt (6, 21 ff.):

"Selig seid ihr Bettler (πτωχοί find die bettelarmen Leute), benn euer ist das Königreich Gottes. Selig ihr, die ihr jeht hungert, denn ihr werdet euch vollfressen. Selig, die ihr jeht weinet, denn ihr werdet dann lachen. . . . Dagegen wehe euch, Reichen, denn ihr habt euren Trost schon vorweg erhalten. Wehe euch, ihr, die jeht vollgegessen seid, denn ihr werdet hungern. Wehe euch, die ihr jeht lachet, denn ihr werdet trauern und wehslagen."

Man sieht, reich sein und seinen Reichtum genießen, ist ein Berbrechen, das die qualvollste Sühne erheischt.

Den gleichen Geist atmet noch der Brief des Jakobus an die zwölf Stämme in der Diaspora, der aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts stammt:

"Wohlan ihr Reichen, weinet mit Wehklagen über die Trübsale, die euch bevorstehen. Euer Reichtum ist versmodert, eure Aleider sind zum Mottenfraß geworden, euer Gold und Silber ist verrostet, und sein Rost wird zum Zeugnis wider euch und frist euer Fleisch. Wie zum Feuer habt ihr Schäße gesammelt in den letzten Tagen. Siehe, der Lohn, um den ihr die Arbeiter gebracht habt, die auf euren Feldern mähten, er schreit auf und das Rusen der Schnitter ist zu den Ohren des Herrn Zebaoth gedrungen. Ihr habt geschwelgt und gepraßt auf Erden, ihr habt eure Herzen gemästet am Schlachttag. Ihr habt verurteilt und getötet den Gerechten, er widersetze sich euch nicht. So harret nun in Geduld, ihr Brüder, auf die Ankunst des Herrn" (5, 1 ff.).

Selbst gegen die Reichen in den eigenen Reihen, solche, die sich der christlichen Gemeinde angeschlossen haben, wettert er:

"Es rühme sich der niedrige Bruder seiner Höhe, der reiche aber seiner Niedrigkeit, weil er wie die Blume des

Grases vergehen wird. Denn die Sonne ging auf mit ihrer Glut und verdorrte das Gras, und seine Blume siel aus und ihr liebliches Ansehen war dahin; so wird auch der Reiche auf seinen Wegen verwelken... Hört, meine teuren Brüder, hat nicht Gott die Armen nach der Welt erwählt zu Reichen im Glauben und Erben des Reiches, welches er denen verheißen hat, die ihn lieben? Ihr aber habt den Armen verachtet. Sind es nicht die Reichen, die euch vergewaltigen, und wiederum sie, die euch vor die Gerichtshöse ziehen? Sind nicht sie es, die den guten Namen lästern, nach dem ihr benannt seid?"*

Kaum je hat der Klassenhaß des modernen Proletariats so fanatische Formen erlangt wie der des christlichen. In den kurzen Momenten, in denen das Proletariat unserer Tage disher zur Macht kam, hat es nie Rache an den Reichen genommen. Freilich fühlt es sich heute weit stärker, als sich das Proletariat des auskeimenden Christentums fühlte. Wer sich stark weiß, ist stets eher großmütig als der Schwache. Es ist ein Zeichen dafür, wie schwach sich die Bourgeoisie heute vorkommt, daß sie am empörten Proleztariat stets so schreckliche Rache nimmt.

Einige Jahrzehnte jünger als das Lukasevangelium ift das des Matthäus. Inzwischen hatten wohlhabende und gebildete Leute angefangen, sich dem Christentum zu nähern. Da empfand mancher christliche Propagandist das Bedürfnis, die christliche Lehre für diese Leute anziehender zu gestalten. Die urchristliche "Freßlegende" wurde unbequem. Da sie aber zu tiese Wurzeln gesaßt hatte, als daß man sie einsach beiseite schieden konnte, suchte man die ursprüngsliche Auffassung wenigstens im opportunistischen Sinne zu revidieren. Dank diesem Revisionismus ist das Matthäusevangelium zum "Evangelium der Widersprüche" geworden,**

^{*} Jakobus, 1, 9 bis 11, 2, 5 bis 7.

^{**} Pfleiderer, Das Urchriftentum, I, S. 613.

aber auch zum "Lieblingsevangelium der Kirche". Hier fand sie "das Stürmische und Revolutionäre des urchristlichen Enthusiasmus und Sozialismus so moderiert zur richtigen Mitte eines firchlichen Opportunismus, daß es für den Bestand einer mit der menschlichen Gesellschaft sich auf Friedensstuß stellenden organisierten Kirche nicht mehr besdrohlich schien".

Natürlich wurde von den verschiedenen Verfassern, die am Matthäusevangelium nacheinander arbeiteten, alles Unsbequeme weggelassen, was sie weglassen konnten, so die Erzählung vom Lazarus, die Abweisung des Erbstreites, die auch zu einem Ausfall gegen die Reichen führt (Lukas 12, 13 ff.). Aber die Bergpredigt war jedenfalls schon zu populär und bekannt, als daß man mit ihr in gleicher Beise hätte versahren können. Sie wurde verballhornt: Matthäus läßt Jesus sagen:

"Selig sind die Bettelarmen im Geiste, denn ihrer ist das Königreich der Himmel.... Selig jene, die es hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, denn sie werden sich vollfressen."

In diesem schlauen Revisionismus ist freilich alle Spur von Klassenhaß ausgelöscht. Selig werden jetzt die Bettler im Geiste. Es bleibt ungewiß, was für Leute damit gemeint sind, ob Joioten oder solche, die bloß der Einbildung nach Bettler werden, nicht in Birklichkeit, das heißt, die fortsahren zu besitzen, aber behaupten, ihr Herz hänge nicht an ihrem Besitz. Wahrscheinlich sind letztere darunter verstanden, auf jeden Fall aber ist die Verurteilung des Reichtums sortsgesallen, die in der Seligsprechung der Bettler lag.

Geradezu komisch aber wirkt es, daß die Hungernden in nach Gerechtigkeit Hungernde verwandelt sind, denen in Ausssicht gestellt wird, daß sie mit Gerechtigkeit gemästet werden. Das hier mit "Bollfressen" übersetzte griechische Wort (xoprasso) ward meist von Tieren gebraucht, auf Menschen wandte man es im verächtlichen oder komischen Sinne an, zur Kennzeichnung einer niedrigen Art, den Wanst zu füllen.

Daß das Wort in der Bergpredigt vorkommt, deutet auch auf den proletarischen Ursprung des Christentums hin. Der Ausdruck war wohl gang und gäbe in den Kreisen, denen es entstammte, zur Bezeichnung der ausgiebigen Stillung ihres leiblichen Hungers. Aber er wirft lächerlich, auf die Stillung des Hungers nach Gerechtigkeit angewandt.

Das Gegenstück zu diesen Seligsprechungen, die Bersfluchung des Reichen, ist aber bei Matthäus ganz fortzgefallen. Dafür konnte auch die scharssinnigste Verdrehung keine Fassung sinden, die sie den wohlhabenden Kreisen, auf deren Gewinnung man spekulierte, annehmbar gemacht hätte. Sie mußte verschwinden.

Aber so sehr auch einflußreiche Kreise der opportunistisch werdenden chriftlichen Gemeinde strebten, ihren proletarischen Sharafter zu verwischen, das Proletariat und sein Klassen-haß wurde damit nicht beseitigt, und er fand immer wieder einzelne Denker, die ihm Ausdruck gaben. Eine gute Zusammenstellung von Stellen aus den Schriften des heiligen Klemens, des Bischofs Asterius, des Lactantius, Basilius des Großen, des heiligen Gregor v. Nyssa, des heiligen Ambrosius, des heiligen Johannes Chrysostomus, des heiligen Heronymus, Augustinus usw., fast alle aus dem vierten Jahrhundert, der Zeit, in der das Christentum schon Staatsereligion war, sindet man in dem Schriftchen von Paul Pflüger, "Der Sozialismus der Kirchenväter". Sie alle erzgehen sich in den schärfsten Anklagen gegen die Reichen, die sie mit Käubern und Dieben auf die gleiche Stuse stellen.

c. Kommunismus.

Angesichts dieses ausgeprägt proletarischen Charakters der Gemeinde ist es naheliegend, daß sie nach einer kommusnistischen Organisation strebte. Das wird auch ausdrückslich bezeugt. Es heißt in der Apostelgeschichte:

"Sie beharrten aber in der Lehre der Apostel und im Kommunismus (xolvweig), im Brotbrechen und den Ge-

beten. . . . Alle aber, die gläubig geworden waren, besaßen alles gemeinsam, und sie verkauften ihren Besitz und ihr Eigentum und verteilten dieses nach dem Bedürfnis eines

jeden (2, 42, 44).

"Die Menge der gläubig Gewordenen war ein Herz und eine Seele, und keiner fagte von einem Stück seiner Habe, es sei sein Gigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam.... Und es war keiner mehr unter ihnen, der Mangel litt; denn jene, die Ländereien oder Häuser besaßen, verkauften sie, brachten den Erlös des Verkauften und legten ihn zu den Füßen der Apostel, dann wurde er verteilt nach dem Bedürfnis, das ein jeder hatte" (4, 32 bis 35).

Bekannt ift, wie Ananias und Sapphira, die etwas von ihrem Geld der Gemeinde vorenthielten, dafür ohne weiteres durch göttliche Schickung mit dem Tode bestraft wurden.

Der heilige Johannes, wegen seiner seurigen Beredsams seit Chrysoftomus, das heißt Goldmund, genannt, ein unserschrockener Kritiker seiner Zeit (347 bis 407), knüpfte an die oben zitierte Darstellung des ursprünglichen chriftlichen Kommunismus eine Erörterung seiner Borzüge an, die sehr realistisch-ökonomisch, gar nicht ekstatisch-asketisch klingt. Er tat dies in der elsten seiner Homilien (Predigten) über die Apostelgeschichte. Dort führte er aus:

"Die Gnade war unter ihnen, weil keiner Mangel litt, das heißt, weil sie so eifrig gaben, daß keiner arm blieb. Denn nicht gaben sie einen Teil und behielten einen anderen für sich; noch auch gaben sie alles gewissermaßen als ihr Gigentum. Sie hoben die Ungleichheit auf und lebten in großem übersluß; und sie taten dies in der preiswürdigsten Weise. Sie wagten es nicht, die Spenden in die Hände der Bedürstigen zu geben, noch auch schenkten sie mit hochsmütiger Herablassung, sondern sie legten sie zu den Füßen der Apostel nieder und machten diese zu Herren und Verzteilern der Gaben. Was man brauchte, wurde dann aus dem Vorrat der Gemeinschaft, nicht aus dem Privateigen-

tum einzelner genommen. Dadurch wurde erreicht, daß die Geber sich nicht eitel überhoben.

"Würden wir heute dasselbe tun, wir lebten viel glücklicher, die Reichen wie die Armen; und die Armen würden nicht mehr Glück dadurch gewinnen als die Reichen... denn die Gebenden wurden nicht nur nicht arm, sie machten auch die Armen reich.

"Stellen wir uns die Sache vor: Alle übergeben bas, was fie haben, in gemeinsames Eigentum. Niemand moge sich darüber beunruhigen, weder der Reiche noch der Arme. Wieviel glaubt ihr, daß Geld zusammenkommen wird? Sch schließe — denn mit Sicherheit kann man es nicht behaupten —, wenn jeder einzelne all fein Geld hergabe, feine Acter, feine Besitzungen, seine Baufer (von ben Sklaven will ich nicht sprechen, denn die ersten Chriften besaßen wohl feine, da sie sie mahrscheinlich freiließen), dann wird wohl eine Million Pfund Gold zusammenkommen, ja wahrscheinlich zwei- oder dreimal so viel. Denn fagt mir, wie viele Menschen enthält unsere Stadt (Konstantinopel)? Wie viele Chriften? Werden es nicht hunderttaufend fein? Und wie viele Beiden und Juden! Wie viele Tausende Bfund Gold muffen da zusammenkommen! Und wie viele Arme haben wir? Ich glaube nicht, daß es mehr als fünfzigtaufend find. Wieviel mare nötig, fie jeden Tag zu ernähren? Wenn fie an einem gemeinsamen Tische speisen, werden die Kosten nicht sehr groß sein können. Was werden wir also mit unserem riefigen Schatz anfangen? Glaubst bu, daß er jemals erschöpft werden konnte? Und wird ber Segen Gottes sich nicht tausendmal reichlicher auf uns ergießen? Werden wir nicht aus der Erde einen Himmel machen? Wenn dies fich bei Dreis oder Fünftausenden (den erften Chriften) so glanzend erwiesen hat und feiner von ihnen Mangel litt, um wie viel mehr muß es sich bei einer so großen Menge bemähren? Wird nicht jeder ber Neuhingufommenden etwas hinzufügen?

"Die Rersplitterung der Güter verursacht größeren Aufwand und dadurch die Armut. Nehmen wir ein Haus mit Mann und Beib und gehn Kindern. Sie betreibt Beberei, er sucht auf dem Markte seinen Unterhalt; werden sie mehr brauchen, wenn ste in einem Hause gemeinsam oder wenn sie getrennt leben? Offenbar, wenn sie getrennt leben. Wenn die zehn Söhne auseinandergeben, brauchen fie zehn Häufer, gehn Tische, gehn Diener und alles andere in ähnlichem Maße vervielfacht. Und wie fteht's mit der Menge ber Stlaven? Läßt man diese nicht zusammen an einem Tische speisen, um an Kosten zu sparen? Die Zersplitterung führt regelmäßig zur Verschwendung, die Zusammenfassung zur Ersparung am Vorhandenen. So lebt man jest in den Klöstern und so lebten einst die Gläubigen. Wer ftarb da vor Hunger? Wer wurde nicht reichlich gefättigt? Und doch fürchten sich die Leute vor diesem Rustand mehr als vor einem Sprung ins unendliche Meer. Möchten wir boch einen Versuch machen und die Sache fühn angreifen! Wie groß mare ber Segen bavon! Denn wenn bamals. wo die Zahl der Gläubigen so gering war, nur drei- bis fünftausend, wenn damals, wo die ganze Welt uns feind= lich gegenüberstand, wo nirgends ein Trost winkte, unsere Vorgänger so entschlossen daran gingen, um wie viel mehr Ruversicht sollten wir jest haben, wo durch Gottes Enade überall Gläubige find! Wer würde dann noch Seide bleiben wollen? Niemand, glaube ich. Alle würden wir an uns ziehen und uns gewogen machen."*

Einer so klaren und ruhigen Auseinandersetzung waren die ersten Christen nicht fähig. Aber ihre kurzen Bemerskungen, Ausrufungen, Forderungen, Berwünschungen deuten überall auf den gleichen kommunistischen Charakter des Ansfangs der christlichen Gemeinde hin.

^{*} S. P. N. Joanni Chrysostomi opera omnia quae exstant. Pariŝ 1859, &b. Migne. IX, 96 biŝ 98.

In dem freilich erst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts entstandenen Evangelium des Johannes wird das tommunistische Zusammenleben Jesu mit den Aposteln als selbstverständlich vorausgesetzt. Sie besaßen alle zusammen nur einen Geldbeutel, und den führte — Judas Jskariot. Johannes, der wie sonst auch hier seine Vorgänger zu übertrumpsen sucht, verstärkt noch den Abscheu, den der Verzäter Judas hervorrusen muß, indem er ihn zu einem Dieb an der gemeinsamen Kasse stempelt. Johannes beschreibt, wie Maria Jesu die Füße mit kostbarer Salbe salbt.

"Judas aber, der Iskariote, einer von den Jüngern, derjenige, welcher ihn verraten follte, sprach: Warum hat man die Salbe nicht verkauft um 300 Denare und es den Armen gegeben? Das sagte er aber nicht, weil ihm an den Armen lag, sondern weil er ein Dieb war und, da er die Kaffe führte, die Einlagen wegnahm."*

Beim letzten Abendmahl spricht Jesus zu Judas: "Was du tust. das tue bald."

"Aber keiner der Tischgenossen verstand, was er ihm damit gesagt hatte. Einige meinten, da Judas die Kasse besaß, habe Jesus ihm gesagt: Kause, was wir für das Fest brauchen, oder gib etwas den Bettlern."**

Bon seinen Jüngern verlangt Jesus in ben Evangelien immer wieder, jeder solle alles, was er besitzt, hingeben.

"Keiner von euch kann mein Jünger sein, der nicht auf alles verzichtet, was er besitzt."***

"Verkauft eure Habe und gebt es den Armen."+

"Es fragte ihn (Jefus) ein Aristokrat (ἄρχων): Guter Lehrer, was soll ich tun, um ewiges Leben zu erwerben. Da erwiderte ihm Jesus: Was nennst du mich gut? Niemand ift gut, außer Gott. Die Gebote kennst du: Du sollst nicht

^{*} Johannes 12, 4 bis 7.

^{**} Johannes 13, 27 bis 29.

^{***} Lufas 14, 33.

⁺ Lukas 12, 33.

ehebrechen, nicht töten, nicht ftehlen, nicht falsch zeugen, Bater und Mutter ehren. Er aber sagte: Alles habe ich von Jugend an beachtet. Da das Jesus hörte, sagte er zu ihm: Eines bleibt dir noch zu tun übrig. Berkaufe alles, was du hast, und verteile es unter die Bettler, und du wirst einen Schat im Himmel erwerben. Und dann folge mir. Als er das hörte, wurde er sehr bekümmert, denn er war ausnehmend reich."*

Das veranlaßt dann Jesus zum Gleichnis vom Kamel, das durch das Nadelöhr leichter durchgeht, als ein Reicher in das Königreich Gottes. Dessen konnte nur teilhaftig werden, wer sein Vermögen mit den Armen teilte.

Genau fo ftellt das dem Markus zugeschriebene Evan-

gelium die Sache dar.

Der revisionistische Matthäus dagegen schwächt auch hier die ursprüngliche Strenge ab. Hier wird die Aufforderung nur noch bedingt gestellt. Matthäus läßt Jesus dem reichen Jüngling sagen: Willst du vollkommen sein, dann gehe hin, verkause, was du hast, gib es an Arme (19, 21).

Was man Jesus ursprünglich von jedem seiner Anhänger, jedem Mitglied seiner Gemeinde fordern ließ, wurde mit der Zeit zu einer Forderung bloß an jene, die auf Voll-

fommenheit Anspruch machten.

Dieser Entwicklungsgang ist ganz natürlich bei einer Organisation, die ursprünglich rein proletarisch war, später

immer mehr reiche Elemente zuließ.

Trosdem gibt es eine Reihe von Theologen, die den fommunistischen Charafter des Urchristentums leugnen. Der Bericht in der Apostelgeschichte darüber sei erst späteren Ursprungs; wie so oft im Altertum habe man auch hier den idealen Zustand, den man erträumte, in der Vergangenheit verwirklicht dargestellt. Dabei vergißt man aber, daß

^{*} Lukas 18, 18 bis 23.

für die offizielle Kirche der späteren Jahrhunderte, die den Reichen entgegenkam, der kommunistische Charakter des Urschriftentums sehr unbequem war. Beruhte dessen Darstelslung auf späterer Ersindung, dann hätten die Versechter der opportunistischen Richtung ohne weiteres dagegen protestiert und dasür gesorgt, daß die Schriften, die solche Darstelslungen enthielten, aus dem Kanon der kirchlich anerkannten Bücher gestrichen wurden. Die Kirche hat Fälschungen nur dann geduldet, wenn sie ihr in den Kram paßten. Das tras für den Kommunismus nicht zu. Wenn er als die ursprünglichste Forderung der Urgemeinde offiziell anserkannt wurde, so geschah es sicher nur, weil man nicht anders konnte, weil die überlieserung in diesem Punkte zu ties gewurzelt und zu allgemein anerkannt war.

d. Einwände gegen ben Kommunismus.

Die Einwände berjenigen, die den Kommunismus der Urgemeinde in Abrede stellen, sind denn auch nichts weniger als durchschlagend. Wir sinden sie alle zusammengestellt von einem Kritifer, der der Darstellung entgegentritt, die ich vom Urchristentum in meinen Vorläufern des Sozialisemus gegeben habe.

Der Kritifer A. K., ein Doktor der Theologie, veröffentslichte seine Sinwände in einem Artikel der "Neuen Zeit" über den "sogenannten urchristlichen Kommunismus" (XXVI, 2, S. 482).

Da wird uns vor allem entgegengehalten, daß "die Predigt des Nazareners nicht auf wirtschaftliche Umwälzung ausging". Ja, woher weißt denn A. R. daß? Die Apostelgeschichte erscheint ihm als eine unsichere Duelle für die Darstellung von Organisationen, deren Ursprung in die Zeit nach dem angeblichen Tode Christi verlegt wird; die Evangelien, die zum Teil jünger sind als die Apostelgeschichte, sollen dagegen mit Sicherheit den Charafter der Reden Christi selbst erkennen lassen!

Für die Evangelien gilt in Wirklichkeit dasselbe, was für die Apostelgeschichte. Was sie uns erkennen lassen, ist der Charakter derzenigen, die sie geschrieben haben. Daneben können sie noch Erinnerungen wiedergeben. Erinnerungen an Organisationen haften aber länger als solche an Reden und lassen sich nicht so leicht verdrehen.

Aberdies aber kann man aus den über Christus mitgeteilten Reden, wie wir gesehen haben, sehr wohl einen dem Kommunismus der Urgemeinde entsprechenden Charakter herausfinden.

Mit den besonderen Lehren Jesu, von denen wir gar nichts Bestimmtes wissen, ist also gegen den Kommunismus nichts zu beweisen.

Dann will uns A. R. mit aller Gewalt glauben machen, ber praktische Kommunismus der Essener, den die Proletarier Jerusalems vor Augen hatten, sei ohne jede Wirstung auf diese geblieben. Dagegen wären die kommunisstischen Theorien der griechischen Philosophen und Dichter auf die ungebildeten Proletarier der christlichen Gemeinden außerhalb Jerusalems von tiefstem Einfluß gewesen und hätten diesen kommunistische Ideale beigebracht, deren Berswirklichung sie dann nach der Gewohnheit jener Zeit in die Vergangenheit, also die Zeit der Urgemeinde in Jerussalem zurückverlegten.

Also die Gebildeten hätten den Proletariern später den Kommunismus beigebracht, dessen praktisches Borsbild sie früher unberührt ließ. Es würde der stärksten Beweise bedürsen, uns diese Aufsassung plausibel zu machen. Was an Beweisen vorliegt, spricht aber dagegen. Je mehr die Gebildeten Einfluß auf das Christentum bekommen, desto mehr entsernt es sich vom Kommunismus, wie uns Matthäus bereits zeigt und wie wir später noch bei der Entwicklung der Gemeinde sehen werden.

Von den Essenern hat A. K. ganz falsche Vorstellungen. Er schreibt von der Jerusalemer kommunistischen Christensgemeinde:

"Es macht uns mißtrauisch, daß dies einzige kommunistische Experiment gerade in einem aus Juden bestehenden Berein gemacht wurde. Niemals dis zum Beginn unserer Zeitrechnung haben Juden derlei gesellschaftliche Bersuche gemacht. Niemals dis dahin hat es jüdischen Kommunismus gegeben. Dagegen war theoretischer wie praktischer Kommunismus bei den Bellenen gar nichts Neues."

Wo er den praktischen Kommunismus der Hellenen zur Zeit Christi sindet, verrät unser Kritiker nicht. Aber geradezu unglaublich ist es, wenn er bei den Juden weniger Kommunismus entbeckt als bei den Hellenen, wo der Kommunismus jener sich gerade durch seine praktische Aussührung über die kommunistischen Träumereien der letzteren hoch erhebt. Und A. K. hat offenbar keine Ahnung davon, daß Essener schon anderthalb Jahrhunderte vor Christo erwähnt werden. Er scheint zu glauben, sie seien erst zur Zeit Christi entstanden!

Dieselben Effener aber, die auf die Praxis der Jerufalemer Gemeinde ohne Ginfluß gewesen sein sollen, haben angeblich die kommunistische Legen de erzeugt, die im zweiten Jahrhundert nach Chrifto in die Apostelgeschichte Eingang fand. Die Effener, die mit der Zerftörung Jerufalems unserem Gesichtsfreis entschwinden, wahrscheinlich weil sie in den Untergang des jüdischen Gemeinwesens hineingeriffen wurden, follen nach diesem Greignis, zu einer Zeit, wo der Gegensatzwischen Judentum und Christentum schon auf? schärfste entbrannt war, den hellenischen Proletariern Legenden über den Ursprung der chriftlichen Gemeinde geliefert und ihnen eine kommunistische Vergangenheit suggeriert haben, inbes sie damals, als die jüdischen Proletarier in Jerusalem eine Organisation gründeten, die mit dem Effenismus zahlreiche persönliche und sachliche Berührungspunkte gewinnen mußte, nicht die mindeste Einwirkung auf sie geübt haben sollen!

Es ift sehr wohl möglich, daß in die Anfänge der christzlichen Literatur auch effenische Legenden und Anschauungen

hineinverwoben wurden. Aber weit wahrscheinlicher noch ist es, daß in jenen Anfängen der christlichen Gemeinde, in denen diese noch keine Literatur erzeugte, ihre Organisation von essenischen Borbildern beeinflußt wurde. Es kann nur eine Beeinflussung im Sinne der Durchführung eines wirklichen Kommunismus, nicht im Sinne der Borspiegelung einer angeblichen kommunistischen Bergangenheit, der keine Wirklichkeit entsprach, gewesen sein.

Diese ganze von modernen Theologen aufgebrachte, von A. K. akzeptierte künstliche Konstruktion, die den essenischen Einfluß für die Zeit leugnet, wo er bestand, um ihm eine entscheidende Rolle für die Zeit zuzuschreiben, wo er aufzgehört hatte, beweist nur, wie ersinderisch manches Theologengehirn werden kann, wenn es gilt, der Urkirche den "Ludergeruch" des Kommunismus zu nehmen.

Das alles find aber nicht die entscheidenden Grunde für A. K. Er weiß einen "Hauptgrund", der bisher noch "nie beachtet worden: Die Gegner der Christen haben diesen alles mögliche vorgeworfen, nur nicht ihren Kommunismus. Und doch hätten fie sich diesen Anklagepunkt nicht entgeben laffen, wenn er begründet gewesen wäre." Sch fürchte, die Welt wird diesen "Hauptgrund" auch weiterhin nicht beachten. A. R. kann ja nicht leugnen, daß der kommuni= ftische Charafter des Chriftentums sowohl in der Apostelgeschichte wie in den Evangelien in einer Reihe von Außerungen scharf betont wird. Er behauptet bloß, diese Außerungen seien rein legendären Charafters. Aber auf jeden Fall waren sie da und entsprachen wirklichen christlichen Tendenzen. Wenn trokdem die Gegner des Chriften= tums seinen Kommunismus nicht hervorhoben, kann dies nicht daran liegen, daß sie keine Angriffspunkte dafür ge= funden hätten. Warfen sie den Chriften doch Dinge vor, wie Kindermord, Blutschande usw., zu denen in der christlichen Literatur nicht der mindeste Anhaltspunkt zu finden war. Und sie hätten sich Angriffe entgeben lassen, die sie aus den chriftlichen Schriften selbst von Anfang an, seitdem es eine chriftliche Literatur gab, belegen konnten!

Die Ursache muß anderswo gesucht werden, als in dem mangelnden Kommunismus des Urchristentums.

Sie liegt darin, daß man damals über den Kommunismus ganz anders dachte wie heute.

Heißt das Teilen, unvereindar geworden mit dem Fortsgang der Produktion, mit der Existenz der Gesellschaft. Heute fordern die ökonomischen Bedürfnisse unbedingt das Gegenteil des Teilens, die Konzentration des Reichtums an wenigen Stellen, sei es bei Privaten, wie heuzutage, oder aber in Händen der Gesellschaft, des Staates, der Gemeinden, daneben vielleicht von Genossenschaften, wie in der sozialistischen Ordnung.

Anders stand es zur Zeit des Christentums. Wenn man absieht vom Bergdau, war die Industrie fast ausschließlich Zwergindustrie. In der Landwirtschaft kam wohl der Großbetrieb in ausgedehntem Maße vor, aber er war, mit Sklaven betrieben, dem Kleinbetrieb technisch nicht überlegen, behauptete sich nur, wo er rücksichtslosesten Raubbau mit der Arbeitskraft billiger Sklavenherden treiben konnte. Der Großbetrieb war nicht wie heutzutage zur Grundlage der aanzen Broduktionsweise geworden.

Daher bedeutete auch die Konzentration des Reichtums in wenigen Händen nichts weniger als eine Förderung der Produktivität der Arbeit, geschweige denn eine Grundslage des Produktionsprozesses und damit der gesellschaftslichen Existenz.

Die Konzentrierung des Reichtums in wenigen Händen bedeutete nicht die Entwicklung der Produktivkräfte, sondern nur die Aufhäufung von Genußmitteln in solcher Fülle, daß der einzelne gar nicht imstande war, sie selbst zu konstumieren, daß ihm gar nichts anderes übrig blieb, als sie mit anderen zu teilen.

Das taten denn auch die Reichen in großem Maßstab. Zum Teil freiwillig. Die Freigebigkeit galt als eine der hervorragenosten Tugenden in der römischen Kaiserzeit. Sie war das Mittel, sich Anhänger und Freunde zu gewinnen, also die eigene Macht zu vergrößern.

"Mit der Freilassung (von Sklaven) wurde wahrscheinlich sehr häusig eine mehr oder minder reiche Beschenkung verbunden; Martial erwähnt eine solche, vermutlich bei dieser Gelegenheit erfolgte, von 10 Millionen Sesterzen. Auch auf die Familien ihrer Anhänger und Klienten erstreckten die Großen Koms ihre Freigebigkeit und ihren Schuz. So rühmt ein Freigelassener des Cotta Messalinus, eines Freundes des Kaisers Tiberius, in seiner an der Appischen Straße gesundenen Grabschrift: sein Patron habe ihm mehrmals Summen dis zur Höhe des ritterlichen Zensus (400 000 Sesterzen gleich 80 000 Mark) geschenkt, habe die Erziehung seiner Kinder übernommen, seine Söhne wie ein Vater ausgestattet, seinen Sohn Cottanus, der im Heer diente, zum Militärtribunat befördert, ihm selbst dies Gradsbensmal errichten lassen."*

Solche Fälle kamen massenhaft vor. Aber zu der freiswilligen Teilerei gesellte sich die unsreiwillige dort, wo die Demokratie herrschte. Wer sich um ein Amt beward, mußte es durch reiche Spenden an das Volk erkausen. Dieses legte aber auch dort, wo es die Macht besaß, den Reichen hohe Steuern auf, um selbst von deren Ertrag zu leben, indem aus den Staatseinkünsten die Bürger für ihre Teilnahme an den Volksversammlungen, ja an den öffentlichen Schauspielen bezahlt oder gemeinsame Mahle oder Lebensmittelsverteilungen für sie bestritten wurden.

Daß die Reichen bazu da seien, zu teilen, das war nicht eine Idee, die für die Masse etwas Abschreckendes besaß oder in Widerspruch stand mit den allgemeinen Anschausungen, sondern eine Idee, die diesen auf das beste entsprach.

^{*} Friedländer, Sittengeschichte Roms, I, S. 111.

Man stieß damit keineswegs die Masse ab, sondern zog sie dadurch an. Die Gegner der Christen wären Toren gewesen, wenn sie gerade diese Seite hervorhoben. Man lese nur, mit welchem Respekt so konservative Schriftsteller wie Josephus und Philo von dem Kommunismus der Essener sprechen. Er erscheint ihnen weder widernatürlich noch lächerlich, sondern sehr erhaben.

Der "Haupteinwand" A. K.S gegen den urchriftlichen Kommunismus, daß er von den Gegnern des Chriftentums nicht gegen dieses ausgespielt wurde, beweift also bloß, daß er die Vorzeit mit den Augen der modernen, kapitalistischen

Gesellschaft betrachtet, nicht mit ihren eigenen.

Neben diesen Einwänden, die sich auf keine Zeugnisse stügen, sondern bloße "Konstruktionen" sind, bringt A. K. nun auch eine Reihe von Bedenken vor, die sich auf Tatsachen stügen, welche die Apostelgeschichte selbst erzählt. Merkwürdigerweise nimmt unser Kritiker, der den Darstelsungen länger andauernder Zustände in der urchristlichen Literatur so skeptisch gegenübersteht, jede Angade eines einzelnen Borkommnisses für dare Münze. Es ist so, als wollte er die Darstellungen der sozialen Zustände des herosischen Zeitalters in der Odosse für Ersindungen erklären, dagegen den Polyphem und die Eirce für historische Personen halten, die wirklich getan hätten, was von ihnen berichtet wird.

Indes beweisen auch diese Einzeltatsachen nichts gegen

den Kommunismus der Urgemeinde.

Erstens führt er an, die Gemeinde in Jerusalem sei 5000 Mann stark gewesen. Wie konnte eine solche Menge samt Weibern und Kindern eine einzige Familie bilden?

Ja, wer behauptet, daß sie eine einzige Familie bildeten, daß sie alle an einem Tische aßen? Und wer wollte darauf schwören, daß die Urgemeinde wirklich gleich fünftausend Mann stark war, wie die Apostelgeschichte (4, 4) berichtet? Die Statistik ist nicht die starke Seite der antiken, am allers

wenigsten der orientalischen Literatur, und das Abertreiben, um Eindruck zu machen, war sehr beliebt.

Gerade die Zahl fünftausend wurde gern angegeben, wenn man eine große Menge bezeichnen wollte. So wissen die Evangelien ganz genau, daß es fünftausend Mann waren, "ohne Weiber und Kinder" (Matthäus 14, 21), die Jesus mit fünf Broten speiste. Will mein Kritiker auch in diesem Fall die Genauigkeit der Zahl beschwören?

Wir haben aber allen Grund, die Zahl von fünftausend Mitgliedern der Urgemeinde für eine Aufschneiderei zu halten.

Balb nach Jesu Tod hält Petrus, nach der Apostelsgeschichte, eine feurige Agitationsrede, und sofort lassen sich dreitausend tausen (2, 41). Weitere Agitation bewirft, daß "viele gläubig wurden", und nun werden es fünfstausend (4, 4). Ja, wie groß war denn die Gemeinde, als Jesus stard? Unmittelbar nach seinem Tode hält sie eine Bersammlung ab "und es waren etwa 120 Personen beisammen" (1, 15).

Das deutet doch darauf hin, daß die Gemeinde anfangs sehr klein war, trot der eifrigsten Agitationsarbeit Jesu und seiner Apostel. Und nun soll nach seinem Tode durch ein paar Reden die Gemeinde plöglich von etwas über hundert auf fünftausend gestiegen sein? Wenn wir übershaupt irgend eine bestimmte Zahl annehmen wollen, wird sie der ersteren weit näher sein als der letzteren.

Fünftausend organisierte Genossen — das wäre in Jerussalem schon sehr aufgefallen, von einer solchen Macht hätte Josephus sicher Notiz genommen. Die Gemeinde mußte in Wirklichkeit ganz unbedeutend gewesen sein, so daß keiner der Zeitgenossen sie erwähnte.

Weiter wendet A. K. ein: In dem Bericht über den Kommunismus der Gemeinde heißt es, nachdem diese geschildert worden:

"Joseph aber, den die Apostel Barnabas nannten, was übersetzt heißt ein Sohn des Trostes, ein Levite, aus Enpern

stammend, verkaufte einen Acker, den er besaß, brachte das Geld und legte es den Aposteln zu Füßen. Ein Mann aber, mit Namen Ananias mit seiner Frau Sapphira, verstaufte ein Gut, unterschlug etwas vom Erlös mit Borwissen der Frau, und brachte einen Teil und legte ihn den Aposteln zu Füßen."

Das soll ein Zeugnis gegen ben Kommunismus sein, benn, meint A. K., der Barnabas wäre doch nicht hervorzgehoben worden, wenn alle Mitglieder ihr Hab und Gut verkauft und den Aposteln das Geld gebracht hätten.

A. K. vergißt, daß Barnabas hier dem Ananias gegenübergestellt wird als Muster davon, wie man zu handeln hätte. Gerade hieraus geht die kommunistische Forderung doch deutlich hervor. Sollte die Apostelgeschichte etwa jeden nennen, der sein Gut verkaufte? Warum sie gerade den Barnabas hervorhob, wissen wir nicht. Aber daß sie mit feiner Hervorhebung fagen wollte, nur er habe den Kommunismus betätigt, heißt die Intelligenz ihrer Verfaffer doch zu tief einschätzen. Das Beispiel des Barnabas wird ja im unmittelbaren Anschluß daran erzählt, daß alle, die etwas befaßen, es verkauften. Wenn Barnabas besonders genannt wurde, geschah es vielleicht, weil er eine Lieblingsfigur der Verfasser der Apostelgeschichte war, die ihn auch später oft hervorheben. Vielleicht aber auch, weil nur sein Name neben dem des Ananias überliefert war. Am Ende waren beide die einzigen Mitglieder der Urgemeinde, die etwas zu verkaufen hatten, die anderen lauter Proletarier!

Als dritte Tatsache wird eingewendet: In der Apostelsgeschichte (6, 1 ff.) heißt es:

"In diesen Tagen entstand infolge der Vermehrung der Jünger ein Murren der hellenistischen Mitglieder gegen die hebräischen, weil die hellenistischen Witwen bei der täglichen Verpslegung zurückgesetzt wurden."

"Ist das bei einem durchgeführten Kommunismus möglich?" fragt A. K. entrüftet. Ja, wer behauptet, daß der Kommunismus bei seiner Durchführung keinen Schwierigkeiten begegnet wäre oder gar, daß er keinen Schwierigkeiten begegnen könnte! Der Bericht erzählt aber weiter, nicht, daß man nun den Kommunismus aufgegeben, sondern daß man die Organisation verbessert habe, indem man eine Arbeitsteilung eintreten ließ. Die Apostel wurden nur noch mit der Propaganda beschäftigt, sür die ökonomischen Funktionen der Gemeinde wurde ein Komitee von sieben Mitgliedern gewählt.

Diese ganze Darstellung steht mit der Annahme des Komsmunismus in bestem Einklang, wird dagegen sinnlos, wenn wir die Ansicht unseres Kritisers afzeptieren, die er Holzsmann entlehnt, daß die Urchristen sich von ihren jüdischen Mitbürgern nicht durch ihre soziale Organisation, sondern nur durch ihren Glauben an den "jüngst gerichteten Nazasrener" unterschieden.

Wozu die Beschwerden über die Art der Teilung, wenn nicht geteilt wurde?

Weiter: "Im Kapitel 12 (ber Apostelgeschichte) wird nun gar im strikten Gegensatz zu dem Kommunismusbericht erzählt, daß eine gewisse Maria, ein Mitglied des Vereins, ein eigenes Haus bewohnte."

Das ift richtig, aber woher weiß A. R., daß sie ein Recht hatte, das Haus zu verkaufen? Vielleicht lebte noch ihr Gatte, der nicht der Gemeinde beigetreten war? Indes selbst wenn sie ihr Haus hätte verkausen dürsen, mußte die Gemeinde das keineswegs fordern. Dieses Haus war das Bersammlungslokal der Genossen. Maria hatte es der Gemeinde zur Versügung gestellt. Es wurde von dieser des nutzt, wenn es auch juristisch der Maria gehörte. Daß die Gemeinde Versammlungslokale brauchte, daß sie keine juristische Person war, die selbst solche erwerben konnte, daß daher einzelne Mitglieder sie sormell besaßen, spricht doch nicht gegen den Kommunismus. So unsinnige Schablonenshaftigkeit braucht man dem urchristlichen Kommunismus nicht

zuzumuten, daß die Gemeinde auch folche Häuser ihrer Mitglieder zum Verkauf und den Erlöß zur Verteilung gebracht hätte, die sie selbst benutzen wollte.

Endlich als letzten Einwand finden wir das Bedenken, daß nur von der Ferusalemergemeinde ein durchgeführter Kommunismus berichtet wird. In den anderen chriftlichen Gemeinden sei davon nicht die Rede gewesen. Darauf werden wir zu sprechen kommen, wenn wir die weitere Entwicklung der chriftlichen Gemeinde untersuchen. Wir werden dann sehen, ob und inwieweit und wie lange es gelungen ist, den Kommunismus zur Durchführung zu bringen. Das ist wieder eine Frage für sich. Daß ihm die Großstadt Schwierigkeiten entgegenstellte, die in der Landwirtschaft, zum Beispiel für die Essener, nicht existierten, wurde oben bereits angedeutet.

Hier handelt es sich nur um die ursprünglichen, kommunistischen Tendenzen des Christentums. Und an denen zu zweiseln, liegt nicht die mindeste Veranlassung vor. Für sie sprechen die Zeugnisse des Neuen Testaments, für sie der proletarische Charakter der Gemeinde, für sie der starke kommunistische Zug des proletarischen Teils des Judentums in den letzten zwei Jahrhunderten vor der Zerstörung Jerusalems, der im Essenismus einen so ausgeprägten Aussbruck fand.

Was gegen sie ins Feld geführt wird, sind Mißverständenisse, Ausslüchte und hohle Konstruktionen, die in der Wirkslichkeit nicht die mindeste Stüze sinden.

e. Die Verachtung der Arbeit.

Der Kommunismus, der vom Archristentum angestrebt wurde, war ganz den Verhältnissen seiner Zeit entsprechend ein Kommunismus der Genußmittel, ein Kommunismus ihres Verteilens und gemeinsamen Verzehrens. Auf die Landwirtschaft angewendet, konnte dieser Kommunismus auch zu einem Kommunismus des Produzierens, der ges

meinsamen und planmäßigen Arbeit führen. In der Großstadt trieb der Erwerb, ob Arbeit oder Bettelei, unter den damaligen Produktionsverhältnissen die Proletarier auseinander. Der großstädtische Kommunismus konnte in seinem Riele nichts als die höchste Botenzierung jener Schröpfung der Reichen durch die Armen sein, die das Proletariat in früheren Jahrhunderten dort, wo es politische Macht erlangte, wie in Athen und Rom, so meisterhaft entwickelt hatte. Die Gemeinsamkeit, die er anftrebte, konnte höchstens die des gemeinsamen Verzehrens ber so gewonnenen Genugmittel sein, ein Kommunismus des gemeinsamen Haushalts, der Familiengemeinschaft. In der Tat entwickelt ihn Chrysostomus, wie wir gesehen, nur unter diesem Gesichtspunkt. Wer den Reichtum produzieren foll, der gemeinsam zu verzehren ist, fümmert ihn nicht. Und dasselbe finden wir schon im Urchriftentum. Die Evangelien laffen Jesus über alles mögliche sprechen, nur nicht von der Arbeit. Oder vielmehr, wo er von ihr spricht, geschieht es in der wegwerfendsten Beise. So sagt er bei Lukas (12, 22 ff.):

"Sorget nicht, was ihr effen, noch wie ihr euren Leib bekleiden werdet; denn das Leben ist mehr als die Nahrung und der Leib mehr als das Kleid. Betrachtet die Raben, fie faen nicht, sie ernten nicht, sie haben keine Vorrats= kammer und keine Scheune, Gott ernährt sie. Um wie viel besser seid ihr aber wie die Vögel! Wer von euch kann mit seinem Sorgen seiner Leibeslänge eine Elle zuseten? Wenn ihr da nicht das geringste vermöget, was sorgt ihr dann für das Weitere? Seht auf die Lilien, sie spinnen nicht und weben nicht. Ich fage euch aber, Salomo in seiner Herrlichkeit war nicht so angetan, wie eine von ihnen. Wenn aber Gott das Gras auf dem Felde so kleidet, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, wie vielmehr euch, ihr Kleingläubigen! So fümmert euch auch nicht um das, was ihr effen und trinken werdet, und reat euch darüber nicht auf. Um das alles fümmern fich die

Heiben ber Welt, euer Vater aber weiß, daß ihr dessen bedürfet. Strebt daher seine Herrschaft an, und alles das wird euch zusallen. Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn eurem Vater hat es gefallen, euch die Herrschaft zu verleihen. Verkauft eure Habe und gebt es den Armen."

Hier ift nicht etwa davon die Rede, daß der Chrift aus Gründen der Askese sich um Essen und Trinken nicht kümmern soll, weil er nur auf sein Seelenheil zu achten hat. Nein, die Christen sollen nach der Herrschaft Gottes, das heißt, nach ihrer eigenen Herrschaft streben, dann wird ihnen alles zufallen, was sie brauchen. Wir werden noch sehen, wie irdisch das "Reich Gottes" gedacht war.

f. Die Zerstörung der Familie.

Beruht der Kommunismus nicht auf der Gemeinschaft des Produzierens, sondern des Konsumierens, trachtet er danach, seine Gemeinschaft in eine neue Familie zu verwandeln, dann empfindet er dabei störend das Vorhandenssein der überlieserten Familienbande. Wir haben das schon beim Essenertum gesehen. Es wiederholt sich beim Christenstum. Dieses äußert oft seine Familienseindlichkeit in der schroffsten Weise.

So erzählt das Evangelium, das Markus zugeschrieben wird (3, 31 ff.):

"Es kamen seine (Jesu) Mutter und seine Brüder, standen draußen und ließen ihn (Jesus) rusen, um ihn herum saß aber eine Menge Volkes. Und man sagte ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder sind draußen und suchen dich. Er antwortete ihnen: Was ist mir meine Mutter, was meine Brüder? Und er blickte um sich auf jene, die um ihn herumsaßen, und sagte: Seht, das ist meine Mutter, das meine Brüder. Wer Gottes Willen tut, der ist mir Bruder, Schwester, Mutter."

Auch in diesem Punkte äußert sich Lukas besonders schroff. Er berichtet (9, 59 ff.):

"Er (Fesus) sagte zu einem anderen: Folge mir. Da sagte der: D Herr, gestatte mir zuerst, hinzugehen und meinen Vater zu begraben. Er aber sagte zu ihm: Laß die Toten ihre Toten begraben, du aber gehe hin und verstünde das Reich Gottes. Auch ein anderer sagte: Ich will dir nachfolgen, Herr. Zuerst aber laß mich Abschied nehmen von den Leuten in meinem Hause. Da sagte Jesus: Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat und rückwärts blickt, taugt für das Reich Gottes."

Bezeugt das die Forderung größter Rücksichtslosigkeit gegen die Familie, so spricht direkter Familienhaß aus folgender Stelle des Lukas (14, 26):

"Wenn einer zu mir kommt und nicht seinen Vater haßt, seine Mutter, sein Weib, seine Kinder, seine Brüder und Schwestern, ja sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein."

Auch da erweist sich Matthäus als opportunistischer Revisionist. Er gibt dem obigen Satz folgende Form (11, 36):

"Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert; und wer den Sohn oder die Tochter mehr liebt, ist mein nicht wert!"

Hier ift der Haß gegen die Familie schon sehr abgeschwächt. Mit dem Haß gegen die Familie hängt die Ablehnung der Ehe eng zusammen, die denn auch das Urchristentum ebenso forderte, wie das Essenertum. Aber auch darin ähnelt es diesem, daß es beide Formen der Ehelosigkeit entwickelt zu haben scheint: den Zölibat, den Verzicht auf jeden eheslichen Verkehr, und den ungeregelten, ehelosen Geschlechtseverkehr, den man auch als Weibergemeinschaft bezeichnet.

Bemerkenswert ist ein Passus in Campanellas "Sonnens staat". Ein Kritiker behauptet da:

"Der heilige Klemens, der Kömer, fagt, daß nach apostolischen Einrichtungen auch die Cheweiber gemeinsam sein müßten, und lobt Plato und Sokrates darum, weil diese auch gesagt hätten, daß es so sein müsse. Aber die Glosse versteht darunter die Gemeinsamkeit des Gehorsams gegen alle, nur nicht die des Lagers. Und Tertullian bestätigt die Glosse und sagt, daß die ersten Christen alles gemeinsam gehabt hätten, mit Ausnahme der Frauen, die wären es dem Gehorsam nach ebenfalls gewesen."

Diese Gemeinsamkeit "im Gehorsam" erinnert stark an die Seligkeit der Bettelarmen "im Geiste".

Auf eigenartige geschlechtliche Verhältnisse beutet eine Stelle in der "Lehre der zwölf Apostel", eine der ältesten Schriften des Christentums, die dessen Ordnungen im zweiten Jahrhundert erkennen läßt. Es heißt da (XI, 11):

"Jeder Prophet aber, erprobt und wahrhaftig, der im Hindlick auf das irdische Geheimnis der Kirche handelt, jedoch nicht lehrt, alles das zu tun, was er selbst tut, der soll bei euch nicht gerichtet werden, denn bei Gott hat er das Gericht; ebenso haben nämlich die alten (christlichen) Propheten gehandelt."

Zu diesen dunklen Worten bemerkt Harnack, das "irdische Geheimnis der Kirche" sei die Ghe. Es handle sich hier darum, dem Mißtrauen der Gemeinden gegen solche Propheten entgegenzuwirken, die sonderbare eheliche Praktiken trieben. Harnack vermutet, daß es sich dabei um Leute handelte, die in der Che als Cunuchen oder mit ihren Weibern als Schwestern lebten. Sollte eine solche Enthaltsamkeit wirklich Anstoß erregt haben? Das ist doch schwer anzunehmen. Ganz anders stünde es, wenn diese Propheten ehelosen Geschlechtsverkehr zwar nicht mehr gepredigt, aber doch, "gleich den alten Propheten", also den ersten Lehrern des Christentums, geübt hätten.

Harnack selbst zitiert als "gute Illustration zu dem Handeln in Hinblick auf das irdische Geheimnis der Kirche" solgende Stelle aus dem fälschlich dem Klemens zugeschrießbenen Briefe über die Jungfräulichkeit (I, 10):

"Manche schamlosen Leute leben mit Jungfrauen zussammen unter dem Borwand der Frömmigkeit und begeben

sich so in Gefahr, oder sie schweisen allein mit ihnen umher auf Wegen und in Einöden, auf Wegen, die voll sind von Gesahren und Argernissen, Fallstricken und Fallgruben.... Undere wieder essen und trinken mit ihnen, bei Tische gelagert, mit Jungfrauen und geweihten Frauen (sacratis), unter üppiger Ausgelassenheit und vieler Schändlichkeit; berartiges sollte doch nicht vorkommen unter Gläubigen und am wenigsten bei jenen, die sich den jungfräulichen Stand erwählten."

In dem ersten Briefe Pauli an die Korinther nehmen die zur Chelosigseit verpflichteten Apostel das Recht in Ansspruch, mit Genossinnen frei durch die Welt zu vagabundieren. Paulus ruft:

"Bin ich nicht frei?... Steht mir nicht die Freiheit zu, eine Genossin $(ads \lambda \varphi \eta_{\nu})$ als Weib $(yv\nu a i xa)$ mit mir herumzuführen,* wie es die übrigen Apostel und die Brüder des Herrn und Kephas (Petrus) selbst getan haben?"**

Dabei rät Paulus unmittelbar vorher von der Ghe ab. Dieses Herumschweisen des Apostels mit einer jungen Dame spielt eine große Rolle in den "Taten Pauli", einem Roman, den nach Tertullian ein kleinasiatischer Presbyter im zweiten Jahrhundert erdichtet hatte, wie dieser selbst gestand. Trozdem "waren diese Akten lange ein beliebtes Erbauungsbuch",*** ein Zeichen, daß die darin mitgeteilten Tatsachen zahlreichen frommen Christen durchaus nicht anstößig, sondern sehr erbaulich erschienen. Das bemerkenswerteste darin ist die "hübsche Theklalegende, . . . die ein

^{*} Luther überset "eine Schwester zum Weibe mit umherzuführen", Weizsäcker, "als Chefrau mit herumzuführen". $\Gamma v \nu \eta$ bedeutet das Weib als Geschlechtswesen, das Weibchen bei Tieren, auch das Kebsweib, endlich die Ghefrau. Um eine gesetzlich angetraute Gattin kann es sich hier unmöglich handeln, wo der Apostel seine "Freiheit" versicht.

^{** 1.} Korinther 9, 1, 5.

^{***} Pfleiderer, Urchriftentum, II, S. 171.

treffliches Stimmungsbild aus der Christenheit des zweiten Jahrhunderts enthält".*

Diese Legende berichtet, wie Thekla, die Braut eines vornehmen Jünglings in Jkarium, Paulus reden hörte und
sich sosort für ihn begeisterte. Bei der Erzählung davon
bekommen wir eine Personalbeschreibung des Apostels: kleine
Statur, kahlköpsig, krumme Beine, vorstehende Knie, große
Augen, zusammengewachsene Brauen, längliche Nase, voll
Anmut, bald wie ein Mensch, bald wie ein Engel aussehend. Leider erfahren wir nicht, welches dieser Merkmale
in das Bereich des engelhaften Aussehens fällt.

Genug, auf die schöne Thekla macht seiner Rede Zaubersgewalt tiesen Eindruck und sie sagt sich von ihrem Bräutigam los. Der verklagt den Paulus beim Statthalter als einen Menschen, der durch seine Reden Frauen und Jungstrauen verleite, sich der Ghe zu entziehen, Paulus wird ins Gefängnis geworfen, Thekla aber dringt zu ihm ein, wird im Kerker bei ihm gefunden. Der Statthalter verurteilt daraushin Paulus zur Ausweisung aus der Stadt, Thekla zum Feuertod. Ein Wunder rettet sie, der brennende Scheiterhausen wird von einem Gewitterregen gelöscht, der auch die Zuschauer bedrängt und vertreibt.

Thekla ist frei und zieht Paulus nach, den sie auf der Landstraße sindet. Er nimmt sie dei der Hand und wandert mit ihr nach Antiochien. Dort begegnet ihnen ein Bornehmer, der sich sosont in Thekla verliebt und sie gegen reichliche Entschädigung Paulus abnehmen will. Paulus erwidert, sie gehöre ihm nicht und er kenne sie nicht, für einen stolzen Bekenner eine recht schwachmütige Antwort. Um so energischer wehrt sich Thekla gegen den aristokratischen Wüstling, der sich ihrer mit Gewalt bemächtigen will. Dafür wird sie den wilden Tieren im Zirkus vorgeworsen, die ihr aber nichts anhaben, so daß sie wieder

^{*} Pfleiderer, a. a. O., S. 172. Rautstn, Der Ursprung des Christentums.

frei kommt. Sie legt nun Männerkleider an, schneidet sich das Haar ab und wandert wieder Paulus nach, der ihr den Auftrag gibt, das Wort Gottes zu lehren, wahrsscheinlich auch das Recht gibt, zu tausen, nach einer Besmerkung Tertullians zu urteilen.

In der ursprünglichen Form dieser Erzählung war offendar vieles enthalten, woran die spätere Kirche Anstoß nahm; "da man aber die Aften doch sonst erbaulich und unterhaltend fand, so behalf man sich allemal durch eine kirchliche überarbeitung, die das Bedenklichste ausmerzte, ohne doch alle Spuren des ursprünglichen Gepräges zu tilgen" (Pfleiderer, a. a. D., S. 179). Aber so viel auch von solchen Mitteilungen verloren gegangen sein mag, die erhaltenen Andeutungen genügen, ganz eigenartige geschlechtliche Verhältnisse zu bezeugen, die von den überlieserten Regeln sehr abwichen, viel Anstoß erregten und daher von den Aposteln energisch verteidigt werden mußten; Verhältnisse, die dann die spätere rechnungsträgerische Kirche möglichst zu vertuschen suchte.

Wie leicht Chelosigkeit zu außerehelichem Geschlechtsverkehr drängt, außer bei fanatischen Asketen, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Daß die Christen in ihrem Zukunstsstaate, der mit der Auferstehung eingeleitet werden sollte, ein Aushören der Ehe erwarteten, darauf deutet auch folgende Stelle, in der Jesus die kisliche Frage beantworten soll, wenn eine Frau nacheinander sieden Männer hatte, welchem von ihnen gehöre sie nach der Auserstehung:

"Und Jesus sagte zu ihnen: Die Söhne des jetzigen Zeitalters (aiwos) heiraten und lassen sich heiraten. Jene aber, die gewürdigt werben, in jenes Zeitalter zu gelangen und zur Auserstehung von den Toten, die heiraten nicht und werden nicht geheiratet. Denn sie können nicht mehr sterben, sie sind Engeln gleich und Gottes Söhne, da sie Söhne der Auserstehung sind" (Lukas 20, 34 bis 36). Man darf nicht glauben, daß hier gesagt sein soll, im urchristlichen Zukunstsstaat würden die Menschen reine Geister ohne sleischliche Bedürsnisse sein. Ihre Leiblichkeit und ihr Vergnügen an materiellen Genüssen wird, wie wir noch sehen werden, ausdrücklich hervorgehoben. Auf seden Fall wird hier von Jesus gesagt, daß im Zukunstsstaat alle bestehenden Ehen aufgelöst werden, so daß die Frage, wer der sieden Gatten der richtige sei, gegenstandslos wird.

Nicht als Beweis von Chefeindlichkeit ift es jedoch anzusehen, wenn der römische Bischof Callistus (217 bis 222) Jungfrauen und Witwen senatorischen Standes unehelichen Geschlechtsverkehr selbst mit Stlaven gestattete. Diese Ginzäumung war nicht das Produkt eines auf die Spike getriebenen samilienseindlichen Rommunismus, sondern vielzmehr eines opportunistischen Revisionismus, der, um reiche und mächtige Anhänger zu gewinnen, gern zu deren Gunsten ausnahmsweise Konzessionen machte.

Im Gegensatz zu diesem Revisionismus erstanden aber immer wieder kommunistische Richtungen in der christlichen Kirche, und diese waren sehr häufig mit Verwersung der Sehe in Form des Zölibats oder der sogenannten Weibergemeinsschaft verdunden, so vielsach bei Manichäern und Gnostisern.

Am energischsten unter diesen waren die Karpokratianer. "Die göttliche Gerechtigkeit, so lehrte Epiphanes (des Karpokrates Sohn), habe alles zu gleichem Besitz und Genuß den Geschöpfen gegeben. Erst die menschlichen Gesetz haben das Mein und Dein in die Welt gebracht und damit den Diebstahl und Chebruch und alle andere Sünde; wie ja auch der Apostel sage: "Durchs Gesetz habe ich die Sünde erkannt" (Kömer 3, 20; 7, 7). Da Gott selbst den Männern den gewaltigen Geschlechtstried zur Erhaltung der Gattung eingepflanzt habe, so sei das Berbot des geschlechtlichen Geslüstens lächerlich, doppelt lächerlich das Verbot des Gelüstens nach des Nächsten Beib, wodurch das Gemeinsame zum Sonderbesitz gemacht werde. Die Monogamie ist also nach

diesem Gnostiker ebenso eine Verletzung der durch göttliche Gerechtigkeit gesorderten Weibergemeinschaft, wie der Privatsbesit von Eigentum eine Verletzung der Gütergemeinschaft... Rlemens schließt seine Beschreibung dieser libertinischen Gnostiker (Karpokratianer und Nikolaiten, eine Ubzweigung der Simonianer) mit der Bemerkung, daß sich alle diese Häresen nach den zwei Richtungen teilen lassen: entweder lehren sie den sittlichen Indisferentismus oder eine übersspannte scheinheilige Enthaltsamkeit."*

Das waren in der Tat die beiden Alternativen des konsfequenten Kommunismus des Haushaltes. Wir haben schon darauf hingebeutet, daß diese beiden Extreme sich berühren, daß sie derselben ökonomischen Wurzel entspringen, so unvereindar sie auch im Denken sind.

Mit der Auflösung oder doch Lockerung der überkommenen Familienbande mußte aber auch eine Anderung der Stellung der Frau eintreten. Hörte diese auf, in den engen Familien-haushalt eingespannt zu sein, wurde sie ihn los, dann deskam sie Sinn und Interesse für andere, außerhalb der Familie liegende Ideen. Je nach Temperament, Veranlagung und sozialer Lage konnte sie nun mit den Familienbanden alles ethische Denken, allen Respekt vor den gesellschaftlichen Geboten, alle Zucht und Scham los werden. Dies war meist der Fall bei den vornehmen Damen des kaiserlichen Rom, die durch die Massenhaftigkeit ihres Reichtums und die künstliche Kinderlosigseit aller Familienarbeit enthoben wurden.

Umgekehrt erzeugte dagegen bei den proletarischen Frauen die Ausbedung der Familie durch den Kommunismus des Haushaltes eine gewaltige Steigerung des ethischen Empfindens, das nun aus dem engen Kreise der Familie auf den viel weiteren der christlichen Gemeinde übertragen wurde; und das aus der selbstlosen Sorge für die Stillung der alltäglichen Notdurft von Mann und Kind zur Sorge für die Befreiung des Menschengeschlechts von allem Elend aufstieg.

^{*} Pfleiderer, Urchriftentum, II, S. 113, 114.

So finden wir denn in der chriftlichen Gemeinde anfangs nicht bloß Propheten, sondern auch Prophetinnen wirksam. Es heißt zum Beispiel in der Apostelgeschichte von dem "Evangelisten" Philippos: "Erhatte vierjungfräuliche Töchter, die als Prophetinnen wirkten" (21, 9).

Die Erzählung von Thekla, der Paulus den Auftrag gibt, zu lehren und wahrscheinlich sogar zu taufen, deutet ebenfalls darauf hin, daß daß Vorkommen von weiblichen Lehrern des göttlichen Wortes in der christlichen Gemeinde durchaus nichts Unerhörtes war.

In dem ersten Briefe an die Korinther (11. Kapitel) erstennt Paulus ausdrücklich das Recht der Frauen an, als Prophetinnen aufzutreten. Er verlangt von ihnen bloß, sie sollten sich dabei verschleiern, um — nicht die Lüsternheit der Engel zu provozieren. Freilich heißt es im 14. Kapitel:

"Die Weiber sollen in den Versammlungen schweigen; ihnen kommt es nicht zu, zu reden, sondern untertan zu sein. Wollen sie sich unterrichten, so sollen sie zu Hause die eigenen Männer fragen; in der Versammlung zu reden, ist für eine Frau schimpflich" (34, 35).

Aber diese Stelle ist nach der Annahme moderner Teytstritiker eine spätere Fälschung. Gbenso stellt der ganze erste Brief des Paulus an Timotheus (ebenso wie der zweite und der an Titus) eine Fälschung aus dem zweiten Jahrhundert dar. Hier wird die Frau schon energisch wieder in den engen Bereich der Familie eingezwängt. Es heißt von ihr: "Die Frau wird erlöst werden durch Kindergebären" (2, 15).

Das war durchaus nicht die Anschauung der urchristlichen Gemeinde. Deren Auffassungen von der Ehe, Familie, der Stellung der Frau entsprechen völlig dem, was aus den damals möglichen Formen des Kommunismus logisch solgte, und sind ihrerseits ein Beweis mehr, daß dieser das Denken des Urchristentums beherrschte.

2. Die driftliche Messiasidee.

a. Das Kommen bes Reiches Gottes.

Der Titel dieses Kapitels ist im Grunde ein Pleonasmus. Wir wissen ja, daß Christus nichts ist als die griechische Abersetung von Messias. Die christliche Messiasidee bedeutet also, rein philologisch genommen, nichts als die messianische Messiasidee.

Hiftorisch aber umfaßt das Christentum nicht die Gesamtheit der Messiasgläubigen, sondern nur eine bestimmte Abart unter ihnen. Eine Abart, deren messianische Erwartungen sich in ihren Anfängen nur wenig von denen des übrigen Judentums unterschieden.

Vor allem erwartete die Christengemeinde in Ferusalem ebenso wie die übrigen Juden das Kommen des Messias in einer absehdaren, obwohl nicht genau bestimmbaren Zeit. Wenn auch die uns erhaltenen Evangelien aus einer Periode stammen, in der die Mehrzahl der Christen nicht mehr so sanguinisch dachte, ja, in der klar zutage lag, daß die Erwartung der Zeitgenossen Christi völlig gescheitert sei, bewahren die Evangelien immer noch einige Reste dieser Erwartung, die sie von den mündlichen oder schristlichen Quellen, aus denen sie schöpften, übernommen hatten.

Nach Markus (1, 15) "kam Fesus nach der Verhaftung des Johannes nach Galiläa und verkündete die frohe Botschaft (das Evangelium) Gottes: Erfüllt ist die Zeit und nahegekommen die Herrschaft Gottes."

Die Jünger befragen Jesus, er möge ihnen das Zeichen angeben, wann der Messias kommen wird. Er gibt sie alle an, Erdbeben, Seuchen, Kriegsnöte, Sonnensinsternisse usw., erzählt dann, wie der Menschensohn kommen wird mit großer Macht und Herrlichkeit, seine Getreuen zu erlösen, und fügt hinzu:

"Wahrlich, ich sage euch, das jetzige Geschlecht wird nicht vergehen, ehe alles das eintritt" (Lukas 21, 32). Dasselbe berichtet Markus (13, 30). Im 9. Kapitel wieder läßt dieser Jesus sagen:

"Wahrlich, ich sage euch, es sind einige unter benen, die hier stehen, die den Tod nicht erleiden werden, dis sie die Herrschaft Gottes in ihrer Macht kommen sehen."

Bei Matthäus endlich verspricht Jesus seinen Jüngern: "Wer ausharrt bis zum Ende, der wird gerettet werden. Wenn sie euch verfolgen in der einen Stadt, so flieht in eine andere. Ihr werdet noch nicht mit den Städten Jsraels zu Ende gekommen sein, bis der Sohn des Menschen kommt" (10, 22, 23).

Ahnlich spricht sich Paulus aus in seinem ersten Briefe an die Thessalonicher (4, 13 ff.):

"In betreff berer, die entschlafen sind, ihr Brüder, wollen wir euch nicht im ungewissen lassen, damit ihr nicht trauert wie die anderen, die keine Hosstung haben. Glauben wir, daß Jesus gestorben und auserstanden ist, nun, so wird ja Gott auch durch Jesus die Entschlassenen herbeidringen mit ihm. Denn daß sagen wir euch mit einem Worte des Herrn: Wir, die wir leben und erhalten bleiben dis zur Anstunft des Herrn, wir werden den Entschlassenen nicht zuvorstommen. Der Herr wird vom Himmel herabsteigen, sobald der Ruf ergeht, die Stimme des Erzengels und die Posaune Gottes erschallt, und es werden zuerst auserstehen die in Christus Gestorbenen; hierauf werden wir, die wir noch leben und noch da sind, mit ihnen fortgerissen werden in Wolken, dem Herrn entgegen in die Luft, und werden von da an allezeit mit dem Herrn zusammen sein."

Es war also keineswegs notwendig, gestorben zu sein, um in das Reich Gottes einzugehen. Die Lebenden dursten dars auf rechnen, es kommen zu sehen. Und es ward als ein Reich gedacht, in dem sowohl diesenigen, die es erlebten, wie die vom Tode Auferstandenen sich in voller Leiblichkeit des Daseins freuten. Auch davon sind noch Spuren in den Evangelien vorhanden, trohdem die spätere Auffassung der

Kirche den irdischen Zukunftsstaat fallen ließ und ben himmlischen an dessen Stelle setzte.

So verheißt Jesus bei Matthäus 19, 28 ff.:

"Bahrlich, ich fage euch, ihr, die ihr mir folgtet, werdet nach der Auferstehung, wenn der Sohn des Menschen auf dem Throne der Herrlichkeit sitzt, ebenfalls auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Jfraels richten. Und wer gänzlich verlassen hat Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Bater oder Mutter oder Kinder oder Acker um meines Namens willen, der wird vielmal mehr empfangen und das ewige Leben erwerben."

Also für die Auslösung der Familie und Hingabe des Eigentums wird man im Zukunftsstaat reichlich mit irdischen Genüssen belohnt werden. Diese Genüsse werden nament-lich als solche der Tafel gedacht.

Jesus droht denen, die ihm nicht folgen wollen, mit Aussschluß aus der Gesellschaft am Tage nach der großen Katastrophe:

"Da wird es Heulen geben und Zähnefnirschen, wenn ihr sehen werdet Abraham und Isaaf und Jakob und die Propheten alle im Reiche Gottes, ihr aber hinausgeworsen seid. Und sie werden kommen von Ost und West, von Nord und Süd und zu Tische sitzen im Reiche Gottes" (Lukas 13, 28, 29; vergleiche auch Matthäus 8, 11, 12).

Den Aposteln aber verspricht er:

"Ich übergebe euch mein Reich, wie es mir mein Vater übergeben hat, daß ihr effen und trinken möget an meinem Tische in meinem Reiche und sitzen auf Stühlen und richten die zwölf Stämme Jfraels" (Lukas 22, 29, 30).

Unter den Aposteln kommt es sogar zu Streitigkeiten über die Sixordnung im Zukunftsstaat. Jakobus und Johannes beanspruchen die Pläze rechts und links vom Meister, worzüber sich die anderen zehn sehr entrüsten (Markus 10, 35 ff.).

Einen Pharisäer, bei dem er speift, fordert Jesus auf, er solle nicht seine Freunde und Verwandten zu Tische laden, sondern Arme, Krüppel, Lahme, Blinde: "So sollst du selig sein, weil sie es dir nicht vergelten können. Denn es wird dir vergolten werden in der Auserstehung der Gerechten." Was unter dieser Seligkeit zu verstehen, ersahren wir gleich: "Als aber einer der Mitgäste das hörte, sagte er zu ihm: Selig, wer Brot speist im Reiche Gottes" (Lukas 14, 15).

Aber auch getrunken wird dort. Beim letzten Abendmahl verkündet Jesus: "Ich sage euch aber, von jetzt an werde ich von diesem Gewächs des Beinstocks nicht mehr trinken bis zu dem Tage, wo ich es wieder trinken werde mit euch im Reiche meines Vaters" (Matthäus 26, 29).

Die Auferstehung Jesu gilt als das Borbild der Aufserstehung seiner Jünger. Die Evangelien betonen aber ausstrücklich die Leiblichkeit Jesu nach der Auferstehung.

Zweien seiner Jünger begegnet er nach seiner Auferstehung bei dem Dorfe Emmaus. Er speist mit ihnen Abendbrot

und verschwindet sodann.

"Und sie standen sofort auf und kehrten nach Gerusalem Buruck und fanden die Elf und ihre Genoffen versammelt, die saaten, der Berr ward in der Tat auferweckt und ift dem Simon erschienen. Und fie erzählten, mas auf bem Wege geschehen und wie er von ihnen am Brotbrechen erkannt wurde. Da sie aber hiervon sprachen, stand er mitten unter ihnen. Sie aber erschrafen, und in der Furcht glaubten fie, einen Beift zu schauen. Und er fprach zu ihnen: Was feid ihr befturzt und warum steigen Zweifel auf in eurem Bergen? Seht meine Bande und Füße an, daß ich es felbft bin; rührt mich an und fehet, denn ein Geift hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr es an mir fehet. Da fie aber noch nicht glauben konnten vor Freuden und fich verwunderten, fagte er zu ihnen: Habt ihr etwas zu effen hier? Sie aber gaben ihm ein Stück gebratenen Fisch, und er nahm es und verzehrte es vor ihren Augen" (Lufas 24, 33 ff.).

Auch im Evangelium des Johannes bezeugt Jesus nach seiner Auferstehung nicht nur seine Leiblichkeit, sondern auch einen gesunden Appetit. Johannes beschreibt, wie Jesus den Jüngern bei verschloffenen Türen erscheint und vom unsgläubigen Thomas betastet wird, und fährt dann fort:

"Nach diesem offenbarte sich Jesus den Jüngern abermals am See von Tiberias: er offenbarte sich aber in folgender Beise: Es waren zusammen Simon Petrus und Thomas, der Zwilling genannt, und Nathanael, der von Rana in Galilaa, und die Sohne des Zebedaus und zwei andere von seinen Jungern. Da fagt Simon Betrus zu ihnen: Ich gehe fischen. Sie fagten zu ihm: Wir geben mit dir. Sie gingen hinaus und stiegen in bas Schiff, und in dieser Nacht fingen sie nichts. Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer, die Jünger aber erkannten ihn nicht. Da fagt Jesus zu ihnen: Rinder, habt ihr nicht etwas ju effen? Sie antworteten ihm: Rein. Er aber fagt ju ihnen: Werfet das Netz aus rechts vom Schiffe, so wird es euch gelingen. Da warfen sie es aus und vermochten es nicht mehr zu heben vor der Menge der Fische. Da sagte jener Jünger, den Jesus lieb hatte, zu Petrus: Es ist der Herr.... Wie sie nun ans Land stiegen, saben sie ein Kohlenfeuer am Boden und Fische dran und Brot. . . . Und Jefus fagt zu ihnen: Kommt und frühstückt. . . . Das war nun schon das dritte Mal, daß Jesus sich den Jüngern offenbarte nach der Auferweckung von den Toten" (Johannes 21).

Das dritte und wohl das lette Mal. Bielleicht war es nach der Stärkung durch dies Fischfrühftück, daß Jesus in der Phantasie des Evangelisten zum himmel fuhr, von dannen er als Messias wiederkommen sollte.

Hielten die Christen sest an der Leiblichkeit der Aufserstandenen, so mußten sie sich doch sagen, daß sie anderer Art sein mußte als die bisherige, schon um der Ewigkeit des Lebens willen. In einem so unwissenden und dabei so leichtgläubigen Zeitalter, wie dem des Archristentums, ist

es kein Wunder, wenn die abenteuerlichsten Vorstellungen darüber in den chriftlichen ebenso wie in den jüdischen

Köpfen aufkamen.

So finden wir in dem ersten Briefe Pauli an die Korinther die Ansicht entwickelt, daß diejenigen seiner Genossen, die den Zukunstsstaat noch erleben, ebenso wie jene, die zu ihm von den Toten auferweckt werden, eine neue, höhere Art Leiblichkeit erhalten:

"Siehe, ich sage euch ein Geheimnis. Wir werden nicht alle sterben (bis der Messias kommt), wir werden aber alle verwandelt werden in einem Nu, einem Augenblick, mit dem letzten Trompetenstoß. Denn auf einen Trompetenstoß werden die Toten auferweckt werden als Unsterbliche, und wir (Lebenden) werden verwandelt werden" (15, 51, 52).

Die Offenbarung Johannes kennt gar zwei Auferstehungen. Die erste sindet statt nach der Niederwerfung Roms:

"Und ich sah Throne, und sie setzten sich drauf, und es wurde ihnen übergeben das Gericht; und die Seelen jener, die hingerichtet waren wegen des Zeugnisses Jesus und wegen des Wortes Gottes ... und sie wurden lebendig und herrschten mit dem Messias tausend Jahre. Die übrigen Toten kamen nicht zum Leben dis zum Ende der tausend Jahre. Das ist die erste Auserstehung. Selig und heilig, der da teilhat an der ersten Auserstehung. Über diese hat der zweite Tod keine Gewalt; sondern sie werden sein Priester Gottes und des Messias und mit ihm herrschen die tausend Jahre."

Dann aber kommt eine Rebellion der Bölker der Erde gegen diese Heiligen. Die Rebellen werden in einen See von Feuer und Schwefel geworfen, und die Toten, die nun alle auferstehen, werden gerichtet, die Ungerechten in den erwähnten Feuersee gestürzt, die Gerechten aber werden den Tod nicht mehr kennen und im neuen Jerusalem sich ihres Lebens freuen, wohin die Nationen der Erde ihre Herr-

lichkeiten und Schätze bringen.

Man sieht, wie hier noch der jüdische Nationalismus in der naivsten Weise durchbricht. In der Tat ist, wie wir schon bemerkt, das Vorbild der christlichen Offenbarung Johannis jüdischen Ursprungs, in der Zeit der Belagerung Jerusalems entstanden.

Noch nach dessen Fall gab es jüdische Apokalypsen, die in ähnlicher Beise ihre messianischen Erwartungen dars stellten. So die des Baruch und das vierte Buch Esra.

Baruch verkündet, der Messias werde die Bölker verssammeln und jenen das Leben verleihen, die sich den Nachstommen Jakobs unterwersen, die anderen vertilgen, die Jsrael unterdrückt haben. Dann wird er sich auf den Thron sezen, und ewige Freude wird herrschen, die Natur wird alles aufs reichlichste spenden, namentlich Wein. Die Toten werden auferstehen, und die Menschen werden anders organissiert sein. Die Gerechten werden bei der Arbeit nicht mehr ermüden, ihre Leiber in Lichtglanz verwandelt werden, die Ungerechten aber häßlicher als zuvor sein und der Qual überliesert.

Der Verfasser des vierten Buches Esra entwickelt ähnliche Gedanken. Der Messias wird kommen, 400 Jahre lang leben, dann mit der gesamten Menschheit sterben. Nun solgt eine allgemeine Auferstehung und das Gericht, das den Gerechten Ruhe und siebensache Freude verleiht.

Wir sehen, wie wenig sich in diesen Punkten die Messiaserwartung der ersten Christen von der allgemeinen jüdischen unterscheidet. Das vierte Buch Esra hat auch in der christlichen Kirche, mit zahlreichen Zusähen versehen, Ansehen gewonnen und noch in manche protestantische Bibelübersehung Aufnahme gefunden.

b. Die Abstammung Jefu.

So völlig stimmte die ursprüngliche christliche Messias idee mit dem Judentum ihrer Zeit überein, daß die Evangelien noch den größten Wert darauf legen, Jesus als Ab-

kömmling Davids erscheinen zu lassen. Denn aus königlichem Stamme sollte nach jüdischer Auffassung der Messias sein. Immer wieder ist von ihm als "Sohn Davids" die Rede oder "Sohn Gottes", was im Jüdischen auf dasselbe hinaussommt. So läßt das zweite Buch Samuelis (7, 14) Gott zu David sagen: "Ich will (beiner Nachsommen) Bater und sie sollen meine Söhne sein."

Und im zweiten Pfalm fagt ber König:

"Jahve sprach zu mir: Du bist mein Sohn, ich habe dich heute gezeugt."

Daher auch das Bedürfnis, Jesu Bater, Joseph, durch einen langen Stammbaum als Abkömmling Davids zu erweisen, und Jesus, den Nazarener, in Bethlehem, der Stadt Davids, geboren werden zu lassen. Um das plausibel zu machen, wurden die sonderbarsten Behauptungen aufgebracht. Schon eingangs haben wir auf die Erzählung des Lukas (2, 1 ff.) hingewiesen:

"Es geschah aber, daß in jenen Tagen ein Gesetz von Kaiser Augustus ausging, das ganze Reich aufzunehmen. Diese Aufnahme geschah als erste zur Zeit, da Kyrenius Statthalter von Syrien war. Und es zog alles aus, sich aufnehmen zu lassen, jeder in seinen Heimatsort. Es ging aber auch Joseph von Nazareth sin Galiläa hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, die Bethlehem heißt, weil er aus dem Hause und Geschlecht Davids war, sich aufnehmen zu lassen, mit Maria, seiner Berlobten, die schwanger war."

Der oder die Verfasser des Lukas hatten da etwas läuten gehört und in ihrer Unwissenheit einen kompletten Unsinn daraus gemacht.

Augustus hat nie einen allgemeinen Reichszensus angeordnet. Gemeint ift offenbar der Zensus, den Quirinius im Jahre 7 n. Chr. in Judäa vornehmen ließ, das damals eben römische Provinz geworden war. Es war dort der erste Zensus dieser Art. Diese Verwechslung ist jedoch das wenigste. Was soll man aber zu der Vorstellung sagen, daß bei einem allzgemeinen Reichszensus oder auch nur bei einem provinziellen Zensus jeder in seinen Seimatsort ziehen mußte, um sich aufnehmen zu lassen! Selbst heute, im Zeitalter der Eisenbahnen ergäbe eine solche Bestimmung die ungeheuerlichste Wanderbewegung. Ihre Ungeheuerlichseit würde nur noch durch ihre Zwecklosigkeit übertrossen. Tatsächlich hatte denn auch bei einem römischen Zensus sich jeder in seinem Wohnzort zu melden, und zwar nur Männer persönlich.

Aber dem frommen Zweck hätte es wenig genügt, wenn der biedere Joseph allein in die Stadt Davids gezogen wäre. So wird dem Zensus auch noch die Bestimmung angedichtet, daß jeder Familienvater samt Kind und Kegel in seinen Stammort ziehen mußte, damit Joseph gezwungen wurde, seine Frau troß ihres hochschwangeren Zustandes dahin zu schleppen.

Die ganze Liebesmühe war aber umfonst, ja, wurde zu einer Quelle schwerer Berlegenheiten für das christliche Denken, als die Gemeinde dem jüdischen Milieu entwuchs. Dem Heidentum war David höchst gleichgültig und ein Abstömmling Davids zu sein keine besondere Empsehlung. Dagegen lag es dem hellenistischen und römischen Denken nahe, die Vaterschaft Gottes, die dem Juden nur ein Symbol königlicher Abstammung war, ernst zu nehmen. Einen großen Mann als den Sohn Apollos oder eines anderen Gottes zu betrachten, war bei Griechen und Kömern nichts Seltenes, wie wir gesehen haben.

Aber bei seinem Streben, den Messias in dieser Weise in den Augen der Heiden hochzustellen, begegnete das christsliche Denken einer kleinen Schwierigkeit: dem Monotheismus, den es vom Judentum übernahm. Daß ein Gott einen Sohn erzeugt, bereitet beim Polytheismus keine Schwierigskeit: es ist eben ein Gott mehr da. Aber daß Gott wieder einen Gott erzeugt und es doch nur einen Gott gibt, das

fich vorzustellen ift nicht so leicht. Die Sache murde nicht vereinfacht dadurch, daß man die zeugende Kraft, die von der Gottheit ausging, noch als besonderen heiligen Geist von ihr lostrennte. Es galt nun gar drei Personen unter einen Hut zu bringen. Das war eine Aufgabe, an der die aussichweisendste Phantasie und seinste Haarspalterei scheitern mußte. Die Dreieinigkeit wurde eines der Mysterien, die man bloß glauben, aber nicht begreisen konnte; eines, das man gerade deshalb glauben mußte, weil es absurd war.

Es gibt feine Religion ohne Widersprüche. Keine ift ausschließlich in einem Kopf durch einen bloß logischen Brozeß entsprungen, jede ist das Produkt mannigfacher gessellschaftlicher Einwirkungen, die sich oft durch Jahrhunderte hindurchziehen und die verschiedensten historischen Situationen widerspiegeln. Aber kaum eine andere Religion ist so reich an Widersprüchen und Ungereimtheiten, wie die christliche, weil kaum eine aus so schroffen Gegensähen erwuchs wie sie: Das Christentum entwickelte sich vom Judentum zum Römertum, vom Proletariertum zur Weltherrschaft, von der Organisierung des Kommunismus zur Organisierung der Ausbeutung aller Klassen.

Indes die Vereinigung des Vaters und des Sohnes in einer einzigen Person war nicht die einzige Schwierigkeit, die aus dem Messiabild für das christliche Denken erwuchs, sobald es unter den Einfluß des außerjüdischen Milieus geriet.

Was sollte man nun mit der Laterschaft Josephs beginnen? Maria durfte doch nicht mehr Jesus von ihrem
Gatten empfangen haben. Und da Gott nicht als Mensch,
sondern als Geist sie begattet hatte, mußte sie Jungfrau
geblieben sein. Damit ging die Abstammung Jesu von
David slöten. Jedoch so groß ist die Kraft der Tradition in
der Religion, daß troß alledem der so schön konstruierte
Stammbaum Josephs und die Bezeichnung Jesu als Sohn
Davids getreu immer wieder überliesert wurde. Dem

armen Joseph mußte aber jett die undankbare Rolle auferlegt werden, daß er mit der Jungfrau zusammenlebte, ohne ihrer Jungfräulichkeit zu nahe zu treten, aber auch ohne an ihrer Schwangerschaft den geringsten Anstoß zu nehmen.

c. Das Rebellentum Jesu.

Konnten sich die Christen in späterer Zeit nicht entschließen, auf die königliche Abstammung ihres Messias, trotz seiner göttlichen Herkunft, gänzlich Verzicht zu leisten, so waren sie dafür um so eifriger bemüht, ein anderes Merkmal seiner jüdischen Geburt auszumerzen: seinen rebellischen Sinn.

Im Christentum vom zweiten Jahrhundert an überwog immer mehr der leidende Gehorsam. Ganz anders im Judentum des vorhergehenden Jahrhunderts. Wir haben gesehen, wie rebellisch die von der messianischen Erwartung erfüllten Schichten des Judentums damals waren, namentlich die Proletarier Jerusalems und die Banden Galiläas, dieselben Elemente, denen das Christentum entsprang. Da muß man von vornherein annehmen, daß es in seinen Ansängen einen gewalttätigen Charafter auswiss. Diese Annahme wird zur Gewißheit, wenn wir sehen, daß in den Evangelien noch Spuren davon erhalten sind, trozdem aus ihnen ihre späteren Bearbeiter auss ängstlichste alles zu beseitigen suchten, was Anstoß bei den Machthabern hätte erregen können.

So sanft und ergeben Jesus sonst erscheint, gelegentlich macht er eine Außerung ganz anderer Art, die annehmen läßt, daß er, mochte er wirklich existiert haben oder bloß eine erträumte Jbealgestalt sein, in der ursprünglichen Aberslieserung als Rebell lebte, der wegen einer verunglückten Empörung gekreuzigt wurde.

Schon die Art und Weise ist bemerkenswert, wie er sich mitunter über die Gesetzlichkeit äußert:

"Ich bin nicht gekommen, die Gesetzesliebenden (dixalovs) aufzurufen, sondern die Sünder." (Markus 2, 17.)

Luther übersett: "Ich bin gekommen zu rufen die Sünder zur Buße, und nicht die Gerechten." Vielleicht ftand das so in seiner Handschrift. Die Christen fühlten ja bald, wie gefährlich es war, wenn sie anerkannten, daß Resus gerade die der Gesetlichkeit widerstrebenden Schichten zu sich berief. Lukas fügte daher zu dem "aufrufen" hinzu: zur Reue (είς μετάνοιαν), welcher Zusak auch in mancher Markus= handschrift zu finden ist. Aber indem sie aus dem "zu sich berufen" oder "aufrufen" (xaléw) ein zur "Buße rufen" machten, raubten fie dem Sat jeglichen Sinn. Wem würde es denn einfallen, die "Gerechten", wie Luther diraious überfest, zur Buße zu rufen? Auch widerspricht das dem Rusammenhang, denn Jesus gebraucht das Wort, weil ihm vorgeworfen wird, daß er mit verachteten Leuten ist, und mit ihnen gesellschaftlich verkehrt, nicht, daß er ihnen zuredet, sie sollten ihren Lebenswandel andern. Das zur "Buße rufen" der Sünder hätte ihm niemand verübelt.

Mit Recht sagt Bruno Bauer bei der Erörterung dieser Stelle:

"Für den Spruch in seiner ursprünglichen Gestalt existiert gar nicht die Frage, ob die Sünder auch wirklich Buße tun, den Ruf annehmen und durch Folgsamkeit gegen den Bußprediger sich das Himmelreich erwerden werden — als die Sünder sind sie vielmehr gegen die Gerechtigkeit privilegiert — als Sünder sind sie zur Seligkeit berusen, abfolut bevorzugt — den Sündern ist das Himmelreich bestimmt, und der Ruf, der an sie ergeht, setzt sie nur in das Eigentumsrecht ein, welches ihnen als den Sündern aehört."*

Deutet diese Stelle auf Berachtung der überkommenen Gesetzlichkeit, so weisen die Worte, mit denen Jesus das

^{*} Kritif der Evangelien und Geschichte ihres Ursprungs, 1851, S. 248.

Kommen des Messias ankündigt, auf Gewalttätigkeit hin: Das bestehende Kömerreich werde in furchtbarem Morden untergehen. Und die Heiligen sollten keineswegs eine passive Rolle dabei spielen.

Jefus erklärt:

"Ich bin gekommen, Feuer zu werfen auf die Erde, und wie wollte ich, es wäre schon entzündet. Ich habe eine Taufe zu bestehen, und wie drängt es mich, daß sie vollendet ist. Meint ihr, ich sei erschienen, Frieden auf Erden zu bringen? Nein, sage ich, sondern vielmehr Entzweiung, denn von fünsen in einem Hause werden nun drei gegen zwei und zwei gegen drei sein." (Lukas 12, 49.)

Bei Matthäus heißt es direkt:

"Denket nicht, daß ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf die Erde; ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert" (10, 34).

In Ferusalem zum Ofterfest angelangt, vertreibt er die Berkäufer und Bankiers aus dem Tempel, was ohne ge-walttätiges Eingreisen einer größeren von ihm erregten Bolksmenge nicht denkbar ist.

Kurz darauf, beim letten Abendmahl, unmittelbar vor der Katastrophe, sagt Jesus zu seinen Jüngern:

"Jett, wer einen Beutel hat, nehme ihn, ebenso auch eine Tasche, und wer es nicht hat, der verkause seinen Mantel und kause ein Schwert. Denn ich sage euch, es muß dies an mir erfüllt werden, was geschrieben steht, nämlich: Und er wird unter die Gesetzlosen (ἀνόμων) gesählt. Denn was von mir geschrieben ist, geht in Grsfüllung. Sie aber sagten: Herr, hier sind zwei Schwerter. Und er sagte ihnen: Das genügt."

Gleich darauf kommt es am Olberg zum Zusammenstoß mit der bewaffneten Macht des Staates. Fesus soll vershaftet werden.

"Da nun die mit ihm waren sahen, was werden wollte, sagten sie: Herr, sollen wir mit dem Schwert zuschlagen?

Und einer von ihnen schlug nach dem Knecht des Hohespriesters und hieb ihm das rechte Ohr ab."

Fesus ift jedoch im evangelischen Bericht gegen jedes Blutvergießen, läßt sich gutwillig sesseln und wird dann hingerichtet, seine Genossen aber bleiben völlig unbehelligt.

Das ist in der Form, wie es hier steht, eine ganz sonders bare Geschichte, voll von Widersprüchen, die ursprünglich ganz anders gelautet haben muß.

Jesus ruft nach Schwertern, als wäre die Stunde der Taten gekommen; mit Schwertern bewaffnet ziehen seine Getreuen auß — und wo sie auf den Feind stoßen und die Schwerter ziehen, erklärt Jesus plöglich, er sei prinzipiell ein Feind jeder Gewaltanwendung — natürlich besonders schroff bei Matthäuß:

"Stecke bein Schwert in die Scheide; denn wer zum Schwert greift, der foll durch das Schwert umkommen. Oder meinst du, ich könne nicht meinen Vater angehen, daß er mir sogleich mehr denn zwölf Legionen Engel schickt? Wie sollen sich aber dann die Schriften erfüllen?"

Ja, wenn Jesus von vornherein gegen jede Gewaltanwendung war, wozu dann der Ruf nach Schwertern? Wozu gestattete er, daß seine Freunde bewassnet mit ihm zogen?

Dieser Widerspruch wird nur dann begreiflich, wenn wir annehmen, daß die chriftliche Aberlieserung ursprünglich von einem geplanten Handstreich berichtete, bei dem Jesus gesangen wurde, ein Handstreich, zu dem die Zeit gekommen schien, nachdem die Vertreibung der Bankiers und Verkäuser aus dem Tempel gelungen war. Die späteren Bearbeiter wagten nicht, diesen Bericht, der tief gewurzelt war, ganz zu eskamotieren. Sie verstümmelten ihn, indem sie Gewaltanwendung zu einem Akte machten, den die Apostel wider Willen Jesu versuchten.

Es ist vielleicht auch nicht ohne Bedeutung, daß der Zusfammenstoß auf dem Olberg erfolgte. Das war der gegebene Ausgangspunkt für einen Handstreich auf Jerusalem.

Erinnern wir uns zum Beispiel des Berichtes, den Josephus über den Butsch eines ägyptischen Juden aus der Zeit des Brofurators Felix (52 bis 60 n. Chr.) gibt (S. 317).

Mit 30000 Mann zog dieser aus der Büste auf den Olberg, um die Stadt Jerusalem zu überfallen, die römische Besatzung zu vertreiben und die Herrschaft zu erobern. Felix lieserte dem Agypter eine Schlacht und zersprengte seinen Anhang. Dem Agypter selbst gelang es zu entkommen.

Von ähnlichen Vorkommnissen wimmelt die Geschichte des Josephus. Sie kennzeichnen die Stimmung der jüdischen Bevölkerung zur Zeit Christi. Ein Putschversuch des galisläischen Propheten Jesus würde ihr vollkommen entsprechen.

Wenn wir sein Unternehmen als einen solchen Versuch betrachten, dann wird auch der Verrat des Judas verständlich, der mit dem fraglichen Bericht verslochten ist.

Nach der erhaltenen Version verriet Judas Jesus durch seinen Kuß, indem er ihn dadurch den Häschern als denzienigen bezeichnete, den sie gefangennehmen sollten. Das ist aber eine ganz sinnlose Handlung. Jesus war nach den Evangelien in Jerusalem wohlbekannt, er predigte öffentzlich tagaus tagein, wurde von der Masse mit Judel empsangen — und dann soll er plöhlich so unbekannt sein, daß es erst der Bezeichnung durch Judas bedarf, um ihn aus der Schar seiner Anhänger herauszusinden! Das wäre ungefähr so, als wenn die Verliner Polizei einen Spizel besoldete, damit er ihr die Person bezeichne, die Vebel heißt.

Ganz anders läge die Sache, wenn es sich um einen geplanten Handstreich handelte. Da gab es etwas zu verraten, da gab es ein Geheimnis, das zu erkausen lohnte. Mußte dann aus dem Bericht der geplante Handstreich beseitigt werden, so wurde auch die Erzählung von dem Berrat des Judas gegenstandslos. Da aber der Berrat offensbar in den Kreisen der Genossen zu bekannt war und der Grimm gegen den Verräter zu gewaltig, ging es nicht an, daß der Evangelist dies Vorkommnis totschwieg. Es lag

ihm aber nun ob, einen neuen Verrat aus seiner Phantasie zu konstruieren, was nicht sehr glücklich aussiel.

Nicht minder unglücklich erfunden wie die jetzige Version des Verrats durch Judas ist die der Gesangennahme Jesu. Gerade er wird verhaftet, der den friedlichen Weg predigt, dagegen behelligt man nicht im mindesten die Apostel, die ihre Schwerter zogen und dreinhieben. Ja, Petrus, der dem Malchus sein Ohr abgehauen hat, geht den Schergen nach und setzt sich im Hose des Hohepriesters ganz ruhig unter sie und schwätzt mit ihnen. Man stelle sich einen Mann vor, der sich in Berlin der Gesangennahme eines Genossen gewaltsam widersetzt, dabei einen Revolver abschießt, einen Polizisten verletzt und dann die Schutzleute freundlichst in ihre Wachstube begleitet, um sich dort zu wärmen und ein Glas Vier mit ihnen zu trinken!

Ungeschickter konnte man schon nicht erfinden. Aber gerade dies Ungeschick bezeugt, daß es hier etwas zu verbergen gab, das um jeden Preis vertuscht werden mußte. Aus einer naheliegenden und leicht begreiflichen Aktion, einem Handsgemenge, das durch den Verrat des Judas mit einer Niederslage und der Gefangennahme des Führers endete, wurde ein ganz unbegreiflicher und sinnloser Vorgang, der sich nur deshalb vollzieht, damit "die Schrift erfüllet werde".

Die Hinrichtung Jesu, die wohl begreiflich wird, wenn er ein Rebell war, bleibt nun ein völlig unverständlicher Att sinnloser Bosheit, die ihren Willen gegen den römischen Statthalter selbst durchset, der Jesus freisprechen will. Das ist eine Häufung von Ungereimtheiten, die nur erflärlich wird durch das Bedürfnis der späteren Bearbeiter, den wirklichen Borgang nicht erkennen zu lassen.

Selbst die friedlichen, jedem Kampfe abholden Effener wurden damals vom allgemeinen Patriotismus mitgerissen. Bir sinden Essener unter den jüdischen Feldherren im letzen großen Kriege gegen die Römer. So berichtet zum Beispiel Josephus vom Beginn des Krieges:

"Die Juden hatten sich drei gewaltige Heersührer auserwählt, die nicht allein mit Leibesstärke und Tapferkeit begabt, sondern auch mit Verstand und Weisheit geziert waren, Niger aus Peräa, Sylas von Babylon und Johannes, den Effener."*

Die Annahme, daß die Hinrichtung Jesu durch seine Rebellion herbeigeführt wurde, ist also nicht nur diesenige, die allein die Andeutungen der Evangelien verständlich macht, sie paßt auch vollständig in den Charaster der Zeit und des Ortes. Von der Zeit, in die Jesu Tod verlegt wird, dis zur Zerstörung Jerusalems brachen dort die Unruhen nicht ab. Straßensämpse waren etwaß ganz Gewöhnliches, ebenso wie die Hinrichtungen einzelner Insurgenten. Ein solcher Straßensampse einer kleinen Gruppe von Proletariern und die darauf solgende Kreuzigung ihres Kädelsführers, der aus dem stets rebellischen Galiläa stammte, mochte sehr wohl tiesen Eindruck auf die dabei beteiligten überlebenden machen, ohne daß die Geschichtschreidung von einem so allstäglichen Vorsommnis Notiz zu nehmen brauchte.

Bei der aufrührerischen Erregung, die in jenem Zeitalter das ganze Judentum durchtobte, mußte auch die Sefte, von der dieser Erhebungsversuch ausgegangen war, aus seiner Hervorhebung agitatorischen Vorteil ziehen, so daß er sich in der Überlieserung sestsche und dabei natürlich die unvermeidliche Übertreibung und Ausschmückung namentlich der Persönlichseit seines Helden erfuhr.

Die Situation änderte sich jedoch, als Jerusalem zerstört war. Mit dem jüdischen Gemeinwesen wurde der letzte Rest demofratischer Opposition vernichtet, der sich im römischen Reiche noch behauptet hatte. Um dieselbe Zeit aber hörten auch die Bürgerkriege im Kömertum selbst auf.

In den zwei Jahrhunderten von den Makkabäern bis zur Zerstörung Ferusalems durch Titus war das öftliche

^{*} Jüdischer Krieg, III, 2, 1.

Becken des Mittelmeers in einem Zustand beständiger Unruhe gewesen. Sine Regierung nach der anderen stürzte, ein Bolf nach dem anderen verlor seine Unabhängigkeit oder seine herrschende Stellung. Die Macht aber, die alle diese Umwälzungen direkt oder indirekt bewirkte, das römische Gemeinwesen, ward in demselben Zeitraum, von den Gracchen dis Bespasian, durch die gewaltigsten inneren Unruhen zerrissen, die immer mehr von den Armeen und ihren Führern ausgingen.

In dieser Zeit, in der die messianische Erwartung sich entwickelte und festsetze, schien kein politischer Organismus von Dauer, jeder nur ein Provisorium zu sein, die politische Umwälzung das Unvermeidliche, stetz zu Erwartende. Das nahm mit Bespasian ein Ende. Unter ihm ersuhr die Militärmonarchie endlich jene Ordnung der Finanzen, deren der Imperator bedurste, um jede Konkurrenz, das heißt jede Bewerdung eines Nebenbuhlers um die Gunst der Soldaten, von vornherein auszuschließen und damit die Quelle der militärischen Rebellionen sür lange hinaus zu verstopfen.

Bon da an begann nun die "goldene Zeit" des Keiches, der allgemeine Friedenszustand im Innern, der durch mehr als hundert Jahre dauerte, von Bespasian (69) dis Kommodus (180). War zwei Jahrhunderte lang vorher die Unzuhe die Regel gewesen, so wurde es in diesem Jahrhundert die Ruhe. Die politische Umwälzung, ehedem das Natürsliche, wurde jett zum Unnatürlichen. Die Unterwersung unter die kaiserliche Macht, der duldende Gehorsam, erschien nun nicht bloß als ein Gebot der Klugheit für die Feigen, sondern wurzelte sich auch immer mehr ein als eine sittliche Verpssichtung.

Das mußte auf die christliche Gemeinde zurückwirken. Den Messias der Rebellion, wie er dem jüdischen Denken entsprochen hatte, konnte sie nicht mehr brauchen. Ihr sittliches Empsinden selbst bäumte sich dagegen auf. Da sie sich aber gewöhnt hatte, in Jesus ihren Gott, den Inbegriff aller Tugenden zu verehren, vollzog sich die Wandlung nicht

in der Weise, daß sie die Person des redellischen Jesus fallen ließ und ihr das Jdealbild einer anderen, den neuen Vershältnissen mehr entsprechenden Persönlichkeit entgegensetzte, sondern dadurch, daß sie aus dem Bilde des Jesusgottes alles Rebellische immer mehr und mehr entsernte, den redellischen Jesus immer mehr in einen leidenden verswandelte, der nicht wegen eines Aufruhrs, sondern einzig und allein wegen seiner unendlichen Güte und Heilisseit durch die Schlechtigkeit und Bosheit heimtückischer Neider gesmordet worden mar.

Zum Glück ift diese Abermalung so ungeschickt gemacht worden, daß noch Spuren der ursprünglichen Farben zu entdecken sind, aus denen man auf das ganze Bild schließen kann. Gerade weil diese Reste zu der späteren Abermalung nicht stimmen, kann man um so sicherer annehmen, daß sie echt sind und dem wirklichen früheren Bericht entstammen.

In diesem Punkte wie in den anderen bisher untersuchten entsprach das Messiasbild der ersten christlichen Gemeinde vollständig dem ursprünglich jüdischen. Erst die spätere christliche Gemeinde wich darin von diesem ab. Dagegen gibt es zwei Punkte, in denen sich das Messiasbild der christlichen Gemeinde von vornherein von dem jüdischen Messias scharf unterscheidet.

d. Die Auferstehung bes Gefreuzigten.

An Messiassen war zur Zeit Jesu kein Mangel, namentlich nicht in Galiläa, wo alle Augenblicke Propheten und Bandenführer erstanden, die sich als Erlöser und Gesalbte des Herrn auftaten. Aber war ein solcher der römischen Macht erlegen, gesangen genommen, gekreuzigt oder erschlagen worden, dann war es mit seiner Messiasrolle zu Ende, dann wurde er als ein falscher Prophet und salscher Messias betrachtet. Der richtige sollte erst kommen.

Die chriftliche Gemeinde dagegen hielt fest an ihrem Vorstämpfer. Wohl sollte auch für sie der Messias in seiner

Herrlichkeit erst kommen. Aber der da kommen sollte, war kein anderer, als der schon gewesen war, der Gekreuzigte, der drei Tage nach seinem Tode auferstand und, nachdem er sich seinem Anhang gezeigt, in den Himmel suhr.

Diese Auffassung war bloß der Christengemeinde eigen. Woher kam sie?

Nach der urchriftlichen Auffassung war es das Wunder der Auferstehung Jesu am dritten Tage nach seiner Kreuzigung, woraus sein göttlicher Charakter und die Erwartung seiner Wiederkunft vom Himmel geschlossen wurde. Auch die heutigen Theologen sind darüber nicht hinausgekommen. Natürlich nehmen die "freien Geister" unter ihnen die Auserstehung nicht mehr wörtlich. Jesus ist ihnen nicht wirklich auferstanden, aber seine Jünger haben in ekstatischen Berzückungen ihn nach seinem Tode zu sehen geglaubt und daraus auf seine himmlische Natur geschlossen:

"Ganz ebenso wie Paulus auf dem Wege nach Damas= fus in einer momentan efstatischen Vision die himmlische Lichterscheinung Christi geschaut hat, werden wir uns auch die dem Petrus zuerst widerfahrene Chriftuserscheinung zu benken haben — eine seelische Erfahrung, die keineswegs ein unbegreifliches Bunder, sondern nach zahlreichen Unalogien aus allen Zeitaltern psychologisch ganz wohl zu begreifen ift.... Aber auch das finden wir nach sonstigen Analogien gang verftändlich, daß diefes Erlebnis bes begeifterten Schauens dann nicht auf Petrus allein beschränkt blieb, sondern sich bald auch bei anderen Süngern, ja in ganzen Versammlungen von Gläubigen wiederholte. . . . Die geschichtliche Grundlage des Auferstehungsglaubens der Junger finden wir also in den von einzelnen ausgegangenen und bald alle überzeugenden efftatisch-visionären Erlebniffen, in denen sie ihren gefreuzigten Meister als lebend und zu himmlischer Herrlichkeit erhöht zu schauen glaubten. Die in ber Bunderwelt heimische Phantasie wob das Gewand für das, mas die Seele erfüllte und bewegte. Die treibende

Kraft dieser Auserstehung Jesu in ihrem Glauben war im Grunde nichts anderes als der unauslöschliche Eindruck, den sie von seiner Person bekommen hatten: ihre Liebe und ihr Bertrauen zu ihm war stärker als der Tod. Dieses Bunder der Liebe, nicht ein Allmachtswunder war der Grund des Auserstehungsglaubens der Urgemeinde. Darum blied es nun aber auch nicht bei flüchtigen Gefühlserregungen, sondern der neu erwachte begeisterte Glaube tried auch zur Tat, die Jünger erkannten es als ihren Beruf, ihren Bolksgenossen zu verkünden, daß der Jesus von Nazareth, den sie den Dänden des Feindes ausgeliesert hatten, doch der Messiassei, jest erst recht dazu gemacht von Gott durch seine Auferweckung und Erhöhung zum Himmel, von wo er bald wiederkommen werde zum Antritt seiner messianischen Herreschaft aus Erben."*

Danach hätten wir also die Ausbreitung des Messischens glaubens der urchristlichen Gemeinde und damit die ganze ungeheure weltgeschichtliche Erscheinung des Christentums der zufälligen Halluzination eines einzelnen Menschleins zuzuschreiben.

Daß irgend einer der Apostel eine Bission des Gekreuzigten hatte, ist keineswegs unmöglich. Ebenso ist es auch möglich, daß diese Bission Gläubige fand, da die ganze Zeit außenehmend leichtgläubig und das Judentum vom Auferstehungsglauben tief durchdrungen war. Totenerweckungen galten durchaus nicht als etwas Unsaßbares. Zu den Beispielen, die wir früher schon davon gegeben, seien noch einige hinzugesellt.

Bei Matthäus schreibt Jesus den Aposteln ihre Tätigseit vor: "Heilet Kranke, erweckt Tote, reinigt Aussätige, treibt Dämonen aus" (10, 8). Das Erwecken von Toten wird da mit größter Gemütsruhe als alltägliches Geschäft der Apostel

^{*} D. Pfleiberer, Die Entstehung des Christentums, 1907, S. 112 bis 114.

hingestellt, ebenso wie das Krankenheilen. Ermahnend wird noch hinzugefügt, sie sollten sich dafür nicht bezahlen lassen. Jesus oder vielmehr der Verfasser des Evangeliums hielt also Totenerweckungen gegen Honorar, als Geschäft betrieben, für möglich.

Charafteriftisch ift auch die Darstellung der Auferstehung bei Matthäus. Das Grab Jesu wird von Soldaten bewacht, damit nicht die Jünger den Leichnam stehlen und die Mär verbreiten, er sei auferstanden. Aber unter Bligen und Erdbeben wird der Stein vom Grab gewälzt, und Jesus steht auf.

"Da kamen einige von der Wache in die Stadt und verfündeten dem Hohepriester alles, was vorgefallen war. Und sie versammelten sich mit den Altesten, hielten Kat und gaben den Soldaten reichlich Geld und sprachen: Ihr müßt ausstagen, daß die Jünger bei Nacht kamen und ihn stahlen, während ihr schliefet. Und wenn das vor den Statthalter kommt, wollen wir ihn schon begütigen und euch außer Sorge setzen. Sie nahmen aber das Geld und taten, wie sie angewiesen worden, und diese Rede kam bei den Juden in Gang bis auf den heutigen Tag." (28, 11 ff.)

Diese Christen stellten sich also vor, die Auferstehung eines Toten und seit drei Tagen Begrabenen brauche auf die Augenzeugen so wenig Sindruck zu machen, daß ein reichsliches Trinkgeld genüge, ihnen für immer nicht bloß Bersschwiegenheit aufzuerlegen, sondern sie auch zur Berbreitung des Gegenteils der Wahrheit zu veranlassen.

Den Verfassern solcher Auffassungen, wie sie der Evangelist hier vordringt, darf man natürlich zutrauen, daß sie das Auferstehungsmärchen ohne weiteres hinnahmen.

Aber damit ist die Frage noch nicht erledigt. Diese Leichtsgläubigkeit und diese feste Zuversicht in die Möglichkeit der Auserstehung war nicht eine besondere Eigentümlichkeit der christlichen Gemeinden. Sie teilten sie mit dem gesamten Judentum ihrer Zeit, soweit es einen Messias erwartete.

Warum begegnete nun ihnen allein die Vision der Auferstehung ihres Messias; warum keinem der Anhänger eines der anderen Messiasse, die in jener Periode den Märthrertod erlitten?

Unsere Theologen werden entgegnen, das sei dem besonders tiefen Eindruck zuzuschreiben, den die Versönlichkeit Sesu hervorrief, einem Eindruck, wie ihn keiner der anderen Messiasse erzeugte. Dagegen spricht der Umstand, daß die Tätigkeit Jesu, die nach allen Angaben nur kurze Zeit dauerte, spurlos an der Masse vorüberging, so daß keiner der Zeitgenoffen sie verzeichnete. Andere Messiaffe kämpften dagegen lange gegen die Römer und errangen zeitweise große Erfolge gegen sie, die in der Geschichte fortlebten. Sollten diese letteren Messiasse geringeren Eindruck gemacht haben? Aber nehmen wir an, daß Jesus allerdings die Masse nicht zu fesseln wußte, aber in seinen wenigen Anhängern durch die Macht seiner Person unauslöschliche Erinnerungen hinterließ. Das würde aber höchstens erklären, warum der Glaube an Jefus bei seinen persönlichen Freunden fortlebte, nicht. warum er propagandistische Kraft unter Leuten erhielt. die ihn nicht gefannt hatten, auf die seine Persönlichkeit nicht wirken konnte. War es nur der persönliche Eindruck Jesu. der den Glauben an seine Auferstehung und seine göttliche Mission erzeugte, dann mußte dieser Glauben um so schwächer werden, je mehr die persönliche Erinnerung an ihn verblakte und die Zahl der Personen sich lichtete, die mit ihm personlich verkehrt hatten.

Dem Mimen flicht bekanntlich die Nachwelt keine Kränze; aber auch in diesem Punkte zeigen der Komödiant und der Pfarrer viel Gemeinsames. Was vom Schauspieler gilt, ist auch vom Prediger zu sagen, wenn er sich auf das Predigen beschränkt, nur durch seine Persönlichkeit wirkt, keine Werke hinterläßt, die seine Person überdauern. Seine Predigten mögen noch so tief erschüttern, noch so gewaltig erheben, sie können nicht denselben Eindruck auf Leute machen,

die sie nicht hören, denen sie nur vom Hörensagen mitgeteilt werden. Und seine Person wird solche Leute vollkommen kalt lassen. Sie wird nicht ihre Phantasie beschäftigen.

Niemand hinterläßt ein Andenken an seine Persönlichseit über den Kreis derjenigen hinaus, die ihn persönlich gestannt, der nicht eine Schöpfung hinterläßt, die auch Lossgelöst von seiner Person Eindruck macht, sei es eine künstklerische Schöpfung, ein Bauwerk, ein Bildnis, ein Musikstück, ein Dichtwerk; sei es eine wissenschaftliche Leistung, eine wissenschaftlich geordnete Sammlung von Materialien, eine Theorie, eine Ersindung oder Entdeckung; oder seine Urganisation irgendwelcher Art, die er ins Leben gerussen oder an deren Schaffung und Kräftigung er hervors

ragend beteiligt war.

Solange eine folche Schöpfung dauert und wirft, dauert auch das Interesse für die Berson des Schöpfers. Ja, wenn eine folche Schöpfung zu seinen Lebzeiten unbeachtet bleibt, nach seinem Tode wächst und Bedeutung erhalt, wie das bei vielen Entbeckungen, Erfindungen und Draanisationen ber Fall, bann ift es möglich, daß das Intereffe für ben Schöpfer nach feinem Tobe erft erfteht und immer mehr zu= nimmt. Je weniger er bei Lebzeiten beachtet wurde, je weniger man von seiner Person weiß, besto mehr regt fie die Phantasie an, wenn feine Schöpfung eine gewaltige, defto eber wird fie von einem Kranze von Unetboten und Sagen umfponnen fein. Ja, das Kausalitätsbedürfnis des Menschen, das bei jedem gesellschaftlichen Vorgang — ursprünglich auch bei jedem natürlichen - nach einer wirkenden Person sucht, die ihn herbeiführte, diefes Kaufalitätsbedürfnis ift fo ftark, daß es brangt, einen Urheber für eine Schöpfung, die von gemaltiger Bedeutung geworden ift, zu erfinden oder irgend einen überlieferten Namen mit ihr in Verbindung zu bringen, wenn der wirkliche Urheber vergeffen wurde oder wenn, was nicht felten der Fall, die Schöpfung das Produkt so vieler vereinten Kräfte ist, von denen keine die anderen überragte, daß es von vornherein unmöglich gewesen wäre, einen bestimmten Urheber zu nennen.

Nicht in seiner Berfonlichteit, sondern in der Schöpfung, die mit seinem Namen zusammenhing, ist der Grund zu suchen, warum das Messiastum Jesu nicht so endete wie bas der Judas und Theudas und anderer Meffiaffe jener Zeit. Schwärmerisches Zutrauen zur Verfönlichkeit des Propheten, Wundersucht, Efftase und Auferstehungsglauben alles das finden wir bei den Anhängern der anderen Meffiaffe ebenso wie bei denen Jesu. In dem, was sie alle gemeinfam haben, kann nicht der Grund der Unterscheidung des einen von ihnen liegen. Wenn den Theologen, auch den freigeistigsten, die Annahme naheliegt, daß, wenn auch alle Wunder aufzugeben sind, die von Jesus erzählt werden, doch Resus selbst ein Wunder bleibt, ein übermensch, wie ihn die Welt sonst nicht kennt, so können wir auch dieses Wunder nicht anerkennen. Dann bleibt aber als Unterschied zwischen Jesus und den übrigen Messiaffen bloß der übrig, daß diese nichts hinterließen, worin ihre Persönlichkeit fortlebte, indes Jesus eine Organisation hinterließ mit Ginrichtungen, die vortrefflich geeignet waren, seine Anhänger zusammenzuhalten und stets neue anzuziehen.

Die anderen Messiasse hatten bloß Banden zu einer Erhebung gesammelt, die auseinanderliesen, wenn sie mißglückte. Hätte Jesus nicht mehr getan, dann wäre sein Name spurlos verschwunden, nachdem er ans Kreuz geschlagen worden. Über Jesus war nicht bloß Rebell, er war auch Repräsentant und Borkämpser, vielleicht Stister einer Organisation, die ihn überlebte und immer mächtiger anwuchs, immer krastvoller wurde.

Nach der herkömmlichen Annahme ist freilich die Gemeinde Christi erst nach seinem Tode von den Aposteln organisiert worden. Aber nichts zwingt zu dieser Annahme, die sehr unwahrscheinlich ist. Diese nimmt in der Tat nichts Geringeres an, als daß unmittelbar nach dem Tode Jesu seine Anhänger etwas völlig Neues, von ihm gar nicht Beachtetes und Gewolltes, in seine Lehre einführten und daß die dis dahin Unorganissierten an die von ihrem Lehrer gar nicht beabsichtigte Organisation gerade in dem Moment schritten, als sie eine Niederlage erlitten hatten, die selbst eine seste Organisation hätte sprengen können. Nach der Analogie mit ähnlichen Organisationen, deren Anfänge man besser kennt, könnte man eher annehmen, daß kommunistische, mit messianischen Erwartungen erfüllte Unterstützungsvereine der Proletarier Jerusalems schon vor Jesus bestanden und daß ein fühner Agitator und Rebell dieses Namens, der aus Galiläa stammte, bloß ihr hervorragendster Vorkämpser und Blutzeuge wurde.

Nach Johannes befaßen die zwölf Apostel schon zu Jesu Zeit eine gemeinsame Kasse. Aber auch von jedem anderen Jünger verlangt Jesus die Hingabe alles seines Eigentums.

In der Apostelgeschichte steht auch nirgends, daß die Apostel die Gemeinde erst nach Jesu Tod organisiert hätten. Wir sinden sie zu diesem Zeitpunkt bereits organisiert, wie sie ihre Mitgliederversammlungen abhält und ihre Funktionen vollzieht. Die erste Erwähnung des Kommunismus in der Apostelgeschichte lautet:

"Sie blieben aber treu (hoar de ngooxagtegovrtes) der Lehre der Apostel und dem Gemeinbesitz, dem Brechen des Brotes und den Geboten" (2, 42). Das heißt, sie setzten ihre bisherigen gemeinsamen Mahlzeiten und sonstigen kommunisstischen Einrichtungen fort. Wären diese erst nach Jesu Tod neu eingeführt worden, müßte die Fassung ganz anders lauten.

Die Gemeindeorganisation war das Band, das den Anhang Jesu auch nach seinem Tode zusammenfaßte und das Andenken an ihren gekreuzigten Vorkämpfer, der sich nach der überlieferung selbst als Messias ausgegeben hatte, wach erhielt. Je mehr die Organisation wuchs, je mächtiger sie wurde, desto mehr mußte ihr Märtyrer die Phantasie der Mits

glieber beschäftigen, besto mehr mußte es biesen widerstreben, ben gefreuzigten Meffias als einen falschen anzusehen, besto mehr fühlten fie fich gedrängt, ihn als den richtigen anzuerkennen, trot seines Todes, als den Messias, der wieder= kommen werde in aller Herrlichkeit; besto näher lag es ihnen, an seine Auferstehung zu glauben, desto mehr wurde ber Glaube an den Messiascharafter des Gefreuzigten und an seine Auferstehung das Kennzeichen der Organisation, wo= durch sie sich von den anderen Messiasgläubigen unterschieden. Wäre der Glaube an die Auferstehung des gefreuzigten Meffias aus perfonlichen Gindrücken entftanden, so mußte er im Laufe der Zeiten immer schwächer, immer mehr durch andere Eindrücke verwischt werden und mit denen, die Jesus persönlich gekannt hatten, verschwinden. Ging der Glaube an die Auferstehung des Gefreuzigten aus der Wir= fung hervor, die feine Organisation übte, dann mußte er um so fester und überschwenglicher werden, je mehr die Organisation wuchs und je weniger sie Positives von der Berson Jesu wußte, je weniger die Phantasie seiner Verehrer durch bestimmte Angaben gefesselt wurde.

Es war nicht der Glaube an die Auferstehung des Gefreuzigten, der die chriftliche Gemeinde schuf und ihr ihre Kraft verlieh, sondern umgekehrt, die Lebenskraft der Gemeinde schuf den Glauben an das Fortleben ihres Messias.

Die Lehre vom gekreuzigten und auferstandenen Messias enthielt an sich nichts, was mit dem jüdischen Denken unsvereindar gewesen wäre. Wir haben gesehen, wie sehr es gerade damals vom Auserstehungsglauben erfüllt war; aber auch der Gedanke, daß künftige Herrlichkeit nur durch Leiden und Tod der Gerechten zu erkausen sei, durchwob gerade die jüdische messianische Literatur und war eine natürliche Konsequenz der leidensvollen Lage des Judentums.

Der Glaube an den gekreuzigten Messias brauchte also nur eine besondere Variation der mannigsaltigen messianischen Erwartungen des Judentums jener Zeit zu bilden, wenn

nicht der Grund, auf dem er sich aufbaute, zugleich einer gewesen wäre, ber einen Gegensat zum Judentum entwickeln mußte. Dieser Grund, die Lebenskraft der kommunistischen Organisation des Proletariats, hing eng zusammen mit der besonderen Urt der messianischen Erwartungen der kom= munistischen Proletarier in Jerusalem.

e. Der internationale Erlöser.

Die messianischen Erwartungen des übrigen Judentums waren rein nationaler Natur, auch die der Zeloten. Unterwerfung der übrigen Bölker unter die jüdische Weltherrschaft, die an Stelle der römischen treten sollte, Rache an den Bölkern, die das Judentum unterdrückten und mißhandelten, das war der Inhalt dieser Erwartung. Anders die messianische Erwartung der chriftlichen Gemeinde. Auch sie war jüdischpatriotisch und römerfeindlich. Die Abwerfung der Fremdherrschaft war die Vorbedingung jeder Befreiung. Aber dabei wollten die Anhänger der chriftlichen Gemeinde nicht stehen bleiben. Nicht bloß das Joch der fremden Machthaber, sondern das Soch aller Machthaber, auch der ein= heimischen, sollte abgeschüttelt werden. Bloß die Mühseligen und Beladenen riefen sie zu sich, der Tag des Gerichts sollte ein Tag der Rache an allen Mächtigen und Reichen werden.

Nicht der Raffenhaß, der Klaffenhaß war die Leidenschaft, die sie am mächtigsten entflammte. Damit aber war der Keim der Absplitterung vom übrigen, national geeinten

Sudentum gegeben.

Gleichzeitig jedoch auch der Reim der Unnäherung an die übrige, nichtjüdische Belt. Der nationale Messiasgedanke mußte naturgemäß auf bas Judentum beschränkt bleiben, von der übrigen Welt zurückgewiesen werden, deren Unterwerfung er anstrebte.

Der Klaffenhaß gegen die Reichen ebenso wie proletarische Solidarität waren bagegen Gedanken, die keineswegs bloß für jüdische Broletarier afzeptabel waren. Gine messianische 26

Rautstn. Der Ursprung bes Chriftentums.

Erwartung, die auf die Erlösung der Armen hinauslief, mußte bei den Armen aller Bölfer ein williges Ohr finden. Nur der soziale, nicht der nationale Messials konnte die Schranken des Judentums überschreiten, nur er konnte siegereich die furchtbare Katastrophe des jüdischen Gemeinwesens überdauern, die in der Zerktörung Jerusalems kulminierte.

Andererseits aber konnte sich eine kommunistische Organisation nur dort im Römerreich behaupten, wo sie durch den Glauben an den fommenden Meffias und feine Erret= tung aller Unterdrückten und Mißhandelten geftärft wurde. Braftisch liefen diese kommunistischen Organisationen, wie wir noch sehen werden, auf gegenseitige Unterstützungsvereinigungen hinaus. Das Bedürfnis nach folchen war im römischen Reich feit dem erften Jahrhundert unserer Reitrechnung allgemein und wurde um so lebhafter empfunden, je mehr die allgemeine Armut wuchs und die letten Reste des überkommenen urwüchsigen Kommunismus sich auflösten. Aber der argwöhnische Despotismus machte allem Bereinswesen ein Ende; wir haben gesehen, daß Trajan felbst freiwillige Feuerwehren fürchtete. Cafar hatte die jüdischen Organisationen noch geschont, später verloren auch diese ihre privilegierte Stellung.

Nur als Geheimbünde konnten die Unterstützungsvereine weiterezistieren. Aber wer wollte das Leben um des Gewinnes bloßer Unterstützungen willen aufs Spiel setzen? Oder wer aus Solidaritätsgefühl im Interesse der Genossen in jener Zeit, wo fast aller Gemeinsinn erloschen war? Was von diesem Gemeinsinn, was von Hingabe an die Allgemeinzheit noch vorhanden war, es stieß nirgends auf eine große, erhebende Idee als die der messinischen Erneuerung der Welt, das heißt der Gesellschaft. Und die selbstsüchtigeren unter den Proletariern, die Unterstützungsvereinigungen um ihres persönlichen Borteils willen suchen, wurden über die Gesährdung ihrer Person beruhigt durch die Idee der persönlichen Auferstehung mit daraufsolgender reichlicher Beloh-

nung; einer Joee, die überstüsstig gewesen wäre, die Verfolgten aufrecht zu halten in Zeiten, in denen die Verhältnisse die sozialen Instinkte und Empfindungen auß mächtigste anstachelten, so daß der einzelne sich unwiderstehlich gedrängt fühlte, ihnen zu folgen, auch unter Gefährdung seines Vorteils, ja seines Lebens. Die Idee der persönlichen Auferstehung war dagegen unentbehrlich zur Führung eines gefahrvollen Kampses gegen mächtige Gewalten in einem Zeitalter, in dem alle sozialen Instinkte und Empfindungen durch die fortschreitende gesellschaftliche Auflösung auß äußerste herabgedrückt wurden, nicht bloß bei den herrschenden Klassen, sondern auch bei den unterdrückten und ausgebeuteten.

Nur in der kommunistischen Form der christlichen Gemeinde, in der des gefreuzigten Meffias, fonnte der Messiasgedanke außerhalb des Judentums Wurzel fassen. Mur durch den Glauben an den Messias und an die Auferstehung konnte die kommunistische Organisation sich als Geheimbund im römischen Reiche behaupten und ausbreiten. Durch ihre Vereinigung wurden diese beiden Faktoren — Kommunismus und Messiasglaube — unwiderstehlich. Was das Judentum von seinem Messias aus königlichem Stamme vergeblich für sich erwartete, das gelang dem aus bem Broletariat hervorgegangenen gefreuzigten Messias: er unterjochte Rom, beugte die Cafaren, eroberte die Welt. Aber er eroberte sie nicht für das Broletariat. Auf ihrem Siegeszuge verwandelte sich die proletarische, kommunistische Unterstützungsorganisation in die gewaltigste Beherrschungs= und Ausbeutungsmaschine der Welt. Dieser dialektische Brozeß ist nichts Unerhörtes. Der gekreuzigte Messias war weder der erste noch der lette Eroberer, der die Armeen, durch die er gesiegt, schließlich gegen das eigene Bolf wendete und zu beffen Riederwerfung und Niederhaltung benukte.

Auch Cafar und Napoleon waren aus einem Siege ber Demofratie hervorgegangen.

3. Judendriften und heidendriften.

a. Die Agitation unter den Beiden.

Die erste kommunistische Messiasgemeinde bilbete sich in Ferusalem. An dieser Angabe der Apostelgeschichte zu zweiseln, liegt nicht der mindeste Grund vor. Aber bald erstanden Gemeinden in anderen Städten mit jüdischem Proletariat. Zwischen Jerusalem und den übrigen Teilen des Reiches, namentlich seiner östlichen Hälfte, bestand ja ein starter Verkehr, schon durch die vielen Hunderttausende, vielleicht Millionen von Pilgern, die jahraus jahrein dorthin wallsahrteten. Und zahlreiche besitzlose Schnorrer ohne Familie und Heim wanderten ununterbrochen von Ort zu Ort, wie sie es in Osteuropa noch heute tun, überall so lange verweilend, dis die Mildherzigkeit erschöpft war. Dem entsprechen die Vorschriften, die Jesus seinen Aposteln gab:

"Traget feinen Beutel, feine Tasche, feine Schube; grußet niemand unterwegs. Wo ihr aber in ein Haus eintretet, faget zuerst: Friede diesem Hause. Und ift daselbst ein Sohn des Friedens, so wird euer Friede auf ihm ruhen; wo aber nicht, wird er auf euch zurückgehen. In demfelben Hause aber bleibet und nehmet Effen und Trinken von ihnen, benn dem Arbeiter (!) gebührt sein Lohn. Geht nicht von einem Haus zum anderen über. Und wo ihr in eine Stadt eintretet und man euch aufnimmt, da effet, was man euch vorsett, und heilt die Kranken daselbst und fagt ihnen: Das Reich Gottes ist zu euch gekommen. Wo ihr aber in eine Stadt eintretet und man nimmt euch nicht auf, da geht binaus in ihre Gaffen und fagt: Selbst den Staub, der uns von eurer Stadt an den Füßen hängt, wischen wir für euch ab; wiffet aber, daß das Reich Gottes bei euch gewesen ist. Ich fage euch aber, es wird Sodoma an jenem Tage beffer ergehen als dieser Stadt." (Lukas 10, 4 bis 13.)

Die Schlußbrohung, die der Evangelist Jesus in den Mund legt, ist bezeichnend für die Rachsucht des Bettlers, der sich in seinen Erwartungen auf ein Almosen betrogen sieht. Er möchte am liebsten dafür die ganze Stadt in Flammen aufgehen sehen. Bloß soll die Brandstiftung der Messias für ihn besorgen.

Alls Apostel galten alle besitzlos umherwandernden Agitatoren der neuen Organisation, nicht bloß die zwölf, deren Namen als die der von Jesus eingesetzten Verkünder seines Wortes überliesert wurden. Die schon erwähnte "Didache" (Lehre der zwölf Apostel) spricht noch in der Mitte des zweiten Jahrhunderts von Aposteln, die in den Gemeinden wirken.

Solche wandernde "Schnorrer und Berschwörer", die sich voll des heiligen Geistes dünkten, waren es, die die Grundsätze der neuen proletarischen Organisation, die "erfreuliche Botschaft", das Evangelium* von Jerusalem zunächst in die benachbarten Judengemeinden und dann immer weiter, dis nach Rom brachten. Aber sobald das Evangelium den Boden Palästinas verließ, kam es in ein ganz verändertes soziales Milieu, das ihm einen veränderten Charakter aufsprägte.

Neben den Mitgliedern der Judengemeinde sanden die Apostel da im engsten Verkehr mit diesen die jüdischen Mitsläuser, die "gottessfürchtigen" Heiden (σεβόμενοι), die den jüdischen Gott verehrten, die Synagogen besuchten, aber sich nicht entschließen konnten, alle jüdischen Gebräuche mitzus machen. Wenn es gut ging, unterwarsen sie sich der Zeremonie des Tauchbades, der Tause; aber von der Beschneisdung wollten sie nichts wissen und ebensowenig von den Speisegesehen, der Sabbatruhe und sonstigen Außerlichkeiten, die sie von ihrer "heidnischen" Umgebung völlig losgelöst hätten.

Der soziale Inhalt des Evangeliums muß in den prolestarischen Kreisen solcher "gottesfürchtigen Heiden" willige

^{*} Von $\epsilon \vec{v}$, eu, gut, glückbringend und $a\gamma\gamma \epsilon\lambda\lambda\omega$, angello, verskünden, berichten.

Aufnahme gefunden haben. Durch sie wurde es in andere nichtjüdische Proletarierkreise getragen, in denen ein guter Boden für die Lehre vom gekreuzigten Messias vorhanden war, soweit sie eine soziale Umwälzung in Aussicht stellte und sosortige Unterstühungseinrichtungen organisierte. Das gegen standen diese Kreise allem spezisisch Jüdischen verständenislos, ja mit Abneigung und Hohn gegenüber.

Je weiter sich die neue Lehre in den Judengemeinden außerhalb Palästinas verbreitete, desto offenbarer mußte es werden, daß sie an propagandistischer Kraft unendlich gewinnen würde, wenn sie auf ihre jüdischen Besonderheiten verzichtete, aufhörte, national zu sein, und ausschließlich sozial würde.

Als berjenige, der das zuerst erkannte und kraftvoll dafür eintrat, wird Saulus genannt, ein Jude, der nach der Aberlieferung nicht aus Palästina stammte, sondern aus der Judengemeinde einer griechischen Stadt, Tarsus in Eilicien. Ein Feuergeist, warf er sich zuerst mit vollster Energie auf die Bersechtung des Pharisäertums, bekämpste als Pharisäer die dem Felotismus so verwandte Christengemeinde, dis er angeblich durch eine Bision ohne weiteres eines Besseren belehrt wurde und ins entgegengesetzte Extrem umschlug. Er schloß sich der Christengemeinde an, trat aber in ihr sosort als Umstürzler der überkommenen Auffassung auf, indem er die Propaganda der neuen Lehre unter den Nichtziuden und den Berzicht auf deren Abertritt zum Judentum sorderte.

Daß er seinen hebräischen Namen Saulus in den lateinischen Paulus verwandelte, ist charafteristisch für seine Tendenzen. Solche Namensänderungen wurden gern von Juden vollzogen, die in außerjüdischen Kreisen zur Geltung kommen wollten. Wenn sich ein Manasse Menelaus nannte, warum sollte sich nicht Saulus Paulus nennen.

Was an der Erzählung von Paulus hiftorisch begründet ist, dürfte heute kaum mehr mit Sicherheit erkannt werden

fönnen. Wie in allem, was persönliche Vorgänge andelangt, erweist sich das Neue Testament auch hier als eine ganz unzwerlässige Quelle, voll von Widersprüchen und unmöglichen Wundergeschichten. Über die persönlichen Taten Pauli sind ja auch Nebensache. Entscheidend ist der sachliche Gegensatzu der früheren Anschauung der Christengemeinde, den er verkörpert. Dieser Gegensatzentsprang aus der Natur der Sache, er war unvermeidlich und, wie viel immer die Apostelgeschichte über einzelne Vorsommnisse schen Richtungen innerhalb der Gemeinde läßt sie uns doch erkennen. Sie selbst ist eine Tendenzschrift, die diesem Kampse entsprungen ist, um für die paulinische Richtung Propaganda zu machen, zugleich aber auch den Gegensatz beider Richtungen zu vertuschen.

Anfangs wird die neue Richtung noch schüchtern aufgestreten sein, nur Toleranz in einigen Punkten verlangt haben, über die die Muttergemeinde nachsichtig hinwegs

sehen mochte.

So sieht es wenigstens nach dem Bericht der Apostelsgeschichte aus, die freilich rosig färbte und Frieden zeichnete, wo tatsächlich erbitterter Kampf tobte.*

So erzählt sie zum Beispiel aus der Zeit der Agitation

Pauli in Syrien:

"Und einige, die von Judäa herunter kamen (nach Syrien), lehrten die Brüder: Wenn ihr euch nicht beschneiden laßt nach der Sitte Moses, so könnt ihr nicht gerettet werden. Da nun aber Paulus und Barnabas viel mit ihnen zu kämpsen und zu streiten bekamen, beschloß man, daß Paulus und Barnabas und einige andere aus ihrer Mitte zu den Aposteln und Altesten nach Jerusalem hinausgehen sollten wegen

^{*} Vergleiche Bruno Bauer, Die Apostelgeschichte, eine Ausgleichung des Paulinismus und des Judentums innerhalb der christlichen Kirche, 1850.

bieser Streitsrage. So bekamen sie denn das Geleite der Gemeinde, zogen durch Phönizien und Samaria, wo sie von der Bekehrung der Heiden erzählten, und bereiteten den Brüdern insgesamt große Freude. Bei ihrer Ankunst in Jerusalem aber wurden sie von der Gemeinde und den Aposteln und den Altesten empfangen und berichteten, wie große Dinge Gott mit ihnen getan. Aber einige von der Sekte der Pharisäer, die gläubig geworden waren, standen auf und erklärten: Man muß sie beschneiden und anhalten, das Geseh Moses zu beobachten." (Apostelgeschichte 15, 1 bis 5.)

Es versammeln sich nun die Apostel und Altesten, also gewissermaßen der Parteivorstand, Petrus wie Jakobus halten versöhnliche Reden, und schließlich wird beschlossen, Judas Barsabas und Silas, die gleichfalls dem Vorstand angehörten, nach Syrien zu entsenden, die den Brüdern dort verkünden sollen:

"Es ift des heiligen Geistes und unser Beschluß, euch feine weitere Last aufzuerlegen als die solgenden unerläßlichen Dinge: euch zu enthalten des Gögenopsers und des Blutes und des Erstickten und der Unzucht." Auf die Beschneidung der heidnischen Proselhten verzichtete der Vorstand. Aber das Unterstützungswesen dürse nicht vernachslässigt werden: "Nur sollten wir der Armen gedenken, was ich mich auch bemüht habe, so zu halten", berichtet Paulus darüber in seinem Brief an die Galater (2, 10).

Das Unterstützungswesen, das lag den Judenchristen wie den Heidenchristen in gleicher Weise am Herzen. Es bildete keinen Streitpunkt unter ihnen. Deshalb wird es auch in ihrer Literatur, die fast ausschließlich polemischen Zwecken dient, so wenig berührt. Es ist falsch, wenn man aus diesen seltenen Erwähnungen schließt, es habe im Urchristentum keine Rolle gespielt. Es spielte bloß keine Rolle in dessen inneren Zwistigkeiten.

Diese gingen weiter trot aller Bermittlungsversuche.

In dem eben zitierten Briefe Pauli an die Galater wird bereits gegen die Verteidiger der Beschneidung der Vorwurf erhoben, sie handelten aus opportunistischen Rücksichten:

"Diejenigen, die im Fleische gutes Ansehen genießen wollen, zwingen euch zur Beschneidung, nur damit sie nicht wegen des Kreuzes des Messias verfolgt werden" (6, 12).

Nach dem erwähnten Kongreß von Jerusalem läßt die Apostelgeschichte Paulus eine Agitationsreise durch Griechensland unternehmen, die wieder der Heidenpropaganda dient. Nach Jerusalem zurückgekehrt, berichtet er den Genossen über den Erfolg seiner Agitation.

"Sie aber, die das hörten, priesen Gott und sprachen zu ihm: Du siehst, Bruder, wie viele Zehntausende von Gläubigen unter den Juden sind, und alle sind Eiserer für das Geseh. Sie haben sich aber über dich berichten lassen, daß du überall die Juden in der Heidenwelt den Absall von Moses lehrst und anweisest, ihre Kinder nicht zu beschneiden und ihre Sitten nicht zu beobachten." (Apostelgesch. 21, 20 ff.)

Es wird ihm nun aufgetragen, sich von dieser Anklage zu reinigen und darzutun, daß er noch ein frommer Jude sei. Er zeigt sich bereit dazu, wird aber daran durch einen Aufruhr der Juden gegen ihn gehindert, die ihn als Berräter an ihrer Nation töten möchten. Die römische Obrigseit nimmt ihn in eine Art Schuthaft und sendet ihn schließlich nach Rom, wo er seine Agitation, ganz anders als in Jerusalem, ungehindert betreiben darf: "Er verstündete dort das Reich Gottes und lehrte von dem Herrn Jesus ganz offen und ungehindert." (Apostelgesch. 28, 31.)

b. Der Gegensat zwischen Juden und Chriften.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Heidenchriften ihren Standpunkt um so entschiedener vertraten, je mehr sie an Zahl zunahmen. So mußte sich der Gegensatz immer mehr verschärfen.

Je länger der Gegensat dauerte, je zahlreicher die Reibungeflächen, befto feindfeliger mußten bie beiben Richtungen einander gegenübertreten. Das wurde noch verftärkt durch die Zuspitzung des Gegensates zwischen bem Judentum und ben Bölfern, in beren Mitte es wohnte, in ben letten Jahrzehnten vor der Zerftörung Jerufalems. Gerade die proletarischen Elemente im Judentum, namentlich Jerufalems, traten ben nichtjüdischen Bölfern, vor allem ben Römern, mit immer fanatischerem Saffe entgegen. Der Römer, bas war der ärgste der Bedrücker und Ausbeuter, der schlimmfte Feind. Der Hellene aber mar fein Bundesgenoffe. Alles, was den Juden von ihnen unterschied, wurde jest mehr als je hervorgehoben. Da mußten alle jene, die auf die Propaganda im Judentum das Hauptgewicht legten, schon aus agitatorischen Rücksichten zur schärferen Betonung ber judischen Gigenart, zum Festhalten an allen jubischen Sakungen getrieben werden, wozu fie von vornherein unter dem Einfluß ihrer Umgebung neigten.

Aber im gleichen Maße, wie der fanatische Bag der Suden gegen die Nationen ihrer Unterdrücker wuchs, ftieg in diesen die Abneigung und Mißachtung, welche die Maffen gegenüber bem Subentum empfanden: Das führte bier wieder unter den Beidenchriften und ihren Agitatoren dazu, daß sie nicht bloß Befreiung von den judischen Satzungen für sich verlangten, sondern an diesen Satzungen immer schärfere Kritif übten. Der Gegensatz zwischen Judenchriften und Beidenchriften wurde bei den letzteren immer mehr ein Gegensatz zum Judentum selbst. Dabei aber war der Glauben an den Messias, auch an den gekreuzigten Messias, viel zu tief mit dem Judentum verwachsen, als daß die Beidenchriften dieses ganz einfach hätten verleugnen fönnen. Sie übernahmen vom Judentum alle messianischen Beisfagungen und sonstigen Stützen ber Meffiaserwartung und traten doch gleichzeitig demselben Judentum immer feindseliger gegenüber. Das gefellte einen neuen Wiber=

spruch zu den vielen, die wir im Chriftentum bereits aufsgezeigt.

Wir haben schon gesehen, welchen Wert die Evangelien der Abstammung Jesu von David beilegen, wie sie die sonderbarsten Annahmen vorbringen, um den Galiläer in Bethlehem geboren werden zu lassen. Immer und immer wieder zitieren sie Stellen aus den heiligen Büchern der Juden, um dadurch die messianische Mission Jesu zu beweisen. Sie lassen aber auch Jesus dagegen protestieren, daß er das jüdische Geset ausheben wolle:

"Denket nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen, nicht aufzulösen bin ich gekommen, sondern zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage euch, bis der Himmel und die Erde vergehen, soll auch nicht ein Jota oder ein Häkchen vom Gesetz vergehen, bis alles wird gesichehen sein." (Matthäus 5, 17. Bergleiche Lukas 16, 16.)

Seinen Jüngern befiehlt Jefus:

"Zieht nicht auf die Straßen der Heiden und betretet keine Samariterstadt, geht vielmehr zu den verlorenen Schafen vom Hause Irael." (Matthäus 10, 6.)

Hier wird die Propaganda außerhalb des Judentums direkt verboten. Ahnlich, wenn auch milder, äußerte sich Jesus bei Matthäus zu einer Phönizierin (bei Markus eine Griechin, von Geburt eine Sprophönizierin). Sie rief ihm zu:

"Erbarme dich meiner, Herr, du Sohn Davids. Meine Tochter wird von einem Dämon gequält. Er aber antwortete ihr kein Wort. Und da seine Jünger kamen, baten sie ihn: Fertige sie ab, sie schreit ja hinter uns her. Er aber antwortete: Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schasen vom Hause Israel. Sie aber kam, warf sich vor ihm nieder und sagte: Herr, hilf mir. Er aber antwortete: Es geht nicht an, das Brot der Kinder zu nehmen und es den Hunden hinzuwersen. Sie aber sagte: Doch, Herr; essen doch auch die Hunde von den Brosamen, die

vom Tische ihres Herrn fallen. Hierauf antwortete ihr Jesus: D Weib, dein Glaube ist groß. Es geschehe dir, wie du willst. Und ihre Tochter ward geheilt von dieser Stunde." (Matthäuß 15, 21 ff. Vergleiche Markus 7, 27 ff.)

Jesus läßt-hier also wohl mit sich handeln. Aber zuerst zeigt er sich sehr ungnädig gegen die Griechin, bloß weil sie nicht Jüdin ist, obwohl sie ihn im Sinne des jüdischen

Messiasglaubens als Sohn Davids anruft.

Ganz jüdisch ist es endlich gedacht, wenn Jesus seinen Aposteln verheißt, daß sie in seinem Zukunftsstaat auf zwölf Thronen sigen und die zwölf Stämme Jsraels richten werden. Diese Aussicht konnte nur einem Juden, und zwar nur einem Juden in Judäa, sehr verlockend erscheinen. Für die Heidenspropaganda war sie zwecklos.

Aber wenn die Evangelien so starke Spuren des jüdischen Messiäglaubens übernahmen, so stellten sie unvermittelt das neben Ausbrüche der Abneigung gegen jüdisches Wesen, die ihre Verfasser und Bearbeiter beseelte. Jesus polemisiert immer wieder gegen alles, was dem frommen Juden teuer war, die Fasten, die Speisegebote, die Sabbatruhe. Die Heiden erhebt er über die Juden:

"Darum sage ich euch: Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Bolke gegeben werden, bei dem es Früchte bringt." (Matthäus 21, 42.)

Jesus geht sogar so weit, den Juden direkt zu fluchen: "Hierauf hub er an, die Städte zu schmähen, in denen die meisten seiner Bunder geschehen waren, weil sie nicht Buße getan hatten: Wehe dir, Chorazin, wehe dir, Vethsfaida, denn wenn in Tyrus und Sidon die Bunder geschehen wären, die bei euch geschehen sind, sie hätten dereinst in Sack und Asche Buße getan. Doch ich sage euch: Tyrus und Sidon wird es erträglicher am Gerichtstag ergehen als euch. Und du, Kapernaum, wurdest du nicht zum Himmel erhöht? Du wirst noch zur Hölle herabgeworsen werden. Denn wenn in Sodom die Bunder geschehen wären, die

bei dir geschehen sind, so stände es noch bis heute. Doch ich sage euch, es wird dem Lande Sodom erträglicher gehen am Tage des Gerichtes als dir." (Matthäus 11, 20 ff.)

Diese Worte bezeugen direkten Judenhaß. Hier spricht nicht mehr eine Sekte im Judentum gegen andere Sekten der gleichen Nation. Hier wird die jüdische Nation als solche zu einer moralisch minderwertigen gestempelt, wird sie als besonders bösartig und verstockt hingestellt.

Das tritt auch zutage in den Prophezeiungen über die Zerstörung Jerusalems, die Jesus in den Mund gelegt werden, die aber natürlich erst nach diesem Ereignis fabriziert wurden.

Der jüdische Krieg, der in so überraschender Beise Kraft und Gefährlichfeit des Judentums für feine Gegner offenbarte, dieser rasende Ausbruch wildester Verzweiflung trieb ben Gegensatz zwischen Judentum und Beidentum auf die Spitze, wirfte etwa so, wie im neunzehnten Jahrhundert die Junischlacht und die Barifer Kommune auf den Klaffenhaß mischen Broletariat und Bourgeoisie. Das vertiefte auch die Kluft zwischen Sudenchriftentum und Beidenchriftentum, überdies aber entzog es dem ersteren immer mehr jeden Boden. Durch den Untergang Jerufalems verlor eine felbständige Klassenbewegung des jüdischen Proletariats ihre Grundlage. Gine folche Bewegung hat die Unabhängigkeit ber Nation zur Boraussetzung. Seit der Zerstörung Jerufalems gab es Juden nur noch in der Fremde, unter Feinden, von denen sie alle, Arme wie Reiche, in gleicher Weise gehaßt und verfolgt wurden, gegen die fie alle fest zusammenftehen mußten. Die Milbtätigfeit der Befigenden gegen bie armen Nationsgenoffen erreichte daher gerade im Judentum einen hohen Grad, das nationale Solidaritätsgefühl überwand vielfach den Klaffengegensatz. So verlor das Judenchriftentum allmählich seine propagandistische Kraft. Das Chriftentum wurde seitdem immer mehr ausschließliches Beidenchriftentum, murde immer mehr aus einer Partei im Judentum zu einer Partei außerhalb des Judentums, ja im Gegensat zum Judentum. Christliche Gesinnung und judenseindliche Gesinnung wurden immer mehr identische Begriffe.

Mit dem Untergang des jüdischen Gemeinwesens verlor aber auch die jüdischenationale Messiaserwartung ihren Boden. Sie mochte noch einige Jahrzehnte lang nachwirken, noch einige trampshafte Todeszuckungen hervorbringen, als wirksamer Faktor der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung hatte sie durch die Vernichtung der jüdischen Hauptstadt den Todesstoß erhalten.

Das galt aber nicht für die Messiaserwartung der Heidenschriften, die sich losgelöst hatte von der jüdischen Nationalität und unberührt blieb von deren Schicksalen. Nur in der Form des gekreuzigten Messias behielt jest die Messiasidee Lebenskraft, nur in der Form des außerjüdischen, ins Griechische überseten Messias, des Christus.

Ja, die Chriften verstanden es, das grauenhafte Ereignis, das den Bankrott der jüdischen Messiaserwartung bedeutete, geradezu in einen Triumph ihres Christus zu verwandeln. Jerusalem erschien jest als der Feind Christi, Jerusalems Zerstörung als Christi Rache am Judentum, als furchtbarer Beweis seiner sieghaften Kraft.

Lufas erzählt von Jesu Einzug in Jerusalem:

"Und wie er hinzufam, da er die Stadt sah, weinte er über sie und sagte: Wenn doch auch du erkannt hättest an diesem deinem Tage, was zu deinem Frieden ist; nun aber ward es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage über dich kommen, da werden deine Feinde einen Graben um dich herumziehen und dich umzingeln und dich bedrängen von allen Seiten. Und sie werden dich zerstampsen und deine Kinder in dir und werden seinen Stein auf dem anderen lassen, dassür, daß du die Zeit der Heimsuchung nicht erkannt hast." (Lukas 19, 41 ss.)

Und gleich darauf erklärt Jesus wieder, die Tage der Zerztretung Ferusalems, die Vernichtung selbst den Schwangeren

und Säugenden bringen, seien "Tage der Rache" (ἐκδικήσεως). (Lufas 21, 22.)

Die Septembermorbe der französischen Revolution, die nicht der Rache an Säuglingen galten, sondern der Abwehr eines grausamen Feindes, nehmen sich gelinde aus gegen dieses Strafgericht des guten Hirten.

Die Zerftörung Jerusalems hatte aber noch andere Folgen für das christliche Denken. Wir haben schon darauf hinzewiesen, wie das Christentum, das dis dahin gewalttätig gewesen war, nun einen friedlichen Charafter bekam. Nur bei den Juden hatte es im Ansang der Kaiserzeit noch eine kraftvolle Demokratie gegeben. Die anderen Nationen des Reiches waren damals schon kampfunsähig und seige geworden, auch die Proletarier unter ihnen. Die Zerstörung Jerusalems warf die letzte Volkskraft im Reiche nieder. Alle Rebellion wurde nun aussichtslos. Und das Christentum wurde jetzt immer mehr bloßes Heidenchristentum. Es wurde damit unterwürsig, geradezu servil.

Die Herrscher im Reiche waren aber die Kömer. Bei benen galt es vor allem, sich als lieb Kind zu erweisen. Waren die ersten Christen jüdische Patrioten gewesen und Feinde aller Fremdherrschaft und Ausbeutung, so fügten die Heidenchristen zum Judenhaß die Verehrung des Kömertums und der kaiserlichen Obrigkeit hinzu. Das äußert sich auch in den Evangelien. Bekannt ist die Erzählung von den Lockspizeln, welche die "Schriftgelehrten und Hohenpriester" zu Jesus sandten, um ihm eine hochverräterische Außerung zu entlocken:

"Und sie lauerten ihm auf und sandten Spizel (eyxasétovs) zu ihm, die sich als Gerechte (das heißt als Genossen Jesu) aufspielen mußten, um ihn bei einem Worte zu ertappen, daß sie ihn der Obrigseit und der Gewalt des Statthalters ausliesern könnten. Und sie befragten ihn: Meister, wir wissen, daß du recht redest und lehrst und nicht auf die Berson siehst, sondern den Weg Gottes nach der Wahrheit

lehrst. Ist es uns erlaubt, dem Kaiser Steuer zu zahlen oder nicht? Er aber, da er ihre Arglist wahrnahm, sagte zu ihnen: Zeigt mir einen Denax. Wessen Bild und Aufsschrift trägt er? Sie aber sagten: Des Kaisers. Er aber sagte zu ihnen: Folglich gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." (Lukas 20, 20 ff.)

Hier entwickelt Jesus eine famose Geld- und Steuertheorie: Die Münze gehört dem, dessen Bild und Aufschrift sie trägt. Man gibt also dem Kaiser nur sein Geld zurück, wenn man ihm Steuer zahlt.

Der gleiche Geist durchweht die Schriften der Vorkämpser der heidenchristlichen Propaganda. So heißt es in dem Briefe Pauli an die Kömer (13, 1 ff.):

"Jedermann sei untertan der odrigkeitlichen Gewalt, denn es gibt keine Odrigkeit, die nicht von Gott wäre. Wo sie ist, ist sie von Gott angeordnet. Wer sich also der Odrigkeit widerset, der lehnt sich auf wider Gottes Ordnung, die Aufrührer aber werden sich die Verdammnis holen... Die Odrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst, sie ist Gottes Gehilfin, Kächerin und Richterin sür den, der Böses tut. Darum ist es geboten, sich zu unterwerfen, nicht nur aus Furcht vor der Strase, sondern auch um des Gewissens willen. Darum sollt ihr auch die Steuer entrichten, denn es sind Gottes Beamte, die dazu ausgestellt sind. Gebt jedem, was er zu fordern hat, Steuer, dem die Steuer gebührt, Zoll, dem der Zoll gebührt, Furcht, dem Furcht, Ehre, dem Ehre gebührt."

Wie weit ist das bereits von jenem Jesus entfernt, der seine Jünger auffordert, Schwerter zu kausen, und den Haß der Reichen und Mächtigen predigte; wie weit von jenem Christentum, das in der Offenbarung Johannis Rom und die mit ihm verbündeten Könige auß ingrimmigste versslucht: "Babylon, die große (Kom), eine Wohnung der Teufel, ein Kerfer aller unreinen Geister und aller unreinen und verhaßten Bögel. Denn aus dem Zornwein ihrer Un-

zucht haben die Nationen getrunken, und die Könige der Erde haben mit ihr Unzucht getrieben und die Kaufleute der Erde find von ihrer Appigkeit reich geworden... Und es werden heulen und wehklagen über sie die Könige der Erde, die mit ihr Unzucht und Appigkeit getrieben" usw. (18, 2 ff.)

Der Grundton der Apostelgeschichte ist die Betonung der Feindschaft des Judentums gegen die Lehre vom gekreuzigten Messias und das Hervorheben eines angeblichen Entgegenkommens der Kömer gegen diese Lehre. Was das Christentum nach dem Falle Jerusalems entweder wünschte oder sich einbildete, das wird dort als Tatsache hingestellt. Die christliche Propaganda wird nach der Apostelgeschichte in Jerusalem von den Juden immer wieder unterdrückt, die Juden versolgen und steinigen die Christen, wo sie können, die römischen Behörden dagegen schützen diese. Wir haben gesehen, daß von Paulus erzählt wird, er sei in Jerusalem schwer bedroht worden, dagegen habe er in Kom frei und ungehindert reden können. In Kom die Freiheit, in Jerussalem die gewaltsame Unterdrückung!

Am auffallendsten aber treten Judenhaß und Römersschmeichelei zutage in der Passionsgeschichte, der Geschichte vom Leiden und Sterben Christi. Hier kann man deutlich erkennen, wie der ursprüngliche Inhalt der Erzählung unter dem Einfluß der neuen Tendenzen in sein Gegenteil versfehrt wurde.

Da die Passionsgeschichte den wichtigsten Teil der evangelischen Geschichtsdarstellung bildet, den einzigen, bei dem von Geschichte gesprochen werden kann, und da sie die Art der urchristlichen Geschichtschreibung deutlich kennzeichnet, soll sie noch eingehend betrachtet werden.

4. Die Passionsgeschichte Christi.

Es ift herzlich wenig, was wir aus den Evangelien mit einiger Wahrscheinlichkeit als wirkliche Tatsachen aus dem Leben Jesu feststellen können: seine Gedurt und seinen Tod; zwei Tatsachen, die allerdings, wenn sie sich nachweisen lassen, deweisen, daß Jesus wirklich gelebt hat und keine bloße mythologische Figur war, die aber noch kein Licht auf das wersen, was dei einer historischen Persönlichkeit das wichtigste ist: die Tätigkeit, die sie zwischen ihrer Gedurt und ihrem Tode entsaltete. Das Gewirr von Sittensprüchlein und Wundertaten, welches die Evangelien als Bericht darüber bringen, enthält so viel Unmögliches und erwiesenermaßen Ersundenes, enthält so gar nichts durch andere Zeugnisse Beglaubigtes, daß es als Quelle nicht zu verwerten ist.

Nicht viel besser steht es mit den Zeugnissen über Geburt und Tod Jesu. Dennoch haben wir hier einige Anhaltspunkte dafür, daß sie unter einem Wust von Ersindungen einen tatsächlichen Kern verbergen. Auf einen solchen dürsen wir schon daraus schließen, daß die Erzählungen Mitteislungen enthalten, die für das Christentum sehr unbequem waren, die es sicher nicht ersunden hätte, die aber in den Kreisen seiner Anhänger offenbar zu bekannt und anerkannt waren, als daß die Evangelienschreiber hätten wagen dürsen, sie durch eigene Ersindungen zu ersehen, wie sie es so oft in unbedenklichster Weise taten.

Die eine dieser Tatsachen ist die galiläische Abkunst Jesu. Sie war sehr unbequem für seine davidisch-messianischen Ansprüche. Der Messias mußte auf jeden Fall aus der Davidstadt stammen. Wir haben gesehen, welche sonderbaren Ausstüchte notwendig waren, dem Galiläer diesen Abstammungsort zuzuweisen. Wäre Jesus das bloße Phantasieprodukt einer messianisch verzückten Gemeinde gewesen,

dann hätte sie nie daran gedacht, ihn zum Galiläer zu machen. Seine galiläische Abkunft und damit seine Existenz selbst dürsen wir also mindestens als höchst wahrscheinlich annehmen. Ebenso aber auch seinen Tod am Kreuze. Wir haben gesehen, daß in den Evangelien noch Stellen zu sinden sind, die annehmen lassen, er habe eine gewaltsame Erhebung geplant und sei dasür gekreuzigt worden. Auch das war eine so unbequeme Tatsache, daß sie kaum aus Ersindung beruhen wird. Sie widersprach zu sehr dem Geiste, der im Christentum zu der Zeit herrschte, in der es begann, sich auf sich selbst zu besinnen und die Geschichte seines Ursprungs zu schreiben, freilich nicht zu historischen, sondern zu polemischen und agitatorischen Zwecken.

Der Kreuzestod des Meisias selbst war eine dem jüdischen Denken so fernliegende Jdee, das sich den Messias nur in aller Herrlichkeit eines siegreichen Helden vorzustellen vermochte, daß es eines wirklichen Vorkommnisses bedurfte, des Märtyrertodes eines Vorkämpfers der guten Sache, der einen unauslöschlichen Eindruck auf seine Unhänger machte, um der Idee des gekreuzigten Messias einen Voden zu schaffen.

Als die Heibenchriften die Aberlieferung dieses Kreuzestodes übernahmen, fanden sie aber bald ein Haar darin: die Aberlieferung sagte, daß Jesus als jüdischer Messias, als König der Juden, das heißt als Versechter der jüdischen Selbständigkeit, als Hochverräter an der römischen Herrschaft, von den Kömern gekreuzigt worden war. Nach dem Falle Jerusalems wurde diese Aberlieferung doppelt unbequem. Das Christentum war in vollsten Gegensazum Judentum geraten, dagegen wollte es sich mit der römischen Obrigkeit gut stellen. Nun galt es, die Aberlieferung so zu drehen, daß die Schuld an der Kreuzigung Christi von den Kömern auf die Juden abgewälzt, Christus selbst nicht nur von jeder Gewalttätigkeit, sondern auch von jeder jüdischspatriotischen, römerseindlichen Gesinnung gereinigt wurde.

Da aber die Evangelisten fast ebenso unwissende Leute waren wie die Masse des niederen Volkes in jener Zeit, produzierten sie bei ihrer Umfärbung des ursprünglichsten Bildes die sonderbarsten Farbenmischungen.

Wohl nirgends in den Evangelien finden wir mehr Widersprüche und Ungereimtheiten, als in jenem Teil, der seit bald zwei Jahrtausenden stets den größten Eindruck auf die christliche Welt gemacht und ihre Phantasie aufs mächtigste befruchtet hat. Kaum ein anderer Gegenstand wird so häusig gemalt worden sein wie das Leiden und Sterben Christi. Und doch verträgt diese Geschichte keine nüchterne Prüfung und bildet eine Häufung der unkünstelerischsten, krassesten Effekte.

Es war nur die Macht der Gewohnheit, die selbst die höchsten Geister der Christenheit gegen die unglaublichsten Zutaten der Bersasser der Evangelien unempfindlich machte, so daß die ursprüngliche Tragist, die in der Kreuzigung Jesu wie in jedem Martyrium für eine große Sache liegt, trot diesen Wustes stets ihre Wirfung übte und selbst dem Lächerlichen und Widersinnigen eine höhere Glorie verlieh.

Die Passionsgeschichte beginnt mit dem Einzug Jesu in Jerusalem. Es ist der Triumphzug eines Königs.* Die

^{*} Der Kuriofität halber sei hier auf "das schriftstellerische Wunder hingewiesen, welches Matthäus in der Weise vollzieht, daß Jesus zu gleicher Zeit auf zwei Tieren reitend seinen Einzug hält". (Bruno Bauer, Kritik der Evangelien, III, S. 114.) Die herkömmlichen übersehungen vertuschen dieses Wunder. So überseht Luther:

[&]quot;Und brachten die Efelin und das Füllen und legten ihre Meider darauf und festen ihn darauf." (Matthäus 21, 7.)

Aber im Original heißt es: Und sie brachten die Eselin und das Füllen und legten ihre Kleider auf beide (ἐπ' ἀντῶν) und sehten ihn auf beide (ἐπάνω ἀντῶν).

Und das hat, bei aller Freiheit im Fälschen, durch die Jahrshunderte hindurch ein Abschreiber dem anderen nachgeschrieben, ein Beweiß der Gedankenlosigkeit und Geistlosigkeit der Komspilatoren der Evangelien.

Bevölkerung zieht ihm entgegen, die einen breiten die Kleider vor ihm auf den Weg, andere hauen Zweige von den Bäumen, um damit seinen Weg zu bestreuen, und alles jubelt ihm zu:

"Hofianna (hilf uns!), gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn, gesegnet sei das Reich unseres Vaters David, das da kommt." (Markus 11, 9.)

In dieser Weise murden bei den Juden Könige emps

fangen. (Vergleiche Könige 9, 13 von Jehu.)

Alles Bolf hängt Jesus an, nur die Aristotratie und Bourgeoisse, die "Hohenpriester und Schriftgelehrten", sind ihm Feind. Wie ein Diktator benimmt sich Jesus. Er ist stark genug, ohne den geringsten Widerstand zu sinden, die Verkäuser und Bankiers aus dem Tempel zu jagen. In dieser Zitadelle des Judentums herrscht er unum-

schränkt.

Das ist natürlich eine Aufschneiderei der Evangelisten. Hätte Jesus je solche Macht besessen, so wäre das nicht unbemerkt vorübergegangen. Ein Autor, wie Josephus, der die unbedeutendsten Details erzählt, wüßte davon zu berichten. Auch waren die proletarischen Elemente in Jerusalem, wie die Zeloten, nie so stark, die Stadt unsumschränkt zu beherrschen. Sie stießen immer wieder auf Widerstand. Wollte Jesus im Gegensat zu den Sadduzäern und Pharisäern in Jerusalem einziehen und den Tempel reinigen, so mußte er vorher im Straßenkampf siegen. Straßenkämpfe zwischen den verschiedenen Richtungen des Judentums waren damals in Jerusalem alltägliche Ereignisse.

Bemerkenswert in der Erzählung seines Einzugs aber ist es, daß sie die Bevölkerung Jesus begrüßen läßt als den Bringer "des Reiches unseres Vaters David", das heißt, als den Wiederhersteller der Selbständigkeit des jübischen Reiches. Das zeigt Jesus nicht bloß als Gegner der herrschenden Klassen im Judentum, sondern auch als

den der Römer. In dieser Gegnerschaft haben wir offensbar nicht christliche Phantasie, sondern jüdische Wirklichkeit vor uns.

Im evangelischen Bericht kommen nun jene Ereignisse, die wir schon behandelt haben: die Aufforderung an die Jünger, sich zu bewassen, der Berrat des Judas, der bewassente Zusammenstoß am Ölberg. Wir haben schon gesehen, daß wir da Reste der alten Aberlieserung vor uns haben, die später nicht mehr paßten und im Sinne friedslicher Unterwersung übermalt wurden.

Jesus wird gefangen genommen, in den Palast des Hohenpriesters geführt und ihm dort der Prozeß gemacht:

"Die Hohenpriester aber und das ganze Synedrium suchten Zeugnis gegen Jesum, um ihn zu töten, und fanden keines: Denn viele legten falsches Zeugnis gegen ihn ab; und die Zeugnisse waren nicht gleich. . . . Und der Hohepriester trat vor und befragte Jesus: Untwortest du gar nichts auf das, was diese gegen dich zeugen? Er aber schwieg und antwortete nichts. Wiederum befragte ihn der Hohepriester und saste zu ihm: Bist du der Messias, der Sohn des Hochzeldber? Jesus aber saste: Ich din es, und ihr werdet den Sohn des Menschen sizen sehen zur Rechten der Macht und kommen mit den Wolken des Himmels. Der Hohepriester aber zerriß seine Kleider und saste: Was brauchen wir noch Zeugen! Ihr habt die Lästerung gehört; wie scheint es euch? Sie aber verurteilten ihn alle zum Tode." (Markus 14, 55 ff.)

Wahrlich, ein sonderbares Gerichtsversahren! Der Gerichtshof tritt sofort nach der Festnahme des Gesangenen zusammen, noch in der Nacht, und zwar nicht im Gerichtsgebäude, das wahrscheinlich auf dem Tempelberg lag,* sondern im Palast des Hohenpriesters! Man stelle sich die Zuverlässigseit des Berichts über einen Hochverratsprozeß

^{*} Schürer, Geschichte bes jüdischen Bolkes, II, S. 211.

in Deutschland vor, ber ben Gerichtshof etwa im königlichen Schlosse von Berlin tagen ließe! Nun treten falsche Beugen gegen Jesus auf, aber trozdem sie niemand in ein Kreuzverhör nimmt, Jesus auf ihre Anklagen schweigt, bringen sie nichts vor, was ihn belastet. Erst Jesus belastet sich, indem er bekennt, daß er der Messias sei. Ja, wozu der Apparat der falschen Zeugen, wenn dies Bekenntnis genügt, Jesus zu verurteilen? Sie haben keinen anderen Zweck, als die Schlechtigkeit der Juden zu demonstrieren. Das Todesurteil wird ohne weiteres sofort abgegeben. Darin liegt eine Berlezung der vorgeschriebenen Formen, denen gerade das Judentum jener Zeit besonders peinlich anhängt. Nur ein freisprechendes Urteil durste der Gerichtshof sofort fällen, ein verdammendes erst am Tage nach der Verhandlung.

Durfte aber das Synedrium damals noch Todesurteile aussprechen? Der Sanhedrin sagt: "Bierzig Jahre vor der Zerftörung des Tempels wurden die Urteile über Leben

und Tod von Ffrael genommen."

Gine Bestätigung sindet das daxin, daß das Synedrium Jesus nicht bestraft, sondern nach vollzogenem Prozes an Pilatus zu erneuter Prozessierung ausliesert, und zwar unter der Anklage des Hochverrats gegen die Kömer, der Anklage, Jesus habe sich zum König der Juden machen, Judäa also von der Kömerherrschaft besreien wollen. Sine saubere Anklage durch einen Gerichtshof jüdischer Patrioten!

Indes ist es möglich, daß das Synedrium wohl das Recht hatte, Todesurteile auszusprechen, daß sie aber der Bestätis

gung durch den Profurator bedurften.

Wie vollziehen sich nun die Dinge vor dem römischen

Machthaber?

"Bilatus befragte Jesus: Bist du König der Juden? Er aber antwortete ihm: Du sagst es. Und die Hohenpriester brachten viele Klagen gegen ihn vor. Pilatus aber befragte ihn wiederum: Antwortest du nichts? Siehe, was sie alles

gegen dich vorbringen. Jefus aber antwortete aar nichts mehr, so daß sich Vilatus verwunderte. Auf das Fest aber pflegte er ihnen einen Gefangenen freizugeben, welchen sie sich ausbaten. Es lag aber ein Mann namens Barrabas in Fesseln mit den Aufrührern, die beim Aufruhr Mord verübt hatten. Und das Volk zog hinauf und fing an, zu fordern, wie er ihnen sonst tat. Bilatus aber antwortete ihnen: Wollet ihr, daß ich euch den König der Juden freigebe? Denn er erfannte, daß die Hohenpriefter ihn aus Reid überliefert hatten. Die Sohenpriester aber wiegelten die Menge auf, daß er ihnen lieber den Barrabas freigeben solle. Pilatus aber antwortete ihnen wieder: Was wollt ihr benn, daß ich mit dem tue, den ihr den König der Juden nennt? Sie aber schrien wieder: Kreuzige ihn! Pilatus aber fagte zu ihnen: Was hat er benn Bofes getan? Sie aber schrien nur lauter: Kreuzige ihn! Bilatus aber wollte das Volk befriedigen und ließ ihnen den Barrabas los, den Refus aber ließ er geißeln und lieferte ihn aus zur Kreuzigung." (Markus 15, 2 ff.)

Bei Matthäus geht Pilatus so weit, daß er sich vor der Menge die Hände mäscht und erklärt: Ich bin unschuldig an diesem Blute, sehet ihr zu. Und das ganze Bolf antwortete: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!

Lukas endlich erzählt nichts davon, daß das Synedrium Jesus verurteilt. Es tritt bloß als Denunziant bei Pilatus auf.

"Und ihre ganze Versammlung stand auf und brachte ihn zu Bilatus. Sie singen aber an, ihn zu verklagen und sagten: Diesen haben wir ersunden als einen, der unser Bolk aufwiegelt und dem Kaiser Steuer zu geben wehrt und sich selbst für den Messias und König ausgibt. Pilatus aber fragte ihn: Bist du der König der Juden? Er aber antwortete ihm: Du sagst es. Pilatus aber sagte zu den Hohenpriestern und zu der Masse des Bolkes: Ich sinde keine Schuld an diesem Menschen. Sie aber behaupteten

noch eifriger, daß er das Volk mit seinen Lehren auswiegle durch ganz Judäa und Galiläa." (23, 1 ff.)

Lufas dürfte der Wahrheit am nächsten kommen. Hier wird Jesus direkt des Hochverrats vor Pilatus beschuldigt. Und mit stolzem Mute leugnet er seine Schuld nicht. Von Pilatus befragt, ob er der König der Juden sei, also ihr Führer im Unabhängigkeitskamps, erklärt Jesus: Du sagst es. Das Evangelium des Johannes fühlt, wie unbequem dieser Rest jüdischen Patriotentums sei, es läßt daher Jesus antworten: Mein Königreich ist nicht von dieser Welt. Wäre es von dieser Welt, so hätten meine Diener gekämpst. Das Johannesevangelium ist das jüngste. Es dauerte also ziemlich lange, dis sich die christlichen Literaten zu dieser Fälschung des ursprünglichen Tatbestandes entschlossen.

Die Sache lag offenbar für Pilatus sehr einfach. Wenn er als Vertreter der römischen Macht den Rebellen Jesus hinrichten ließ, tat er nur, was seines Amtes war.

Die Masse des Judentums hat dagegen nicht die geringste Ursache, sich über einen Mann zu entrüsten, der von der Kömerherrschaft nichts wissen will und aufsordert, dem Kaiser die Steuern zu verweigern. Wenn Jesus das wirtslich tat, handelte er ganz im Sinne des Zelotentums, das damals in der Bevölkerung Jerusalems dominierte.

Aus der Natur der Sache folgt also, wenn wir die im Evangelium verzeichnete Anklage als richtig annehmen, daß die Juden Jesus sympathisch gegenüberstehen, Pilatus dagegen ihn verurteilen mußte.

Was verzeichnen aber die Evangelien? Pilatus findet nicht die geringste Schuld an Jesus, trozdem dieser selbst sie bekennt. Immer wieder behauptet der Landvogt, der Angeklagte sei unschuldig, und er frägt, was habe dieser denn Böses getan?

Das ist schon sonderbar genug. Aber noch sonderbarer: trozdem Pilatus die Schuld Jesu nicht anerkennt, spricht er ihn doch nicht frei. Nun kam es mitunter vor, daß der Prokurator einen politischen Fall zu verwickelt kand, um ihn selbst zu entscheiden. Aber es ist unerhört, daß ein Beamter des römisschen Kaisers sich dadurch aus seiner Berlegenheit zu bestreien suchte, daß er die Bolksmasse befragte, was mit dem Angeklagten zu geschehen habe. Wolkte er einen Hochverräter nicht selbst verurteilen, dann mußte er ihn vor den Kaiser nach Nom schicken. Das tat zum Beispiel der Prokurator Antonius Felix (52 bis 60). Er lockte das Haupt der Zeloten Ferusalems, den Bandensührer Eleazar, der zwanzig Jahre lang das Land unsicher gemacht hatte, unter der Zusicherung freien Geleits zu sich, nahm ihn gesangen und sandte ihn nach Kom. Von seinen Anhängern aber ließ er viele freuzigen.

So hätte auch Pilatus Jesus nach Rom schicken können. Die Rolle dagegen, die Matthäus ihn spielen läßt, ist geradezu lächerlich: Ein römischer Richter, ein Bertreter des Kaisers Tiberius, der Herr über Leben und Tod, der eine Bolfsversammlung Jerusalems anbettelt, sie solle ihm erlauben, den Angeklagten freizusprechen, und der auf ihre ablehnenden Zuruse hin erwidert: Nun, dann tötet ihn, ich bin unschuldig daran!

Diese Rolle paßt zu dem historischen Pilatus wie die Faust auss Auge. Ugrippa I. nennt Pilatus in einem Brief an Philo "einen unbeugsamen und rücksichtslos harten Charakter", und er wirst ihm vor "Bestechlichkeit, Gewalttaten, Räubereien, Mißhandlungen, Kränkungen, fortwährende Hinrichtungen ohne Urteilsspruch, endsole und unerträgliche Grausamkeiten".

Seine Härte und Rücksichtslosigkeit erzeugte so scheußliche Zustände, daß es selbst der römischen Zentralregierung zu viel wurde und sie ihn abberief (36 n. Chr.).

Und gerade der soll dem proletarischen Hochverräter Jesus gegenüber eine so ausnehmende Gerechtigkeitsliebe und Mildsherzigkeit an den Tag gelegt haben, die zum Unglück für

den Angeklagten nur noch durch eine geradezu alberne Schwächlichkeit gegenüber dem Volk übertroffen wurde!

Die Evangelisten waren zu unwissend, um sich daran zu stoßen, indes mochten sie doch ahnen, daß sie dem römischen Statthalter eine zu sonderbare Rolle zumuteten. So suchten sie nach einem Motiv, sie glaubwürdiger zu gestalten: Sie berichten, die Juden seien gewöhnt gewesen, daß Pilatus ihnen zu Ostern einen Gefangenen freigebe, und als er ihnen nun die Freilassung Jesu anbot, erwidersten sie: Nein, wir wollen lieber den Mörder Barrabas haben!

Sonderbar ist dabei schon, daß von einem derartigen Gebrauch außer in den Evangelien nichts bekannt ist. Er widerspricht den römischen Einrichtungen, die den Stattshaltern kein Recht der Begnadigung gaben. Und es widerspricht jedem geordneten Rechtszustand, das Begnadigungsrecht nicht etwa einer verantwortlichen Körperschaft, sondern einer zufällig zusammenlausenden Menge zu übertragen. Derartige juristische Zustände können bloß Theologen ohne weiteres für dare Münze nehmen.

Aber selbst, wenn wir davon absehen und uns mit dem sonderbaren Begnadigungsrecht der jüdischen Menge, die sich vor dem Quartier des Profurators gerade herumtreibt, absinden wollen, so muß man sich doch fragen, was hat dieses Recht mit dem vorliegenden Fall zu tun?

Jesus ist ja noch gar nicht rechtsfrästig verurteilt. Pontius Pilatus steht vor der Frage: Ist Jesus schuldig des Hochverrats oder nicht? Soll ich ihn verurteilen oder nicht? Und er antwortet mit der Frage: Wollt ihr zu seinen Gunsten von eurem Begnadigungsrecht Gebrauch machen oder nicht?

Pilatus hat das Urteil zu sprechen, und statt das zu tun, appelliert er an die Begnadigung! Ja, hat er nicht das Recht, Jesum freizusprechen, wenn er ihn für unschuldig bält?

Und da taucht eine neue Ungeheuerlichkeit auf. Die Juden haben angeblich das Recht der Begnadigung, und wie üben sie es auß? Begnügen sie sich damit, die Freilassung des Barrabas zu fordern? Nein, sie fordern die Kreuzigung Jesu! Die Evangelisten bilden sich offenbar ein, auß dem Recht, den einen zu begnadigen, entspringe auch das Recht, den anderen zu verurteilen.

Dieser wahnsinnigen Art der Rechtsprechung entspricht eine nicht minder wahnsinnige Art der Politik.

Die Evangelisten führen uns eine Volksmenge vor, die Jesus in einem solchen Grade haßt, daß sie lieber einen Mörder begnadigt als ihn; ausgerechnet einen Mörder — ein würdigeres Objekt der Begnadigung sand diese Menge nicht —; und daß sie sich nicht beruhigt, ehe er nicht zur Kreuzigung geführt wird.

Man bedenke, das ist dieselbe Menge, die tags vorher ihn noch mit Hossianna wie einen König begrüßte, auf seinem Weg Aleider vor ihm ausdreitete und einmütig, ohne den mindesten Widerspruch, ihm zujudelte. Gerade diese Anhänglichseit der Menge war nach den Evangelien der Grund, warum die Aristokraten Jesus nach dem Leben trachteten, warum sie Aristokraten Jesus nach dem Leben trachteten, warum sie es aber auch nicht wagten, ihn bei hellem Tage zu verhaften, sondern die Nacht dazu wählten. Und nun zeigte sich dieselbe Menge ebenso einmütig von dem wildesten, fanatischsten Haß gegen ihn beseelt — gegen den Mann, der angeklagt war eines Verbrechens, das ihn in den Augen jedes jüdischen Patrioten der höchsten Verehrung würdig machte: des Versuchs, das jüdische Gemeinwesen von der Fremdherrschaft zu befreien.

Was ift vorgefallen, um biesen ganz überraschenden Gestinnungswechsel zu bewirken? Es bedürfte der gewaltigsten Motive, ihn begreislich zu machen. Die Evangelisten stammeln nur ein paar lächerliche Redensarten, soweit sie überhaupt etwas sagen. Lukas und Johannes geben überhaupt keine Motivierung, Markus sagt: "Die Hohenpriester wies

gelten die Menge auf" gegen Jesus, Matthäus: Sie "beredeten die Masse".

Diese Redensarten beweisen bloß, wie sehr den christlichen Literaten auch der letzte Rest politischen Empfindens und politischen Wissens abhanden gekommen war.

Selbst die charafterloseste Masse läßt sich zu sanatischem Haß nicht bereden ohne irgend einen Grund. Der Grund mag töricht oder niederträchtig sein, aber ein Grund muß vorhanden sein. Die jüdische Masse übertrifft bei den Evangelisten den infamsten und albernsten Theaterbösewicht an alberner Infamie, denn ohne den mindesten Grund, ohne die leiseste Veranlassung raft sie nach dem Blute dessen, den sie gestern noch angebetet.

Die Sache wird noch alberner, wenn man die politischen Verhältnisse jener Zeit in Betracht zieht. Im Gegensatzu fast allen übrigen Bestandteilen des römischen Reiches wies das jüdische Gemeinwesen ein sungemein starkes politisches Leben auf, die schärsste Zuspitzung aller sozialen und politischen Gegensätze. Die politischen Parteien waren wohl organisiert, nichts weniger als haltlose Massen. Die unteren Klassen Jerusalems hatte der Zelotismus völlig gewonnen, und sie standen in stetem und schrossem Gegensatzu den Sadduzäern und Pharisäern, waren von wildestem Haßgegen das Kömertum erfüllt. Ihre besten Verbündeten bildeten die rebellischen Galiläer.

Selbst wenn es den Sadduzäern und Pharisäern gelungen wäre, einige Volkselemente gegen Jesus "aufzuwiegeln", sie hätten unmöglich eine einstimmige Kundgebung erzielen können, sondern im besten Fall einen erbitterten Straßenkamps. Nichts komischer als die Vorstellung von Zeloten, die sich mit wildem Geschrei nicht etwa auf Kömer und Aristokraten stürzen, sondern auf den angeklagten Rebellen, dessen Hairden sie dem für den Hochverräter schwärmenden Waschlappen von römischem Kommandanten durch ihre fanatische Wut abtrozen.

Eine kindischere Ungeheuerlichkeit ist noch nie erdacht worden.

Nachdem es aber den Evangelisten auf diese geniale Manier gelungen ift, den Bluthund Pilatus als ein Unschuldslamm und die dem Judentum angeborne Verworfenheit als die wirkliche Ursache der Kreuzigung des so harmlosen und fried= lichen Messias erscheinen zu lassen, ist ihre Kraft erschöpft. Ihr Erfindungstalent versiegt für einen Moment und die alte Darstellung kommt wenigstens vorübergehend wieder zu ihrem Recht: Jefus wird nach seiner Verurteilung gehöhnt und mißhandelt, aber nicht etwa von den Juden, nein, von ben Soldaten desfelben Bilatus, der ihn eben für unschuldig erklärt hat. Nun läßt er ihn durch seine Soldaten nicht bloß freuzigen, sondern vorher noch geißeln und wegen seines jüdischen Königtums verhöhnen: eine Dornenkrone wird ihm aufgesett, ein Burpurmantel angetan, die Soldaten beugen die Knie vor ihm, und dann schlagen sie ihn wieder auf den Ropf und speien ihn an. Auf seinem Kreuz endlich befestigen sie die Inschrift: Jesus, König der Juden.

Hier tritt der ursprüngliche Charafter der Katastrophe wieder deutlich hervor. Hier sind die Römer die erbitterten Feinde Jesu, und der Grund ihres Hohnes wie ihres Hasseitigt in seinem Hochverrat, in seiner Uspiration auf das jüdische Königtum, auf dem Streben nach Abschüttlung der römischen Fremdherrschaft.

Leider dauert dieses Durchschimmern der einfachen Wahrheit nicht lange.

Jesus ftirbt, und nun heißt es durch eine Reihe von Knalleffekten den Beweis liefern, daß ein Gott gestorben ist:

"Jesus aber, nachdem er abermals laut aufgeschrien, gab den Geist auf; und siehe, der Borhang im Tempel zerriß von oben bis unten in zwei Stücke, und die Erde bebte und die Felsen spalteten sich und die Gräber taten sich auf und viele Leiber der entschlasenen Heiligen standen auf. Und sie gingen aus den Gräbern hervor und kamen nach seiner

Auferstehung in die heilige Stadt und erschienen vielen." (Matthäus 27, 50 ff.)

Die Evangelisten berichten nicht, was die auferstandenen "Heiligen" bei und nach ihrem Massenausslug nach Jerusalem getan, ob sie am Leben blieben oder sich sein säuberlich wieder in ihren Gräbern zur Ruhe legten. Auf jeden Fall sollte man erwarten, daß etwas so Außerordentliches auf alle Zeugen einen überwältigenden Eindruck machen und jedermann von der Göttlichseit Jesu überzeugen mußte. Aber die Juden bleiben auch jetzt noch verstockt. Wieder sind es nur die Kömer, die sich vor der Gottheit beugen.

"Der Hauptmann aber und seine Leute, die Jesus bewachten, wie sie das Erdbeben sahen und was da vorging, gerieten sie in große Furcht und sprachen: Dieser war wahrshaftig Gottes Sohn." (Matthäus 27, 54.)

Die Hohenpriester und Pharisäer dagegen erklären trot alledem Jesus für einen Betrüger (Matthäus 27, 63), und als er von den Toten aufersteht, hat das keine andere Wirkung, als jenes von uns schon erwähnte Trinkgeld an die römischen Augenzeugen, damit sie das Wunder für einen Betrug ausgeben.

So verwandelt am Schlusse der Passionsgeschichte noch jüdische Korruption die biederen römischen Soldaten in Werkzeuge jüdischer Tücke und Niedertracht, die der erhabensten

göttlichen Milde teuflische Wut entgegensett.

In bieser ganzen Erzählung ist die Tendenz der Servilität gegen die Römer und des Hasses gegen die Juden so die aufgetragen und in einer solchen Häufung von Sinnlosigsteiten zur Darstellung gebracht, daß man meinen sollte, sie hätte auf denkende Menschen nicht die geringste Wirkung üben können. Und doch wissen wir, daß sie nur zu gut ihren Zweck erreichte. Diese durch den Glorienschein der Gottheit verklärte Erzählung, geadelt durch das Martyrium des stolzen Bekenners einer hohen Sendung, war viele Jahrshunderte hindurch eines der wichtigsten Mittel, auch in

höchst wohlwollenden Gemütern der Christenheit Haß und Berachtung gegen das Judentum zu erwecken, das ihnen persönlich serne stand und von dem sie sich serne hielten; das Judentum zum Abschaum der Menschheit zu stempeln, zu einer Rasse, die von Natur aus erfüllt ist von verruchtester Bosheit und Berstocktheit, die man fernhalten muß von jeder menschlichen Gemeinschaft, die niederzuhalten ist mit eiserner Kaust.

Aber es wäre unmöglich gewesen, daß diese Auffassung bes Judentums jemals Geltung erlangt hätte, wenn sie nicht aufgekommen wäre in einer Zeit allgemeinen Judenhasses und allgemeiner Judenversolgung.

Aus der Achtung des Judentums geboren, hat sie diese Achtung unendlich verstärft, ihre Dauer verlängert, ihren Kreis erweitert.

Was als Geschichte der Passion des Herrn Jesus Christus auftritt, ist im Grunde nur ein Zeugnis für die Passionssgeschichte des jüdischen Volkes.

5. Die Entwicklung der Gemeindeorganisation.

a. Proletarier und Sklaven.

Bir haben gesehen, wie ein Teil der Elemente des Christentums, der Monotheismus, der Messianismus, der Aufserstehungsglaube, der effenische Kommunismus innerhalb des Judentums erstand und wie ein Teil der unteren Klassen dieser Nation in der Bereinigung jener Elemente sein Sehnen und Bünschen am besten befriedigt sah. Bir haben serner gesehen, wie im ganzen gesellschaftlichen Organismus des römischen Weltreichs Zustände herrschten, die ihn namentlich in seinen proletarischen Teilen, immer empfänglicher für die neuen, dem Judentum entstammenden Tendenzen machten, wie aber diese Tendenzen, sobald sie dem Einsluß

des außerjüdischen Milieus unterlagen, sich nicht nur vom Judentum loslösten, sondern ihm sogar seindselig gegenüber traten. Sie mischten sich nun mit Tendenzen der absterbensden griechisch-römischen Welt, die den Geist der frästigen nationalen Demokratie, der im Judentum bis zu der Zerstörung Jerusalems herrschte, völlig in sein Gegenteil versdrehen, mit willenloser Ergebung, Knechtseligkeit und Todesssehnsucht versetzen.

Gleichzeitig mit dem Gedankenleben machte aber auch die Organisation der Gemeinde eine tiefgehende Wandlung durch.

Es war ein energischer, aber vager Kommunismus, der sie in ihren Anfängen durchdrang, eine Ablehnung alles Privateigentums, ein Drang nach einer neuen, besseren Gesellschaftsordnung, in der alle Klassenunterschiede durch Teilung des Besitzes ausgeglichen sein sollten.

Ursprünglich war die chriftliche Gemeinde wohl vorwiegend eine Organisation des Kampses, wenn unsere Annahme richtig ist, daß die verschiedenen, sonst unerklärlichen gewalttätigen Stellen der Evangelien noch überreste der ursprünglichen überlieferung sind. Das entspräche auch vollständig der historischen Situation des jüdischen Gemeinwesens jener Zeit.

Es wäre ganz unglaublich, wenn gerade eine proletarische Sefte von der allgemeinen, revolutionären Stimmung un-

berührt geblieben wäre.

Die Erwartung der Revolution, des kommenden Messias, des gesellschaftlichen Umsturzes erfüllte jedenfalls die ersten christlichen Organisationen im Judentum vollständig. Die Sorge für die Gegenwart, also die praktische Kleinarbeit trat dahinter wohl zurück.

Das änderte sich nach der Zerstörung Jerusalems. Die Elemente, die der Messiasgemeinde einen rebellischen Charakter verliehen hatten, waren unterlegen. Und die Messiasgemeinde wurde immer mehr eine antijüdische Gemeinde, innerhalb

bes kampfunfähigen und kampfunlustigen außerjüdischen Proletariats. Je länger die Gemeinde dauerte, desto deutlicher zeigte sich's aber auch, daß auf die Erfüllung der Prophezeiung nicht mehr zu rechnen sei, die sich noch in den Evangelien sindet, die Zeitgenossen Jesu würden selbst den Umsturz erleben. Das Zutrauen zu dem Kommen des "Reiches Gottes" hienieden schwand immer mehr, das Reich Gottes, das aus dem Himmel auf die Erde niedersteigen sollte, wurde immer mehr in den Himmel verlegt; die Auserstehung des Leibes wurde in eine Unsterblichseit der Seele verwandelt, der allein die Seligseiten des Himmels oder die Dualen der Hölle bevorstanden.

Je mehr die messianische Erwartung der Zukunft diese überirdischen Formen annahm und politisch konservativ oder indisserent wurde, desto mehr mußte nun die praktische Sorge für die Gegenwart in den Vordergrund kommen.

Aber in demselben Maße, wie der revolutionäre Ensthusiasmus abnahm, wandelte sich auch der praktische Kommunismus selbst.

Ursprünglich entsprang er einem zwar energischen, aber vagen Drang nach Aufhebung alles Privateigentums, einem Drang, dem Glend der Genoffen durch die Gemeinsamkeit allen Besitzes abzuhelsen.

Wir haben jedoch schon darauf hingewiesen, daß im Gegensfatzum Essenismus die christlichen Gemeinden ursprünglich nur städtische, ja vorwiegend großstädtische waren, und daß sie darin ein Hindernis sanden, ihren Kommunismus zu einem vollkommenen und dauernden zu gestalten.

Bei den Essenern wie bei den Christen war der Kommunismus in seinem Ausgangspunkt ein Kommunismus der Genußmittel, ein Kommunismus des Konsumierens. Nun sind auf dem Lande heute noch, und waren es damals weit mehr als heute, Kansumtion und Produktion eng miteinander verbunden. Die Produktion war da Produktion für den eigenen Konsum, nicht für den Berkauf,

Feldbau, Biehzucht und Saushalt ftanden in engftem Zufammenhang. Auch war ein Großbetrieb in der Landwirtschaft sehr wohl möglich und dem Kleinbetrieb damals schon insofern überlegen, als er eine größere Arbeitsteilung und bessere Ausnutzung einzelner Geräte und Baulichkeiten ermöglichte. Das wurde freilich mehr als wett gemacht durch die Nachteile der Sklavenarbeit. Aber war der Betrieb mit Sklaven damals die weitaus überwiegende Form des landwirtschaftlichen Großbetriebs, so doch nicht seine einzig Größere Betriebe durch ausgedehnte bäuerliche möaliche. Familien stehen bereits am Anfang der landwirtschaftlichen Entwicklung. Auch die Effener werden genoffenschaftlich= familiale Großbetriebe der Landwirtschaft dort eingerichtet haben, wo sie in ländlicher Einsamkeit große flosterartige Unfiedelungen bilbeten, wie jene am Toten Meere, von der uns Plinius berichtet (Naturgeschichte, 5. Buch), wo sie "in Gesellschaft der Balmen wohnten".

Die Art und Weise des Produzierens ist aber in letzter Linie stets der entscheidende Faktor bei jedem gesellschaftlichen Gebilde. Nur solche, die in der Produktionsweise

begründet find, erhalten Dauer und Kraft.

War gesellschaftliche oder genossenschaftliche Landwirtschaft zur Zeit der Entstehung des Christentums möglich, so sehlten dagegen die Vorbedingungen genossenschaftlicher, städtischer Industrie. Die Arbeiter der städtischen Industrie waren entweder Sklaven oder freie Heimarbeiter. Größere Betriebe mit freien Arbeitern, wie sie die däuerliche Großfamilie darstellte, kannte man kaum. Sklaven, Heimarbeiter, Lastzträger, dann Haufferer, Rleinkrämer, Lumpenproletarier, das waren die unteren Klassen der städtischen Bevölkerung jener Zeit, in denen kommunistische Tendenzen erstehen konnten. Bei diesen war kein Faktor wirksam, der die Gemeinsamkeit der Güter zu einer Gemeinsamkeit der Produktion hätte ausdehnen können. Sie blieb von vornherein auf die Gemeinsamkeit des Genießens beschränkt. Und diese

Gemeinsamkeit wieder war im wesentlichen nur eine Ge= meinsamkeit der Mahlzeiten. Kleidung und Wohnung spielten in der Beimat des Chriftentums und auch in Sudund Mittelitalien feine große Rolle. Zu ber Gemeinsamfeit der Kleidung hat selbst ein so weitgehender Kommunismus, wie der effenische, nur Anläufe gemacht. Auf diesem Gebiet ift das Privateigentum unüberwindlich. Die Gemeinsamkeit ber Wohnung war in der Großstadt um so schwerer erreich= bar, je weiter die Arbeitspläte der einzelnen Genoffen auseinanderlagen und je größer die Häuserspekulation, die in ben Großstädten der urchriftlichen Zeit große Geldsummen für den Erwerb eines Haufes erforderte. Das Fehlen von Rommunikationsmitteln drängte die größstädtische Bevölkerung auf einen engen Raum zusammen und machte die Besitzer bieses Raumes zu absoluten Berren über seine Bewohner, die greulich ausgepreßt wurden. Die Häuser wurden so hoch gebaut, als es die damalige Technik erlaubte, in Rom sieben Stockwerke hoch und höher, und die Miete zu einer unglaublichen Söhe geschraubt. Der Bäuserwucher war deshalb eine beliebte Form der Kapitalsanlage für die Kapitalisten jener Zeit. Von dem Triumvirat, das die römische Republik aufkaufte, war Crassus namentlich durch Bäuserspekulationen reich geworden.

Auf diesem Gebiet konnten die Proletarier der Großstadt nicht mittun. Schon das machte es ihnen unmöglich, die Gemeinsamkeit des Wohnhauses durchzusühren. Dazu kommt, daß die christliche Gemeinde unter dem argwöhnischen Kaisertum nur möglich war als Geheimbund. Die Gemeinsamkeit der Wohnung hätte dessen Ausdeckung zu sehr begünstiat.

So konnte der christliche Kommunismus als dauernde, allgemeine Einrichtung für die Gesamtheit der Genossen nur in Erscheinung treten bei den gemeinsamen Mahlzeiten.

Im Evangelium wird auch für das "Reich Gottes", das heißt für den Zukunftsstaat fast nur das gemeinsame Speisen in Betracht gezogen. Es ist die einzige Seligkeit, die ers

wartet wird. Diese Seligkeit beschäftigte offenbar die Urschristen am meisten.

So wichtig diese Art praktischen Kommunismus für die freien Proletarier war, so wenig Bedeutung besaß sie für die Sklaven, die ja in der Regel zur Familie ihres Herrn gehörten und bei ihm ihren Tisch gedeckt fanden, freilich oft dürftig genug. Nur wenige Sklaven lebten außerhalb des Haushaltes ihres Herrn, zum Beispiel solche, die in der Stadt einen Laden führten, in dem sie die Produkte des Landguts ihres Herrn feilboten.

Für die Stlaven mußte die messianische Erwartung, die Aussicht auf ein Reich allgemeiner Glückseligkeit die meiste Anziehungskraft üben, viel mehr als der praktische Kommunismus, der nur in Formen möglich war, die für sie

wenig bedeuteten, folange fie Sklaven blieben.

Wie die ersten Chriften über die Sklaverei dachten, wissen wir nicht. Die Effener verwarfen sie, wie wir schon gesehen

haben. Philo berichtet:

"Keiner ist bei ihnen Stlave, sondern alle sind frei, indem sie gegenseitig für einander arbeiten. Sie meinen, der Stlavenbesitz sei nicht bloß unrecht und eine Berletzung der Frömmigkeit, sondern auch eine Gottlosigkeit, eine Aufshebung der Naturordnung, die alle gleich ... wie Brüder... erzeugte."

Die Proletarier der Meffiasgemeinde Jerusalems werden

wohl ähnlich gedacht haben.

Mit der Zerftörung Jerusalems schwanden aber die Aussichten auf eine soziale Revolution. Die Wortsührer der christlichen Gemeinden, die so ängstlich darauf bedacht waren, jeden Verdacht der Gegnerschaft gegen die herrschenden Gewalten gegenstandslos zu machen, mußten auch trachten, die rebellischen Stlaven, die sie in ihren Reihen zählen mochten, zur Ruhe zu bringen.

So redet zum Beispiel der Verfaffer des Briefes Pauli an die Koloffer — in der vorliegenden Form eine "überarbeitung" oder Fälschung aus dem zweiten Jahrhundert, den Sklaven zu:

"Ihr Sklaven, gehorchet in allem euren Herren nach dem Fleische, nicht in Augendienerei als Streber nach Menschengunst, sondern in rechtlicher Gesinnung, aus Furcht des Herrn" (3, 22).

Noch stärker drückt sich der Schreiber des ersten Briefes Petri aus, der wahrscheinlich zur Zeit Trajans verfaßt wurde:

"Das Hausgesinde sei in voller Furcht seinen Herren untertan, nicht bloß den guten und anständigen, sondern auch den nichtswürdigen.* Denn das ist wohlgefällig, wenn jemand im Hindlick auf Gott seine Trübsal trägt, wenn er ungerecht leidet. Denn was liegt für ein Ruhm darin, wenn ihr Streiche geduldig hinnehmt, die ihr wegen eines Fehltritts bekommt? Aber wenn ihr sie geduldig hinnehmt, auch wenn ihr wegen guter Taten leidet, das ist Gott wohlgefällig." (I, 2, 18 ff.)

Ja, der erstehende chriftliche Opportunismus des zweiten Jahrhunderts fand sich sogar damit ab, daß christliche Herren Brüder aus der Gemeinde als Sklaven hielten, wie des Paulus erster Brief an Timotheus beweist:

"Sklaven, die im Joche sind, sollen ihren Herren alle Ehrsurcht erweisen, damit nicht der Name Gottes und seine Lehre gelästert werde. Jene aber, die Gläubige als Herren haben, sollen diese nicht deswegen verachten, weil sie Brüder sind, sondern um so williger dienen, weil es Gläubige sind und Teilnehmer an den gemeinsamen Mahlzeiten (ayannvoi), die sich des Wohltuns besleißen." (6, 1 ff.)

Nichts irrtümlicher, als die Auffassung, das Christentum habe die Sklaverei beseitigt. Es hat ihr vielmehr eine neue Stütze gegeben. Das Altertum erhielt den Sklaven nur

^{*} σχολιοίς. Das Wort umfaßt Ungerechtigkeit, Falschheit und Tücke. Luther übersetzt sehr mild: den wunderlichen.

durch Furcht im Gehorsam. Erst das Christentum erhob den willenlosen Gehorsam des Stlaven zu einer sittlichen

Pflicht, die freudig zu leiften sei.

Das Christentum bot dem Stlaven, wenigstens seitdem es aufgehört hatte, revolutionär zu sein, nicht mehr die Aussicht auf Befreiung. Sein praktischer Kommunismus wieder bot dem Sklaven nur selten wirkliche Borteile. Das einzige, was diesen noch anlocken mochte, war die Gleichheit "vor Gott", das heißt innerhalb der Gemeinde, wo jeder Genosse gleich viel gelten sollte, wo der Sklave beim gemeinsamen Liedesmahl neben seinen Herrn zu sigen kommen konnte, wenn dieser ebenfalls der Gemeinde angehörte.

Callistus, der chriftliche Stlave eines chriftlichen Freisgelaffenen, wurde sogar Bischof von Rom (217 bis 222).

Aber auch diese Art der Gleichheit wollte damals nicht mehr viel bedeuten. Erinnern wir uns, wie nahe das freie Proletariat den Sklaven gekommen war, aus denen es sich vielfach rekrutierte, wie andererseits die Sklaven des kaiserslichen Hauses zu hohen Beamtenstellen im Staate aufstiegen und oft selbst von Aristokraten umschweichelt wurden.

Daß das Christentum bei allem Kommunismus und allem proletarischen Empfinden die Sklaverei nicht einmal in seinen eigenen Reihen zu überwinden vermochte, bezeugt, wie tief es im "heidnischen" Altertum wurzelte, so seindsselig es ihm auch gegenüberstehen mochte, und wie sehr die Ethik im Banne der Produktionsweise steht. So wie die Menschenrechte der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung sich mit der Sklaverei abfanden, so die allumfassende Nächstensliebe und Brüderlichkeit, die Gleichheit aller vor Gott der Messiasgemeinde. Das Christentum ist von Anfang an vorsnehmlich eine Religion des freien Proletariats gewesen, bei aller Annäherung blieb aber zwischen diesem und dem Sklaven im Altertum stets eine Differenz der Interessen bestehen.

Die freien Proletarier überwogen von vornherein in der chriftlichen Gemeinde, so daß die Interessen der Stlaven

in ihr nicht immer zur Geltung kamen. Das mußte wieder bahin wirken, daß die Anziehungskraft der Gemeinde auf die Sklaven geringer war als auf die freien Proletarier, wodurch das übergewicht der letzteren sich noch verskärkte.

In gleicher Richtung wirkte die öfonomische Entwicklung. Gerade von der Zeit an, die den revolutionaren Tendenzen in der driftlichen Gemeinde den Todesftoß verfette, von bem Falle Gerufalems an, begann, wie wir gefehen, ein neues Zeitalter für das römische Reich, ein Zeitalter allgemeinen Friedens — inneren Friedens, aber auch in hohem Maße äußeren, da die Expansivkraft der römischen Macht aufhörte. Der Krieg, sowohl Bürgerkrieg wie Groberungs= frieg, war aber das Mittel gewesen, Sklaven billig zu lie= fern. Das hörte jest auf. Der Stlave wurde felten und kostbar, die Sklavenwirtschaft rentierte sich nicht mehr, in ber Landwirtschaft wurde sie ersett durch bas Rolonat, in der städtischen Industrie durch die Arbeit freier Arbeiter. Der Sklave wurde immer mehr aus einem Werkzeug ber Produktion des Notwendigen zu einem Werkzeug des Lurus. Die perfönlichen Dienfte bei ben Bornehmen und Reichen murden jest die Hauptdomäne der Sklaverei. Die Sklavenjeele ward jest immer mehr gleichbedeutend mit der Lakaien= seele. Die Zeiten eines Spartacus waren vorbei.

Der Gegensatz zwischen dem Sklaven und dem freien Proletarier mußte sich dadurch verschärfen, indes gleichzeitig die Zahl der Sklaven abnahm, die der freien Proletarier in den Großstädten wuchs. Durch die eine wie durch die andere Tendenz mußte das Sklavenelement in der christlichen Gemeinde noch weiter zurückgedrängt werden. Kein Bunder, daß das Christentum für den Sklaven schließlich nichts übrig hatte.

Diese Entwicklung ist vollständig erklärlich, wenn man im Christentum den Niederschlag besonderer Klasseninteressen sicht. Sie wird unerklärlich, wenn man es als bloßes ideales Gebilde betrachtet. Denn die logische Entwicklung

seiner Grundideen mußte zur Aufhebung der Sklaverei führen. Die Logik hat aber in der Weltgeschichte noch stets vor den Klasseninteressen Halt gemacht.

b. Der Niedergang des Kommunismus.

Die Anerkennung der Sklaverei, sowie die zunehmende Beschränkung der Gütergemeinschaft auf die gemeinsamen Mahlzeiten waren nicht die einzigen Schranken, die die christliche Gemeinde bei dem Streben fand, ihre kommusnistischen Tendenzen zu verwirklichen.

Diese Tendenzen verlangten, daß jedes Mitglied der Gemeinde alles verkaufe, was es besitze, und dieses Geld der Gemeinde zur Verteilung an die Genossen zur Verfügung stelle.

Es ift von vornherein klar, daß ein solches Borgehen in großem Maßstab undurchführbar war. Es seste voraus, daß wenigstens die eine Hälfte der Gesellschaft ungläubig blieb, sonst wäre niemand dagewesen, der den Gläubigen ihren Besit abkaufen konnte. Es wäre aber auch sonst niemand dagewesen, dem man mit dem Erlös die Lebensmittel abkaufen konnte, deren die Gläubigen bedurften.

Wenn die Gläubigen nicht vom Produzieren, sondern vom Teilen leben wollten, so mußten immer genug Ungläusbige da bleiben, die für die Gläubigen produzierten. Aber auch in diesem Falle drohte der Herrlichkeit ein trauriges Ende, sobald die Gläubigen allen ihren Besitz verkauft, versteilt und aufgezehrt hatten. Freilich sollte dis dahin der Messias aus den Wolfen kommen und über alle Schwierigsteiten "des Fleisches" hinweghelsen.

Aber zu dieser Probe aufs Exempel kam es gar nicht.

Die Zahl jener Genoffen, die etwas besaßen, was das Berkaufen und Verteilen gelohnt hätte, war im Anfang der Gemeinde sehr gering. Davon konnte sie nicht leben. Eine ständige Einnahme konnte sie nur dadurch erzielen, daß jedes Mitglied seinen täglichen Erwerb an die Gemeinde

ablieferte. Soweit die Genoffen nicht bloße Bettler oder Laftträger waren, bedurften sie aber eines Besitzes, wenn sie erwerben wollten, eines Besitzes an Produktionssmitteln als Weber oder Töpfer oder Schmiede, oder an Warenvorräten, die sie als Krämer oder Hausierer verskauften.

Da unter den gegebenen Verhältnissen die Gemeinde nicht, wie die Essener, Stätten gemeinsamer Produktion für die Deckung der eigenen Bedürsnisse einrichten konnte, da sie aus dem Bereich der Warenproduktion und Einzelproduktion nicht heraus konnte, mußte sie dei allem kommunistischen Streben vor dem Privateigentum an Produktionsmitteln und Warenvorräten Halt machen.

Aus der Anerkennung des Einzelbetriebs floß aber naturnotwendig auch die Anerkennung des mit ihm verbundenen Einzelhaushalts, der Einzelfamilie und Ehe, trot aller gemeinsamen Mahlzeiten.

So kommen wir auch hier wieder zu den gemeinsamen Mahlzeiten als dem praktischen Ergebnis der kommunistischen Tendenzen.

Aber es war nicht ihr einziges. Die Proletarier hatten sich zusammengefunden, um mit vereinten Kräften ihrem Elend zu steuern. Stellten sich ihnen Hindernisse entgegen, den vollen Kommunismus zu verwirklichen, so sahen sie sich um so mehr gedrängt, das Unterstützungswesen auszubauen, das dem einzelnen bei außerordentlichen Notständen Hilfe bringen sollte.

Die chriftlichen Gemeinden standen in Verbindung miteinander. Kam ein Genosse von auswärts zugereist, so verschaffte ihm die Gemeinde Arbeit, wenn er bleiben wollte; sie gab ihm einen Zehrpfennig, wenn er weiterreisen wollte.

Burde ein Genosse frank, nahm sich die Gemeinde seiner an. Starb er, begrub sie ihn auf ihre Kosten und sorgte für seine Witwe und seine Kinder; kam er ins Gefängnis, was häufig genug vorkam, so war es wieder die Gemeinde, die ihm Trost und Hilfe angedeihen ließ.

Die chriftliche Proletarierorganisation schuf sich da einen Pflichtenkreis, der ungefähr dem Kreis der Versicherungen einer modernen Gewerkschaft entspricht. Im Evangelium ist es die Ausübung dieses gegenseitigen Versicherungswesens, was Anspruch auf das ewige Leben verleiht. Wenn der Messias kommt, wird er die Menschen einteilen in solche, die der Herrlichkeit des Zukunstsstaats und des ewigen Lebens teilhaftig werden, und solche, die ewiger Verdamms nis anheimfallen. Zu jenen, den Schafen, wird der König fagen:

"Geht hin, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von der Schöpfung der Welt her. Ich habe gehungert, und ihr gabt mir zu effen; ich habe gedürstet, und ihr habt mich getränkt; ich war fremd, und ihr habt mich eingeladen; ich war bloß und ihr habt mich bekleidet; ich war krank, und ihr habt nach mir gesehen; ich war im Gefängnis, und ihr kamt zu mir."

Die Gerechten werden darauf erwidern, daß sie dem König nie derartiges erwiesen hätten. "Und der König wird dann antworten: Wahrlich ich sage euch, soviel ihr einem von diesen meinen geringsten Brüdern getan, habt ihr mir getan." (Matth. 25, 34 ff.)

Die gemeinsamen Mahlzeiten und das gegenseitige Unterstützungswesen bildeten jedenfalls den festesten Kitt der christlichen Gemeinde, der ihre Massen dauernd zusammenhielt.

Gerade aus der Pflege dieses Unterstützungswesens sollte jedoch eine Triebkraft erstehen, die das ursprüngliche kommunistische Streben abschwächte und durchbrach.

Je mehr die Erwartung sich abkühlte, der Messias werde mit seiner Herrlichkeit demnächst kommen, je wichtiger es in der Gemeinde erschien, für sie Vermögen zu gewinnen zur Durchführung der Unterstützungseinrichtungen, desto mehr wurde der proletarische Klassencharakter der christlichen Propaganda durchbrochen, desto mehr bestrebte man sich, wohlhabende Genossen heranzuziehen, deren Geld man wohl verwenden konnte.

Je mehr Geld die Gemeinde brauchte, desto eifriger bemühten sich ihre Agitatoren, reichen Gönnern darzulegen,
wie eitel alle Schäße an Gold und Silber seien, wie nichtig
gegenüber der Seligkeit des ewigen Lebens, die der Reiche
allein dadurch erlangen könne, daß er sich seines Besißes
entledige. Und sie predigten nicht ohne Ersolg in jener
Zeit allgemeinen Kahenjammers, der namentlich die besißenden Klassen ersaßt hatte. Wie viele gab es unter diesen,
die nach einer wüst verlebten Jugend Ekel vor allem Genuß und allen Mitteln des Genusses ersaßte. Nachdem sie
alle Sensationen erschöpft hatten, die mit Geld zu erkausen
waren, blieb ihnen nur noch eine Sensation übrig, die der
Gelblosiakeit.

Bis ins Mittelalter hinein finden wir immer wieder von Zeit zu Zeit reiche Leute, die allen ihren Besitz den Armen schenken und ein Bettlerdasein führen — meist, nachdem sie alle Genüsse der Welt aufs reichlichste ausgekoftet und sich daran den Magen verdorben haben.

Immerhin war das Auftauchen solcher Leute ein Glücksfall, der sich nicht so oft wiederholte, als es die Gemeinde brauchte. Je größer die Not im Reiche anwuchs, je stärker die Zahl der Lumpenproletarier in der Gemeinde wurde, die nicht durch Arbeit ihr Brot verdienen konnten oder wollten, desto größer das Bedürfnis, reiche Leute zur Deckung der Gemeindebedürfnisse heranzuziehen.

Leichter, als daß ein Reicher sein ganzes Vermögen bei Lebzeiten weggab, war es zu erreichen, daß er es bei seinem Tode der Gemeinde für ihre Unterstützungszwecke hinterließ. Die Kinderlosigkeit war damals weit verbreitet, die Bande zwischen Verwandten sehr gelockert. Das Bedürfnis, diesen sein Erbe zu hinterlassen, vielsach sehr gering. Undererseits hatte das Interesse für die eigene Persönlichseit, der Indi-

vidualismus, einen hohen Grad erreicht, das Verlangen ihres Fortlebens nach dem Tode, und zwar ihres glücklichen Fortlebens, war sehr entwickelt.

Diesem Verlangen kam die christliche Lehre sehr entgegen, und ein bequemer Weg, das ewige selige Leben zu erlangen, ohne sich im irdischen etwas abzuknapsen, wurde dem Reichen dadurch eröffnet, daß er seinen Besitz erst dann weggab, wenn er ihn nicht mehr brauchte, nach seinem Tode. Mit seinem Erbe, mit dem er ohnehin nichts Rechtes anzusangen wußte, vermochte er sich nun die ewige Seligkeit zu erskaufen.

Packten die chriftlichen Agitatoren die jungen, leidenschaftslichen Reichen bei ihrem Ekel vor dem Leben, das sie gestührt, so packten sie die alten, müden Reichen bei der Furcht vor dem Tode und den Höllenstrassen, die ihnen bevorstanden. Bon da an dis heute blied die Erbschleicherei ein beliedes Mittel christlicher Agitatoren, dem guten Magen der Kirche stets neues Futter zuzuführen.

Aber in den ersten Jahrhunderten der Gemeinde war wohl die Zufuhr an reichen Erbschaften noch gering, um so mehr, da die Gemeinde als Geheimbund keine juristische

Person war, direkt also nicht erben konnte.

So bemühte man sich denn, die Reichen schon bei Lebzeiten zur Unterstützung der Gemeinde heranzuziehen, auch wenn sie sich nicht dazu verstehen wollten, das Gebot des Herrn strifte durchzusühren, das befahl, alles unter die Armen zu verteilen, was sie besaßen. Wir haben gesehen, wie die Freigebigkeit damals, solange die Aksumulation des Kapitals noch keine Rolle in der Produktionsweise spielte, bei den Reichen sehr allgemein war. Sie mußte der Gemeinde zugute kommen und ihr dauernde Einnahmen zusühren, wenn es nur gelang, das Interesse und die Sympathien der Reichen für die Gemeinde zu erwecken. Je mehr die Gemeinde aufbörte, eine Kampforganisation zu sein, je mehr das Unterstützungswesen in ihr in den Vordergrund trat, desto stärker

machten sich auch in ihr Tendenzen geltend, den ursprüngslichen proletarischen Haß gegen die Reichen zu mildern und dem Reichen, auch wenn er reich blieb, wenn er an seinem Besitz hing, den Aufenthalt in der Gemeinde anziehend zu machen.

Die Weltanschauung der Gemeinde — Abwendung von den alten Göttern, Monotheismus, Auferstehungsglaube, Erlösererwartung — das waren Dinge, wie wir gesehen, die dem allgemeinen Bedürfnis der Zeit entsprachen, die die christliche Lehre auch höheren Kreisen sympathisch machen mußten.

Andererseits suchten die Reichen angesichts des wachsenden Notstands der Massen nach Mitteln, ihm zu steuern, wie schon die Alimentenstiftungen beweisen. Bedrohte er ja die ganze Gesellschaft. Auch das mußte ihnen die chriftlichen Organisationen sympathischer machen.

Endlich fand auch die Popularitätshascherei ihre Rechnung bei der Unterstützung der christlichen Gemeinden, wenigstens überall dort, wo diese Gemeinden auf einen erheblichen Teil der Bevölkerung Sinfluß gewonnen hatten.

So konnte die chriftliche Gemeinde wohl Anziehungspunkte auch für folche Reiche bieten, die nicht zur Weltflucht und Berzweiflung gelangt waren, denen nicht die Todesfurcht und Angst vor den Höllenqualen das Versprechen der Hingabe ihrer Hinterlassenschaft erpreste.

Sollten aber Reiche sich in der Gemeinde wohl fühlen, mußte sich deren Charafter gründlich ändern, mußte der Klassenhaß gegen die Reichen aufgegeben werden.

Wie schmerzlich dies Streben, die Reichen anzulocken und ihnen Konzessionen zu machen, von proletarischen Kämpsernaturen in der Gemeinde empfunden wurde, das bezeugt der schon einmal erwähnte Brief des Jakobus an die zwölf Stämme in der Diaspora aus der Mitte des zweiten Jahrshunderts. Er mahnt die Genossen:

"Wenn in eure Versammlung ein Mann tritt mit golbenen Ringen und prächtigem Gewand, es tritt aber auch ein Armer ein in schmutzigem Aleid, und ihr sehet auf den, der das prächtige Aleid trägt und saget: setze du dich desquem hieher, und zu dem Armen saget ihr: du kannst dort stehen oder doch unter meinem Schemel sitzen, habt ihr damit nicht die Richtschnur verloren und richtet nach schlechten Gründen?... Ihr habt den Armen verachtet.... Benn ihr aber Menschenrücksicht pslegt, so schafft ihr Sünde." (2, 2 bis 9.)

Und dann wendet er sich gegen jene Richtung, die von den Reichen nur die theoretische Anerkennung der Glaubensfähe und nicht auch die Hergabe ihres Geldes fordert:

"Was nutt es, meine Brüber, wenn einer behauptet, Glauben zu haben, aber keine Werke hat? Kann ihn denn der Glaube erretten? Wenn ein Bruder oder eine Schwester da sind in Blöße und Mangel der täglichen Nahrung, es sagt aber einer von euch zu ihnen: gehet hin in Frieden, wärmet euch und sättigt euch, ihr gebt ihnen aber nicht des Leibes Notdurft, was nutt das? So ist auch der Glaube für sich allein tot, wenn er sich nicht in Werken betätigt." (2, 14 bis 17.)

Die Grundlage der Organisation wurde durch die Rückssicht auf die Reichen freilich nicht geändert. Sie blieb theosretisch wie praktisch die gleiche. Aber an Stelle der Pflicht, alles, was man besaß, für die Gemeinschaft hinzugeben, trat nun eine freiwillige Selbstbesteuerung, die sich oft mit der Hingabe eines kleinen Anteils begnügte.

Etwas jünger als des Jakobus Brief ist der Apologetikus Tertullians (entstand wohl zwischen 150 und 160). Dort wird auch die Organisation der Gemeinde geschildert:

"Wenn bei uns auch eine Art Kasse vorhanden ist, so wird sie nicht etwa durch eine Ausnahmszahlung gebildet, was eine Art von Verkauf der Religion wäre, sondern jeder steuert eine mäßige Gabe bei an einem bestimmten Tage des Monats oder wann er will, wosern er will und kann; denn niemand wird dazu genötigt, sondern jeder gibt freiwillig

seinen Beitrag. Das sind gleichsam die Sparpsennige der Gottseligkeit. Denn es wird nichts davon für Schmausereien und Trinkgelage oder nutlose Fresserwirtschaft ausgegeben, sondern zum Unterhalt und Begräbnis von Armen, von elternlosen Knaben und Mädchen ohne Vermögen, auch für Greise, die nicht mehr aus dem Hause können, ebenso für Schiffbrüchige, oder wenn sich etwa Leute in den Vergewerken, auf den Juseln oder in Gesangenschaft besinden, wosern nur die Jugehörigkeit zur Genossenschaft Gottes die Ursache davon ist — diese werden Versorgungsberechtigte ihres Vekenntnisses."

Er fährt dann fort: "Wir, die wir mit Herz und Seele uns verbunden wissen, tragen kein Bedenken hinsichtlich der Gütergemeinschaft: alles ist bei uns gemeinsam, ausgenommen die Frauen; da allein hört die Gemeinschaft bei uns auf, wo die anderen allein sie üben."*

Theoretisch hielt man also am Kommunismus sest, und praktisch schien sich bloß die Strenge seiner Anwendung zu mildern. Aber unmerklich änderte sich doch mit der wachsenden Aücksicht auf die Reichen das ganze Wesen der Gemeinde, das ursprünglich ausschließlich auf proletarische Verhältnisse zugeschnitten war. Nicht nur dem Klassenhaß in der Gemeinde mußten jene Elemente entgegenwirken, die auf die Gewinnung reicher Mitglieder spekulierten, auch das Getriebe innerhalb der Gemeinde mußte sich jetzt vielsach anders gestalten.

Bei allen Abschwächungen, die der Kommunismus ersfahren hatte, war doch die gemeinsame Mahlzeit als das seste Band, das alle Genossen umschloß, erhalten geblieben. Die Unterstützungseinrichtungen galten nur für einzelne Notsfälle, die freilich jeden treffen konnten. Die gemeinsame

^{*} Zitiert bei Harnack, "Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten", 1906, I, S. 132. Bergl. auch Psleiderer, Urchristentum, II, 672, 673.

Mahlzeit befriedigte das tägliche Bedürsnis eines jeden. Bei ihr fand sich die gesamte Gemeinde zusammen, sie bildete den Mittelpunkt, um den sich das ganze Gemeindeleben drehte.

Für wohlhabende Genoffen hatte aber die gemeinsame Mahlzeit als Mahlzeit feinen Zwedt. Sie agen und tranfen beffer und bequemer zu Hause. Das einfache, oft rohe Mahl mußte die verwöhnten Gaumen abstoßen. Wenn fie sich dabei einfanden, famen fie nur, um am Gemeindeleben teilzunehmen, Ginfluß in der Gemeinde zu üben, nicht, um sich zu fättigen. Bas für die anderen die Befriedigung eines leiblichen Bedürfniffes mar, wurde für fie bloß die Befriedigung eines geiftigen, die Teilnahme am Genießen von Brot und Bein eine rein symbolische Handlung. Je mehr die Bahl der Wohlhabenden in der Gemeinde wuchs, defto größer wurde auch die Bahl jener Elemente bei den gemeinsamen Mahlzeiten, benen nur an ber Zusammentunft und ihren Symbolen, nicht aber am Effen und Trinken lag. So wurden im zweiten Jahrhundert die wirklichen gemeinfamen Mahlzeiten für die ärmeren Mitglieder losgelöft von ben bloß symbolischen für die ganze Gemeinde, und im vierten Sahrhundert, nachdem die Kirche zur herrschenden Macht im Staate geworden war, kam es endlich zur Hinausdrängung der ersteren Urt Mahlzeiten aus den Versamm= lungshäufern der Gemeinde, den Kirchen. Gie verfielen immer mehr und wurden in den nächsten Jahrhunderten völlig abgeschafft. Damit verschwand das hervorstechendste Merkmal bes praktischen Kommunismus gänzlich aus ber chriftlichen Gemeinde, und an deffen Stelle trat ausschließlich das Unterstützungswesen, die Fürsorge für die Armen und Kranken, die sich, freilich in recht verkummerter Geftalt, bis in unsere Tage erhalten hat.

Nun war in der Gemeinde nichts mehr, was den Reichen unangenehm werden konnte. Sie hatte aufgehört, eine proletarische Institution zu sein. Die Reichen, die, wenn sie ihren Besitz nicht den Armen überlieferten, ursprünglich völlig Kautsty, Der ursprung des Christehtums. ausgeschlossen gewesen waren vom "Reiche Gottes", vers mochten nun darin dieselbe Rolle zu spielen wie in der "Welt des Teusels", und sie haben von dieser Möglichkeit auch reichlichen Gebrauch gemacht.

Aber es wiederholten sich nicht bloß die alten Alassengegensätze in der christlichen Gemeinde, es bildete sich auch eine neue Herrscherklasse in ihr, eine neue Bureaukratie mit einem neuen Chef, dem Bischof. Wir werden diesen gleich kennen lernen.

Es war die chriftliche Gemeinde, aber nicht der chriftliche Kommunismus, wovor sich schließlich die römischen Imperatoren beugten. Der Sieg des Christentums bedeutete nicht die Diftatur des Proletariats, sondern die Diftatur der Herren, die es sich in seiner Gemeinde selbst großgezogen batte.

Die Borkämpfer und Märthrer der Gemeinden des Ansfangs, die ihren Besith, ihre Arbeit, ihr Leben hingegeben hatten für die Erlösung der Armen und Elenden, sie hatten nur den Grund gelegt für eine neue Art Knechtung und Aussbeutung.

c. Apostel, Propheten und Lehrer.

Ursprünglich gab es in der Gemeinde keine Beamten und keine Unterschiede unter den Genossen. Als Lehrer und Agitator konnte sich jeder Genosse und auch jede Genossin auftun, wenn sie das Zeug dazu in sich verspürten. Jeder sprach frei von der Leber weg, wie ihm der Schnabel gewachsen war oder, wie man damals sagte, wie der heilige Geist ihn tried. Daneben betrieben die meisten freilich ihr Handwerk weiter, aber mancher, der besonderes Ansehen gewann, besonderen Eindruck machte, verschenkte, was er hatte, und widmete sich ganz der Ugitation als Apostel oder Prophet. Daraus entsprang ein neuer Klassenunterschied.

Innerhalb der chriftlichen Gemeinde bildeten sich jett zwei Klassen: die gewöhnlichen Mitglieder, deren praktischer

Kommunismus sich nur auf die gemeinsamen Mahlzeiten und die Unterstützungseinrichtungen erstreckte, die die Gemeinde einrichtete: Arbeitsvermittlung, Unterstützung der Witwen und Waisen sowie der Gesangenen, Krankenverssicherung, Begräbniskasse. Daneben aber galten jene als die "Heiligen" oder "Bollkommenen", die den Kommunismus radikal durchführten, auf jeglichen Besitz und auf die Einzelehe verzichteten, alles, was sie besaßen, der Gemeinde hingaben.

Das sah großartig aus und verlieh, wie schon ihre Beisnamen bezeugen, diesen radikalen Elementen ein hohes Anssehen in der Gemeinde. Sie fühlten sich auch erhaben über die gewöhnlichen Genossen, gebärdeten sich als führende Elite.

So gebar gerade der radifale Kommunismus eine neue Aristofratie.

Und wie jede Aristofratie begnügte sich diese nicht mit der Anmaßung des Kommandos über den Rest ihres Gemeinwesens, sie versuchte auch, es auszubeuten.

In der Tat, wovon sollten die "Beiligen" leben, wenn sie alle Produktionsmittel und Warenvorräte, die sie besaßen, verschenkten? Es blieb ihnen nichts übrig als Gelegenheitse arbeiten durch Tragen von Lasten oder Botengänge und dergleichen oder — der Bettel.

Um naheliegendsten lag es, den Lebensunterhalt dadurch zu gewinnen, daß man bei den Genossen und der Gemeinde selbst bettelte, die einen verdienten Mann, oder auch eine verdiente Frau, nicht hungern lassen konnten, namentlich, wenn das verdienstvolle Mitglied propagandistische Gaben besaß, die damals freilich fein Wissen ersorderten, das mühsam zu erlernen war, sondern bloß Temperament, Spipsindigseit und Schlagsertigseit.

Schon Paulus streitet sich mit den Korinthern darüber herum, daß die Gemeinde verpflichtet sei, ihm wie jedem anderen Apostel die Handarbeit abzunehmen und ihn zu erhalten:

"Bin ich nicht frei, bin ich nicht ein Apostel? Habe ich nicht unseren Herrn Jesus gesehen? Seid ihr nicht mein Werk im Herrn? ... Steht mir nicht die Freiheit zu, eine Genossin als Weib mit mir herumzuführen, wie es die übrigen Apostel und die Brüder des Herrn und Kephas selbst getan haben? Oder sollen wir allein, ich und Barnas bas, nicht berechtigt sein, ohne Handarbeit zu leben? ... Wer weidet die Herde und genießt nicht von ihrer Milch? ... Steht doch im Geset Mosis geschrieben: Du sollst dem Ochsen, der drischt, nicht das Maul verbinden. Kümmert sich Gott etwa um die Ochsen, oder beziehen sich nicht überall seine Worte auf uns?"

Mit dem dreschenden Ochsen meint Gott uns, erklärt also Paulus. Natürlich handelt es sich hier nicht um Ochsen, die leeres Stroh dreschen. Der Apostel fährt fort:

"Wenn wir unter euch das Geistige gesät haben, was ist es dann Großes, wenn wir euer fleischliches Gut ernten? Wenn andere an eurem Vermögen teilhaben, warum wir nicht noch mehr?" (1. Korinther 9, 7 ff.)

Der letztere Satz deutet, beiläufig bemerkt, auch auf den kommunistischen Charakter der ersten christlichen Gemein= den hin.

Paulus bemerkt nach diesem Plädoger für die gute Bersforgung der Apostel zwar, er spreche hier nicht für sich, sondern für andere, er beanspruche nichts von den Korinthern. Über er läßt sich dafür von anderen Gemeinden erhalten: "Ich habe andere Gemeinden in Anspruch genommen und mir das Kostgeld ($\delta\psi\omega\nu\iota o\nu$) von ihnen geben lassen, um euch zu dienen. . . . Meinen Mangel haben die Brüder, die aus Mazedonien kamen, gedeckt." (2. Korinther 11, 8.)

Das ändert natürlich nichts daran, daß Paulus die Aufsgabe der Gemeinde betonte, für ihre "Heiligen" zu sorgen, die keine Verpflichtung auf Arbeit anerkannten.

Wie sich diese Art des christlichen Kommunismus im Kopfe der Ungläubigen malte, zeigt uns die Geschichte des

Peregrinus Proteus, die Lucian im Jahre 165 niederschrieb. Der Spötter Lucian ift freilich kein unbefangener Zeugeer berichtet viel bösartigen Klatsch sehr unwahrscheinlicher Natur, wenn er zum Beispiel erzählt, Peregrinus habe seine Baterstadt Parium am Hellespont verlassen, weil er seinen Bater ermordete. Da nie eine Anklage vor Gericht deshalb erfolgte, ist die Sache zum mindesten sehr zweiselhaft.

Aber wenn wir von dem Bericht des Lucian die nötigen Abzüge machen, bleibt immer noch genug übrig, das bemerkenswert ift, weil es nicht bloß zeigt, wie dem Heidentum die chriftliche Gemeinde erschien, sondern auch Einblicke in deren wirkliches Leben gewährt.

Nachdem Lucian eine Reihe der größten Bosheiten über Beregrinus losgelaffen, erzählt er, wie dieser nach der Ersmordung seines Vaters sich selbst verbannte und in der Welt herumvagabundierte:

"Zu dieser Zeit lernte er auch die bewunderungswürdige Weisheit der Christen durch den Umgang mit ihren Priestern und Schriftgelehrten in Palästina kennen. Ihm gegenüber erschienen sie binnen kurzem wie die reinen Kinder, er wurde bei ihnen Prophet, Vorsteher ihrer Liebesmahle (Θιασάρχης), Synagogenworsteher (Lucian wirst Juden und Christen zussammen. K.), alles in einer Person; einige Schristen erklärte er ihnen und legte sie aus, eine Menge versaßte er selbst, kurz, sie hielten ihn für einen Gott, machten ihn zu ihrem Gesetzgeber und ernannten ihn zu ihrem Borsteher. Jenen Großen, den in Palästina gekreuzigten Menschen, verehren sie freilich noch, weil er diese neue Religion (τελετήν) in die Welt einführte.* Aus diesem Grunde wurde Peregrinus das

^{*} Dieser Satz unterbricht den Sinn, ist auch sonst nicht eins wandsfrei, namentlich das "freilich" (yov) erweckt Bedenken. Dazu kommt, daß Suidas, ein Lexikograph aus dem 10. Jahrshundert, ausdrücklich bemerkt, Lucian habe in seiner Biographie des Peregrinus "Christus selbst verleumdet". In den uns ershaltenen Texten ist eine solche Stelle nicht mehr zu finden. Es

mals festgenommen und ins Gefängnis geworfen, was ihm nicht geringes Ansehen für sein folgendes Leben, seine Aufschneiderei und Auhmsucht brachte, die bei ihm die herrsschenden Leidenschaften waren.

"Als er im Kerker lag, setzten die Chriften, weil sie die Sache für ein großes Unglück hielten, alle Mittel in Bewegung, um ihm zur Flucht zu verhelfen. Nachdem sie das für unmöglich erkannt, ließen sie ihm jede erdenkliche Sorgfalt und Pflege angedeihen. Gleich vom frühen Morgen an konnte man alte Beiber, Witwen und Baisen am Gefängnis fiken sehen, mährend ihre Borsteher die Gefangenwärter bestachen und die Nacht bei ihm zubrachten. Mannigfache Speisen wurden ihm zugetragen, sie erzählten sich ihre heiligen Legenden, und der beste Peregrinus, so wurde er noch genannt, hieß bei ihnen ein neuer Sofrates. Selbst aus ben afiatischen Städten kamen einige Abgefandte der chriftlichen Gemeinden, um ihn zu unterftützen, ihm vor Gericht beizustehen und ihn zu tröften. In solchen ihre Gemeinschaft betreffenden Fällen zeigen fie einen unglaublichen Gifer, fie sparen, furz gesagt, nicht ihre Mittel. Auch Beregrinus erhielt damals von ihnen viel Geld wegen seiner Gin= ferkerung, und zog daraus nicht geringen Gewinn.

"Die traurigen Tröpfe leben nämlich in der Aberzeugung, sie würden ganz unsterblich sein und ewig leben, weshalb sie den Tod verachten und ihn oft freiwillig suchen. Ferner beredete sie ihr erster Gesetzgeber, daß sie alle untereinander Brüder seien, wenn sie einmal die hellenischen Götter absgeschworen hätten, jenen ihren gekreuzigten Lehrer (σοριστήν) anbeteten und nach seinen Gesehen lebten; daher schäken

liegt nahe, sie im obigen Sahe zu suchen und anzunehmen, Lucian habe sich hier über Jesus lustig gemacht, das habe fromme Seelen standalisiert und sie veranlaßt, beim Abschreiben den Text in sein Gegenteil zu verwandeln. In der Tat nehmen verschiedene Forscher an, der Sat sei in seiner jetzigen Form eine christliche Fälschung.

fie alles in gleicher Weise gering und halten es für Gemeins gut (2011 à spoural), ohne einen genügenden Grund für diese Anschauung. Kommt nun zu ihnen ein gewandter Betrüger, der diese Sachlage zu benutzen versteht, so wird er binnen kurzem sehr reich, weil er die einfältigen Leute an der Nase herumzuführen versteht."

Das ift natürlich nicht so wörtlich zu nehmen. Es steht wohl auf gleicher Höhe mit den Historchen von den Schätzen, die sich die Agitatoren der Sozialdemokratie aus den Arbeiters groschen aufhäusen. Die christliche Gemeinde mußte reicher werden, als sie damals war, ehe man sich an ihr bereichern konnte. Aber daß sie für ihre Agitatoren und Organisatoren ausreichend sorgte, und daß skrupellose Burschen daraus Nutzen ziehen konnten, wird wohl für jene Zeit schon zutressen. Bemerkenswert ist das Zeugnis für den Kommunismus der Gemeinde.

Lucian fährt fort, der Statthalter von Syrien habe Peregrinus freigelaffen, weil er ihm zu unbedeutend erschien. Peregrinus sei dann in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wo er sein väterliches Erbe ziemlich verwüstet fand. Immerhin blieb ihm noch eine bedeutende Summe, die seinen Anhängern ungeheuer hoch erschien, die selbst Lucian, der ihm so wenig wohl will, auf fünfzehn Talente (70000 Mark) angibt. Diese schenkte er der Bevölkerung seiner Vaterstadt, wie Lucian angibt, um sich von der Anklage des Vatermordes loszukaufen:

"Er trat in der Volksversammlung der Parier auf: er hatte schon langes Haar, trug einen schmutzigen Mantel, hatte sich einen Kanzen umgehängt, den Stock in der Hand und war überhaupt sehr theatralisch zurechtgemacht. In diesem Aufzug erschien er vor ihnen und sagte, das ganze Vermögen, das ihm sein seliger Vater hinterlassen habe, sei Volkseigentum. Wie das das Volk hörte, arme Leute, denen der Mund nach der Lerteilung wässerte, schrien sie sofort, er allein sein Freund der Weisheit und des Vater

lands, er allein ein Nachfolger des Diogenes und Krates. Seinen Feinden aber war ein Maulforb angelegt, und wenn einer an den Mord zu erinnern gewagt hätte, wäre er sogleich erschlagen worden.

"Er zog nun zum zweiten Male als Lanbstreicher aus, wobei ihn die Christen ausreichend mit Reisegeld versahen, die ihm überall hin folgten und ihn an nichts Mangel leiden ließen. Auf diese Weise schlug er sich eine Zeitlang durch."*

Schließlich aber wurde er aus der Gemeinde ausgeschlossen, angeblich, weil er verbotene Sachen gegessen. Dadurch war er seiner Existenzmittel beraubt und suchte daher wieder zu seinem Vermögen zu kommen, was ihm mißlang. Als zysnischer und asketischer Bettelphilosoph durchstreiste er nun Agypten, Italien, Griechenland, um schließlich in Olympia nach den Festspielen vor einem zu diesem Atte geladenen Publikum seinem Leben in theatralischer Beise dadurch ein Ende zu machen, daß er bei Mondschein um Mitternacht in einen brennenden Scheiterhausen hineinsprang.

Man sieht, das Zeitalter, dem das Christentum entsproß, hat recht sonderbare Käuze produziert. Aber man täte Leuten wie Beregrinus wohl unrecht, wenn man sie rein nur als Schwindler betrachtete. Dagegen spricht schon sein freiswilliger Tod. Den Selbstmord als Mittel der Reklame zu verüben, dazu gehört jedenfalls neben ungemessener Eitelkeit und Sensationssucht doch auch ein Stück Weltverachtung und Ekel am Leben, oder Verrücktheit.

Mag aber der Peregrinus Proteus, wie ihn Lucian zeichnet, nicht der wirkliche sein, sondern eine Karikatur, so ist es jedens falls eine geniale Karikatur.

Das Wesen der Karikatur besteht nicht in einfacher Verzerrung der Erscheinung, sondern in der einseitigen Hervorbebung und Abertreibung der charakteristischen und bestimmenden Momente. Der richtige Karikaturist darf nicht ein

^{*} Lucian, Vom Tode des Peregrinus, 11 bis 16.

bloßer grotesker Possenreißer sein, er muß den Dingen auf den Grund sehen und das Wesentliche und Bedeutsame an ihnen klar erkennen.

So hat auch Lucian bei Peregrinus jene Seiten hervorgehoben, die für die ganze Klasse der "Heiligen und Vollstommenen", als deren Repräsentant dieser austritt, wichtig werden sollten. Sie mochten von den verschiedensten, teils erhabensten, teils verrücktesten Motiven geleitet werden, mochten sich selbst höchst selbstlos erscheinen, aber hinter ihrem ganzen Verhältnis zur Gemeinde lauerte schon deren Ausbeutung, die Lucian sah. Mochte die Vereicherung der besitzlosen "Heiligen" durch den Kommunismus der Gemeinde in seinen Tagen noch eine Abertreibung sein, bald sollte sie zur Wirklichseit werden, und schließlich zu einer Wirklichseit, welche die gröbste Abertreibung des Verspotters ihrer Ansänge weit hinter sich ließ.

Wenn Lucian die "Reichtümer" in den Vordergrund stellt, welche die Propheten erwarben, so spottet ein anderer Heide, ein Zeitgenosse Lucians, über ihre Verrücktheit.

Celsus schilberte, "wie in Phönizien und Palästina ge-

"Es gibt viele, die, obgleich sie Leute ohne Ruf und Namen sind, mit der größten Leichtigkeit und bei dem ersten besten Anlaß sowohl innerhalb der Heiligkümer als auch außerhalb derselben sich gebärden, als wären sie von prophetischer Esstafe ergriffen; andere, als Bettler umherschweisend und Städte und Kriegslager umziehend, bieten dasselbe Schauspiel. Einem jeden sind die Worte geläusig, ein jeder ist damit sofort bei der Hand. Ich bin Gott, oder "Gottes Sohn, oder "Geist Gottes". "Ich din Gott, oder "Gottes Sohn, voer "Geist Gottes". "Ich din gekommen, weil der Untergang der Welt schon im Anzug ist, und ihr Menschen sahret wegen eurer Ungerechtigkeit ins Verderben. Aber ich will euch retten, und ihr werdet mich bald wiederskommen sehen mit himmlischer Macht! Selig der, welcher mich jest ehrt! Alle übrigen werde ich dem ewigen Feuer

übergeben, die Städte sowohl als die Länder und Menschen. Diejenigen, welche jett die ihnen bevorstehenden Strafgerichte nicht erkennen wollen, werden dereinst vergeblich anderen Sinnes werden und seufzen! Die aber, welche an mich geglaubt, die werde ich ewiglich bewahren! Diesen großeartigen Drohungen mischen sie dann noch seltsame, halbeverrückte und absolut unverständliche Worte bei, deren Sinn sein noch so verständiger Mann herauszubringen vermag, so dunkel und nichtssagend sind sie; aber der erste beste Schwachkops oder Gautler vermag sie zu deuten, wie es ihm beliebt Diese angeblichen Propheten, die ich selbst mehr als einmal mit meinen Ohren gehört, haben, nachdem ich sie überführt, mir ihre Schwächen bekannt und eingestanden, daß sie ihre unsaßbaren Worte selbst ersunden hätten."*

Auch hier wieder die angenehme Mischung von Schwindler und Prophet, aber auch hier ginge man zu weit, wenn man das ganze Wesen ausschließlich als Schwindel bezeichnen würde. Es bezeugt nur einen allgemeinen Zustand der Bevölkerung, der Schwindlern ein gutes Operationsfeld bot, der aber auch wirkliche Schwärmerei und Ekstase in leicht erregbaren Gemütern erzeugen mußte.

Die Apostel wie die Propheten werden in dieser Beziehung von gleichem Kaliber gewesen sein. Aber in einem wesentslichen Umstand unterschieden sie sich: die Apostel hatten seinen sesten Ausenthaltsort, zogen unstet umher, daher ihr Name, (ἀπόστολος, Bote, Reisender, Seefahrer); die Propheten dagegen bildeten die "Lokalgrößen".

Das Aposteltum muß sich zuerst entwickelt haben. Solange eine Gemeinde klein war, vermochte sie nicht einen Agitator ständig zu erhalten. Sobald ihre Mittel zu seiner Erhaltung erschöpft waren, mußte er weiterziehen. Und solange die Zahl der Gemeinden gering war, kam es vor

^{*} Zitiert von Harnack in seiner Ausgabe der "Lehre der zwölf Apostel", S. 130 ff.

allem darauf an, neue Gemeinden in Städten zu gründen, wo es noch keine gab. Die Ausdehnung der Organisation in neue, noch nicht von ihr ergriffene Gebiete, und die Aufsrechterhaltung des Zusammenhangs zwischen ihnen, das war die große Aufgabe dieser wandernden Agitatoren, der Apostel. Ichen vor allem ist der internationale Charafter der christlichen Organisation zu danken, der so viel zu ihrer Lebenssfähigkeit beitrug. Sine lokale Organisation konnte man vernichten, wenn sie auf sich allein gestellt war. Dagegen war es mit den damaligen Mitteln der Staatsgewalt kaum möglich, gleichzeitig an allen Ecken und Enden des Reiches alle christlichen Gemeinden zu versolgen. Es blieben immer welche übrig, von denen den Berfolgten materielle Hilfe zussließen konnte, zu denen die Versolgten sich slüchten konnten.

Das bewirften vor allem die ewig wandernden Apostel, deren Anzahl zeitweise eine ziemliche Ausdehnung erreicht haben muß.

Lokale Agitatoren, die sich ausschließlich der Agitation widmeten, konnten erst aufkommen, nachdem einzelne Gemeinden einen solchen Umfang angenommen hatten, daß ihre Mittel ihnen erlaubten, solche Agitatoren ständig zu ershalten.

Je größer die Zahl der Städte, in denen chriftliche Gemeinden waren, und je umfangreicher die Gemeinden, desto mehr gediehen die Propheten, um so geringer wurde dagegen das Tätigkeitsseld der Apostel, die ja hauptsächlich in den Städten gewirft hatten, in denen es noch keine oder nur winzige Gemeinden gegeben hatte. Das Ansehen der Apostel mußte sinken.

Es mußte sich aber auch ein gewisser Gegensatzwischen ihnen und den Propheten herausstellen. Denn die Mittel der Gemeinden waren beschränkt. Je mehr die Apostel davon für sich nahmen, desto weniger blieb für die Propheten übrig. Diese mußten daher danach streben, das ohnehin sinkende Ansehen der Apostel noch mehr zu verringern, die Gaben, die ihnen zuteil wurden, einzuschränken und andererseits das eigene Ansehen zu erhöhen und bestimmte Ansprüche auf die Gaben der Gläubigen zu sixieren.

Sehr gut treten diese Bestrebungen zutage in der von uns schon mehrsach zitierten "Lehre (Didache) der zwölf Apostel", einer Schrift, die zwischen 135 und 170 abgesaßt wurde. Es heißt da:

"Jeder Apostel, der zu euch kommt, soll aufgenommen werden wie der Herr. Er wird aber nicht länger bleiben als einen Tag, wenn's aber nötig ist auch einen zweiten. Bleibt er aber drei Tage, so ist er ein falscher Prophet. Wenn der Apostel aber weggeht, so soll er nichtsempfangen außer so viel Brot, als er zur nächsten Nachtstation braucht. Verlangt er aber Geld, so ist er ein falscher Prophet.

"Neben Bropheten, ber ba im Geifte rebet, versuchet nicht, noch prüfet ihn; denn jegliche Sünde wird vergeben werden. diefe Sünde aber wird nicht vergeben werden. Nicht jeder aber, der im Geiste redet, ist ein Prophet, sondern nur, wenn er das Betragen des Herrn hat, an dem Betragen also wird der Prophet und der falsche Prophet erkannt werden. Und fein Prophet, ber, vom Geifte Gottes getrieben, eine Mahlzeit (für die Armen, Harnack) bestellt, ist von ihr. es sei denn ein falscher Prophet. Jeder Brophet aber, der die Wahrheit lehrt, ift, wenn er nicht tut, was er lehrt, ein falscher Prophet. Jeder Prophet aber, erprobt und wahrhaftig, der in bezug auf das irdische Geheimnis der Kirche handelt, jedoch nicht lehrt, alles das zu tun, was er selbst tut, der soll bei euch nicht gerichtet werden; denn bei Gott hat er bas Gericht. Ebenfo haben nämlich die alten (chriftlichen) Propheten gehandelt."

Daß in diesem Passus wahrscheinlich ein Hindlick auf die freie Liebe enthalten ist, die den Propheten gestattet werden soll, wenn sie nicht die Gemeinde zur Nachahmung ihres Beispiels auffordern, haben wir gesehen.

Es heißt weiter:

"Wer aber im Geifte fagt: gib mir Geld oder etwas anderes, den höret nicht; wenn er aber in bezug auf andere Notleidende zum Geben auffordert, soll ihn niemand richten.

"Jeder aber, der fommt im Namen des Herrn (also jeder Genosse, K.), werde aufgenommen; dann aber sollt ihr ihn prüsen und das Rechte und Falsche unterscheiden, denn ihr sollt Einsicht haben. Ist der Ankömmling ein Durchreisender, so helft ihm, er soll aber nicht länger als zwei dis drei Tage dei euch bleiben, wenn's nötig ist. Will er sich aber bei euch niederlassen, so soll er arbeiten und essen, wenn er ein Handwerker ist. Versteht er aber kein Handwerk, so tragt nach eurer Einsicht Vorsorge, daß kein Christ als Fauler mit euch lebe. Will er sich aber nicht danach richten, so ist er einer, der aus Christus Gewinn zieht. Haltet euch sern von solchen."

Man hielt es also schon für notwendig, dafür zu sorgen, daß die Gemeinde nicht von zuziehenden Bettlern überlaufen und ausgebeutet wurde. Doch nur für gewöhnliche Bettler soll das gelten:

"Jeber wahrhaftige Prophet aber, der sich bei euch niederslassen will, ist seiner Nahrung wert. Ebenso ist auch ein wahrhafter Lehrer wie jeder Arbeiter seiner Nahrung wert. Alle Erstlinge nun der Kelter und Tenne, der Kinder und Schase sollst du nehmen und sie den Propheten geben, denn sie sind eure Hohepriester. Wenn ihr aber einen Propheten nicht habt, so gebt sie den Armen. Wenn du einen Teig machst, so nimm seinen Andruch und gib ihn nach dem Gebot. Ebenso wenn du ein Weins oder Olgefäß öffnest, nimm den Andruch und gib ihn den Propheten. Bon Geld aber und Kleidung und jeglichem Besitz nimm den Andruch nach deinem Ermessen und gib ihn nach dem Gebot."

Die Apostel kommen in diesen Borschriften sehr schlecht weg. Noch kann man sie nicht einfach unterdrücken. Aber die Gemeinde, in der sie sich zeigen, soll sie so schnell wie möglich abschieben. Wenn der gewöhnliche durchwandernde Genosse zwei bis drei Tage lang Anspruch auf Unterstützung durch die Gemeinde hat, so der arme Teusel von Apostel nur ein bis zwei Tage. Und Geld darf er absolut keines bekommen.

Der Prophet dagegen ift "seine Nahrung wert!" Er muß aus der Gemeindekasse erhalten werden. Außerdem aber sind die Gläubigen verpflichtet, ihm alle Erstlinge abzuliefern von Wein und Brot und Fleisch, von DI und Tuch, ja selbst von dem Geldeinkommen.

Das paßt ganz gut zu der Schilberung, die Lucian gerade zur Zeit der Entstehung der Didache vom Wohlleben des Peregrinus entwirft, der sich auch als Prophet aufgetan hatte.

Während die Propheten aber so die Apostel zurückbrängten, erstand ihnen selbst eine neue Konkurrenz in den Lehrern, die zur Zeit der Abfassung der Didache freilich noch keine große Bedeutung haben mochten, denn sie werden nur kurz erwähnt.

Neben diesen dreien waren noch andere Elemente in der Gemeinde tätig, die in der Didache nicht genannt werden. Paulus in dem ersten Brief an die Korinther (12, 28) ers wähnt sie alle:

"Die einen hat Gott eingesetzt erstens als Apostel, zweitens als Propheten, drittens als Lehrer, dann für Wunder, Gaben der Heilung, der Hilfeleiftung, der Berwaltung, des Zungenredens."

Davon sind die Gaben der Hilfeleistung und Verwaltung sehr wichtig geworden, nicht aber die der Quacksalberei und Kurpfuscherei, die innerhalb der Gemeinde wohl keine Formen annahmen, welche sie von deren allgemein verbreiteten Formen zu jener Zeit unterschieden hätten. Das Auskommen der Lehrer hängt zusammen mit dem Eindringen wohlhabender und gebildeter Elemente in die Gemeinde. Die Apostel und Propheten waren unwissende Leute, die ohne jedes Studium in

den Tag hineinredeten. Darüber mochten die Gebildeten bloß die Nasen rümpsen. Bald fanden sich Leute unter diesen, die, entweder von der Liebestätigkeit des Gemeindeorganismus oder von seiner Macht, vielleicht auch von dem allgemeinen Charakter der christlichen Lehre angezogen, es versuchten, die letztere auf eine höhere Stuse dessen, au heben, was damals die Bissenschaft bedeutete, was freilich nicht mehr viel war. Das wurden die Lehrer. Sie erst suchten das Christentum mit dem Geist eines Seneka oder Philo zu ersfüllen, von dem es dis dahin recht wenig an sich gehabt haben dürfte.

Von der Masse in den Gemeinden und ebenso wohl auch von der Mehrzahl der Apostel und Propheten wurden sie jedoch mit Mißgunst und Neid betrachtet; es war das viel-leicht ein Berhältnis ähnlich dem zwischen der "schwieligen Arbeitersaust" und den "Akademikern". Trozdem wären die Lehrer mit dem Zunehmen der wohlhabenden und gebildeten Clemente in der Gemeinde immer mehr zu Ansehen gesommen und hätten den Propheten und Aposteln schließelich ein Ende bereitet.

Aber ehe es so weit kam, wurden alle drei Kategorien aufgesogen von einer Macht, die gewaltiger wurde als sie alle, die aber in der Didache erst nebenbei erwähnt wird: dem Bischos.

d. Der Bischof.

Wie bei jeder Neugründung einer proletarischen Bereinigung ging es auch bei den Anfängen der christlichen Gemeinden. Ihre Begründer, die Apostel, mußten alle Arbeit in der Gemeinde selbst verrichten, die der Propaganda, sowie der Organisation und Verwaltung. Aber wenn die Gemeinde länger dauert und wächst, macht sich das Bedürfnis nach Arbeitsteilung bemerkbar, die Notwendigkeit, einzelne Funktionen bestimmten Bertrauensmännern zuzusweisen.

Zuerst war es die Verwaltung des Einkommens und der Ausgaben der Gemeinde, was zu einem bestimmten Gemeindeamt wurde.

Die Propaganda konnte jeder einzelne Genosse nach Gutzbünken betreiben. Selbst jene, die sich ihr ausschließlich widzmeten, wurden noch im zweiten Jahrhundert, wie wir eben gesehen, nicht von der Gemeinde damit beauftragt. Apostel und Propheten ernannten sich selbst zu ihrem Beruse oder, wie es ihnen erschien, es war allein Gottes Stimme, der sie folgten. Das Ansehen, das der einzelne Propagandist, ob Apostel oder Prophet, in der Gemeinde genoß und ebenso wohl auch die Höhe seines Ginkommens hing von dem Eindruck ab, den er machte, also von seiner Persönlichkeit.

Andererseits war die Aufrechterhaltung der Parteidis= ziplin, wenn man es so nennen darf, etwas, was die Gemeinde felbst besorate, solange sie klein war und alle Mitglieder einander genau kannten. Sie felbst entschied über die Aufnahme neuer Mitglieder; wer die Aufnahmszere= monie, das Tauchbad, an ihnen vollzog, war gleichgültig. Sie felbst entschied über Ausschließungen, sie selbst hielt den Frieden unter den Genoffen aufrecht, entschied alle Streitig= keiten, die unter ihnen auftauchen mochten. Sie war das Tribunal, vor das alle Anklagen von Genossen ge= nossen zu bringen waren. Gegenüber den staatlichen Gerichten hatten die Christen ein nicht geringeres Mißtrauen, wie heute die Sozialdemokraten. Auch ftanden ihre gesellschaftlichen Anschauungen in schärfstem Gegensak zu denen der staatlichen Richter. Vor einen solchen zu gehen, um fein Recht zu suchen, hätte ein Chrift für eine Sunde gehalten, namentlich wenn es galt, einen Streit mit einem Genossen auszufechten. Damit war der Keim gelegt zu jener besonderen richterlichen Gewalt, welche die Kirche über ihre Gläubigen stets in Anspruch genommen hat gegenüber den staatlichen Gerichten. Freilich hat sich auch hier später der ursprüngliche Charafter der Rechtsprechung in sein volles

Gegenteil verkehrt, denn sie bedeutete in den Anfängen der christlichen Gemeinde die Aufhebung jeder Klassenjustiz, die Richtung des Angeklagten durch seine Genossen.

In dem ersten Briefe Pauli an die Korinther (6, 1 ff.) heißt es:

"Bringt es einer von euch über sich, wenn er eine Streitsfache mit einem anderen hat, sein Recht bei den Ungerechten zu suchen und nicht bei den Heiligen (das heißt den Genofsen)? Aber wisset ihr nicht, daß die Heiligen die Welt richten werden? Wenn euch denn das Gericht über die Welt zusteht, seid ihr nicht würdig, Gericht zu halten über die geringfügigsten Dinge? Wisset ihr nicht, daß wir über Gngel richten sollen? Warum denn nicht über Mein und Dein? Wenn ihr über Mein und Dein Rechtshändel habt, ruft ihr Leute zu Richtern an, die ihr verachtet?"

Die Aufrechterhaltung der Disziplin und des Friedens in der Gemeinde war im Anfang ebenso formlos und an kein bestimmtes Amt und keinen Instanzenzug gebunden, wie die Bropaganda.

Dagegen der ökonomische Faktor bedurfte frühzeitig einer Regelung, um so mehr, da die Gemeinde keine bloße Propasgandagesellschaft, sondern von Anfang an auch eine Unterskützungsvereinigung auf Gegenseitigkeit war.

Nach der Apostelgeschichte machte sich schon frühzeitig in der Gemeinde Jerusalems das Bedürfnis fühlbar, eigene Genossen mit der Sammlung und Verteilung der Mitgliedersgaben zu beauftragen, namentlich mit der Verteilung der Speisen bei Tisch. Diakoneo (diaxovéw) bedeutet bedienen, in erster Linie aber aufwarten bei Tisch. Das war offensbar ursprünglich das Hauptgeschäft der Diakone, wie die gemeinsame Mahlzeit die wichtigste Betätigung des urchristslichen Kommunismus war.

Die Apostelgeschichte berichtet:

"In diesen Tagen aber entstand bei der Bermehrung der Jünger ein Murren der hellenischen Genossen gegen die Kautsty, Der Ursprung des Christentums. hebräischen, weil jener Witwen bei den täglichen Mahlzeiten vernachlässigt wurden $(\pi a \varrho \varepsilon \vartheta \varepsilon \omega \varrho o \tilde{v} v t \tilde{g})$ diaxovią). Die Zwölf (Apostel, tatsächlich waren es damals nur elf, wenn wir die Erzählungen der Evangelien alle für bare Münze nehmen) beriesen die Versammlung der Jünger ein und sprachen: "Es ist nicht gut, daß wir das Verkünden des Wortes Gottes vernachlässigen müssen, um dei Tisch zu bedienen. Seht euch also nach sieden bewährten Männern um aus eurer Mitte, voll Verstand und Weisheit, die wir für dies Geschäft ausstellen wollen" (6, 1 bis 3).

So geschah es nach dem Bericht, und ähnlich wird es auch wirklich gewesen sein, das liegt in der Natur der Sache.

Die Apostel wurden also vom Kellnerdienst im Bolkshaus enthoben, den sie ursprünglich neben der Propaganda hatten versehen müssen, und der ihnen lästig geworden war, als die Gemeinde wuchs. Aber auch unter den nun eingesetzen Auswärtern, Diakonen, mußte es bald zu einer Arbeitsteilung kommen. Die Bedienung dei Tisch und sonstige Auswarte- und Reinigungsarbeit war ein ganz anderes Geschäft, als das Sammeln und Verwalten der Mitgliederbeiträge. Das letztere bedeutete einen Vertrauensposten ersten Ranges, namentlich wenn die Gemeinde wuchs und ihr größere Einnahmen zusloßen. Dieser Posten ersorderte ein hervorragendes Maß von Redlichkeit, Geschäftskenntnis und Güte, die sich nötigenfalls auch mit Strenge zu paaren wußte.

über die Diakonen wurde daher ein Verwalter gesetzt.

Die Einsetzung eines solchen Verwalters lag in der Natur der Sache. Jede Genossenschaft, die ein Vermögen oder Einkommen besitzt, muß einen haben. Bei den Genossenschaften und Vereinen Kleinasiens führten ihre Verwaltungsund Finanzbeamten den Titel Epimeletes oder Episkopos (έπίσχοπος, Beodachter, Aufseher). Derselbe Name wurde auch bei städtischen Behörden für gewisse Verwaltungsbeamte gebraucht. Hatch, der diese Entwicklung eingehend

verfolgt und in einem Buch dargestellt hat, dem wir für diesen Gegenstand sehr viel verdanken,* zitiert einen römischen Juristen, Charisius, der sagt: "Episkopi (Bischöse) sind jene, die das Brot und die übrigen käuflichen Dinge überwachen, die dem Stadtvolk zum täglichen Lebensunterhalt dienen."

Der städtische Bischof war also ein Verwaltungsbeamter, der vornehmlich für die richtige Ernährung der Bevölkerung zu sorgen hatte. Es lag nahe, den gleichen Titel dem Verwalter des christlichen "Bolkshauses" zu geben.

Wir haben schon oben von der gemeinsamen Kasse der Gemeinde gelesen, von der Tertullian berichtet. Daß ihre Verwaltung einem besonderen Vertrauensmann übergeben war, ersahren wir aus der ersten Apologie Justins des Märtyrers (geb. um das Jahr 100 n. Chr.). Es heißt da:

"Die Bermögenden und Willigen geben nach Belieben etwas von dem Jhrigen, das gesammelt und beim Borssteher niedergelegt wird, der unterstützt damit die Waisen und Witwen, die wegen Krankheit oder sonstiger Ursache in Not Besindlichen, die Gesangenen und zugereisten Fremden und nimmt sich überhaupt aller Bedürftigen an."

Biel Arbeit, viel Verantwortung, aber auch viel Macht ward so in die Hände des Bischofs gelegt.

In den Anfängen der Gemeinde war das Amt des Bischofs wie das seiner Helser und sonstigen Gemeindes sunktionäre ein Chrenamt, das ohne Entgelt neben der Erswerdsarbeit besorgt wurde.

"Die Bischöfe und Presbyter von damals trieben Bantsgeschäfte, praktizierten als Arzte, arbeiteten als Silberschmiede, hüteten die Schafe und verkauften ihre Erzeugnisse auf offenem Markt.... Die wichtigsten uns noch erhaltenen Bestimmungen der alten Provinzialspnoden in bezug auf

^{*} Sowin Hatch, Die Gefellschaftsversassung der christlichen Kirchen im Altertum. Übersetzt und mit Exkursen versehen von A. Harnack, Gießen 1883.

fie sind, daß die Bischöse ihre Waren nicht von Markt zu Markt ziehend verhösern und daß sie nicht ihre Stellung ausnutzen sollten, um billiger zu kausen und teurer zu verstausen als die übrigen."*

Sobald aber eine Gemeinde wuchs, wurde es unmöglich, ihre zahlreichen wirtschaftlichen Funktionen im Nebenamt zu versehen. Man machte aus dem Bischof einen Angestellten der Gemeinde, der von ihr eine Entlohnung erhielt.

Damit wurde aber auch sein Verbleiben im Amt ein ständiges. Wohl hatte die Gemeinde das Recht, ihn jederzeit abzusehen, wenn er ihren Forderungen nicht entsprach. Aber es ist klar, daß man einen Mann, den man aus seinem Berus herausgerissen hatte, nicht gern ohne Not aufs Pslaster setzte. Andererseits ersorderte die Besorgung der Gemeindegeschäfte eine ziemliche Gewandtheit und Vertrautheit mit den Gemeindeverhältnissen, die man nur durch längere Tätigsteit im Amt erward. Es lag daher im Interesse der glatten Abwicklung der Gemeindegeschäfte selbst, jeden unnötigen Wechsel in der Besetzung des Bischossamtes zu vermeiden.

Je länger aber ber Bischof in seinem Amte verblieb, besto mehr mußte sein Ansehen und seine Macht zunehmen, wenn er seiner Aufgabe gewachsen war.

Er blieb nicht der einzige ständige Beamte der Gemeinde. Auch das Amt der Diakonen konnte auf die Dauer nicht nebenher versehen werden. Sie wurden gleich dem Bischof aus der Gemeindekasse bezahlt, bildeten aber dessen Unterzebene. Der Bischof hatte mit ihnen zu wirtschaften, schon deswegen beachtete man bei ihrer Bahl vor allem seine Empfehlung. So kam er dazu, Amter in der Gemeinde zu vergeben, was seinen Einfluß steigern mußte.

Wenn sich die Gemeinde ausdehnte, wurde es auch uns möglich, daß sie selbst sür ihre Disziplin sorgte. Nicht nur die Zahl ihrer Mitglieder wuchs, auch die Art ihrer Eles

^{*} Hatch, Gefellschaftsverfassung der christlichen Kirche, 152, 153.

mente wurde verschiedenartiger. Hatten anfangs alle eine Familie gebildet, in der jeder alle anderen Genoffen genau fannte, die im Fühlen und Denken miteinander vollständig vertraut waren und die wohl auch eine Elite opferfreudiger Enthusiaften bildeten, so borte das um so mehr auf, je größer die Gemeinde wurde. Die mannigfachften Elemente brangen in sie ein, Elemente aus verschiedenen Klaffen und Gegenden, die einander oft fremdartig und verständnislos, mitunter jogar gegensätzlich gegenüberftanden — etwa Sklaven und Stlavenbesitzer -; bazu Elemente, die nicht von Enthufiasmus, fondern von schlauer Berechnung getrieben wurden, um die Leichtgläubigkeit und Opferfreudigkeit der Genoffen für sich auszubeuten. Dazu kamen Differenzen der Anschauungen — alles das mußte Streitigkeiten aller Art her= vorrufen, oft Streitigkeiten, die sich nicht ohne weiteres burch eine Aussprache in der Gemeindeversammlung entscheiden ließen, die längere Untersuchungen des Sachverhalts nötig machten.

So wurde ein Kollegium, das der Altesten oder Presbyter, mit der Aufgabe betraut, die Disziplin in der Gemeinde zu wahren und Streitigkeiten in ihrer Mitte zu schlichten, über den Ausschluß von unwürdigen Mitgliedern vor der Gemeinde zu referieren, wohl auch über die Aufnahme neuer Mitglieder, an denen sie dann die Zeremonie der Aufnahme, die Tause, zu vollziehen hatten.

Der Bischof, der alle Gemeindeverhältnisse aufs genaueste kannte, war der gegebene Vorsitzende dieses Kollegiums. Er bekam dadurch Einfluß auch auf die Sittenpolizei und die Jurisdistion der Gemeinde. Wo die Presbyter (woraus das Wort Priester entstanden ist) infolge des Wachstums der Gemeinde zu ständigen, bezahlten Gemeindebeamten wurden, kamen sie gleich den Diakonen unter die Obergewalt des Führers der Gemeindekasse, des Bischofs.

In einer Großstadt wurde die Gemeinde leicht so stark, daß ein einziges Gebäude nicht hinreichte, ihre Bersammlung

zu fassen. Sie wurde in Bezirke geteilt; in jeder Bezirksversammlung hatte ein Diakon die Genossen zu bedienen,
ein Presbyter wurde vom Bischof delegiert, die Versammlung zu leiten und ihn zu vertreten. Ahnlich hielt man es
mit den Vorstädten und Törsern. Wo sie an eine Gemeinde
grenzten, wie die Roms oder Alexandriens, da war der Einfluß der letzteren überwältigend, da gerieten die benachbarten.
Gemeinden von selbst unter den Einfluß der Großstadt und
ihres Bischoss, der ihr seine Diakone und Presbyter schiefte.

So bilbete sich nach und nach eine Gemeindebureaukratie mit dem Bischof an der Spize, die immer selbständiger und machtvoller wurde. Man mußte das größte Ansehen in der Gemeinde genießen, um zu einem so viel umworbenen Posten erwählt zu werden. Hatte man ihn gewonnen, dann verlieh er so viel Macht, daß bei einiger Klugheit und Tüchtigseit der Bille des Bischofs, dessen Tendenzen sich ja von vornherein mit denen der Mehrheit seiner Gemeinde gedeckt hatten, namentlich in Personenfragen immer mehr der entsscheidende wurde.

Das führte dahin, daß schließlich unter seine Oberhoheit nicht bloß Personen kamen, die in der Gemeindeverwaltung beschäftigt waren, sondern auch solche, die sich mit der Propasganda und der Theorie besaßten.

Wir haben gesehen, wie im zweiten Jahrhundert die Apostel durch die Bropheten zurückgedrängt wurden. Beide aber, Apostel wie Bropheten, mochten nicht selten in Konsslift mit dem Bischof kommen, der dann wohl nicht zögerte, sie seine sinanzielle und moralische Macht fühlen zu lassen. Es siel ihm jedenfalls nicht schwer, Aposteln und Propheten, aber auch Lehrern den Ausenthalt in der Gemeinde zu verseseln, sobald sie Tendenzen vertraten, welche ihm nicht paßten. Und das mochte namentlich bei den Aposteln und Propheten nicht selten vorsommen.

Bu Bischöfen, das heißt zu Kaffenmenschen, wählte man naturgemäß mit Borliebe nicht weltfremde Enthusiasten, son-

den Mert des Geldes, also auch den Wert zahlreicher wohlshabender Gemeindemitglieder sehr wohl zu schäften. Es liegt in der Natur der Dinge, daß sie es vor allem waren, die den opportunistischen Revisionismus in der christlichen Gemeinde vertraten, daß sie dahin arbeiteten, den Haß gegen die Reichen in der Gemeinde zu milbern, die Lehren der Gemeinde in einer Weise abzuschwächen, die den Reichen den Aufenthalt in ihr angenehmer gestaltete.

Die Reichen, das waren damals auch die Gebildeten. Die Gemeinde den Bedürfniffen der Reichen und Gebildeten anpassen, hieß den Einfluß der Apostel und Propheten zurückdrängen und deren Tendenzen ad absurdum führen, sowohl die Tendenzen jener, die aus bloßem Knotentum, wie auch die jener selbstlosen Elemente, die aus Enthusiasmus den Reichtum mit vollstem Hasse bekämpsten, um so mehr bekämpsten, wenn sie als ehemals Reiche ihren ganzen Besitz der Gemeinde hingegeben hatten, um ihr hohes kommunistisches

Ideal zu verwirklichen.

In dem Kampfe zwischen Rigorismus und Opportunismus fiegte der lettere, fiegten also die Bischöfe über die Apostel und Propheten, beren Bewegungsfreiheit, ja beren Existenzmöglichkeit in der Gemeinde zusehends abnahm. Un ihre Stelle traten immer mehr Gemeindebeamte. Da urfprünglich jeder Genoffe das Recht befaß, in ber Gemeindeversammlung das Wort zu ergreifen und propagandistisch tätig zu sein, konnten auch Gemeindebeamte eine folche Tätigfeit entfalten, und fie werben es in hervorragendem Grade getan haben. Es ift flar, daß Genoffen, die aus der anonymen Maffe als befannte Redner hervorragten, eher in Gemeindeamter gewählt wurden als völlig unbefannte. Andererseits mochte man aber auch von ben Gemählten neben ihrer administrativen und richterlichen Arbeit propagandistische Tätigkeit fordern. Bei manchen Berwaltungsbeamten trat diese lettere Tätigkeit mehr in den Bordergrund als ihre ursprüngliche Amtstätigkeit, wenn das Wachstum der Gemeinde neue Organe schuf, welche die anderen entlasteten. So konnten vielfach die Diakonen sich mehr der propagandistischen Tätigkeit widmen, wenn ihre Funktionen in großen Gemeinden durch besondere Krankenhäuser, Waisenhäuser, Armenhäuser, Gasthäuser für zuwandernde Genossen abgelöft wurden.

Andererseits wurde es gerade durch das Wachstum der Gemeinde und ihrer wirtschaftlichen Funktionen notwendig, ihren Beamten eine Vorbildung für ihr Amt zuteil werden zu lassen. Es wäre seht zu kostspielig und gefährlich gewesen, hätte man es sedem überlassen, erst durch seine Erschrungen in der Praxis klug zu werden. Der Nachwuchs an Gemeindebeamten wurde im Hause des Bischoss herangezogen und dort mit den Obliegenheiten der Kirchenämter vertraut gemacht. Wo die Beamten neben ihren Amtszeschäften auch die Propaganda zu pslegen hatten, lag es nahe, sie im bischösslichen Hause zu unterrichten.

So wurde der Bischof das Zentrum nicht bloß der wirtsichaftlichen, sondern auch der propagandistischen Tätigkeit der Gemeinde, auch diesmal mußte sich die Jdeologie vor der Okonomie beugen.

Es bildete sich jetzt eine offizielle, von der Gemeindebureaukratie anerkannte und verbreitete Lehre, die immer gewaltsamer jegliche von ihr abweichenden Anschauungen mit allen ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln unterdrückte.

Damit sei nicht gesagt, daß sie stets bildungsfeindlich war. Die Tendenzen, denen die Bischöfe entgegenwirkten, waren die des ursprünglichen staats und besitzseindlichen proletarischen Kommunismus. Entsprechend der Unwissenheit der unteren Bolksschichten, ihrer Leichtgläubigkeit, der Unvereinsbarkeit ihrer Erwartungen mit der Wirklichkeit, waren gerade diese Tendenzen mit besonderer Wundergläubigkeit und übersspanntheit verknüpft. Wie viel auch die ofsizielle Kirche auf

diesem Gebiet leisten mochte, die von ihr versolgten Sekten der ersten Jahrhunderte leisteten noch ein Erkleckliches mehr an Berrücktheit.

Die Sympathie mit den Unterdrückten, die Abneigung gegen jede Unterdrückung darf uns nicht verleiten, in jeder Opposition gegen die offizielle Kirche, in jeder Rezerei gleich eine höherstehende Auffassung zu erblicken.

Die Bildung einer offiziellen Glaubenslehre der Kirche wurde noch durch andere Umftände gefördert.

Wir sind über die Glaubenslehren der ersten Anfänge der christlichen Gemeinde nur schlecht unterrichtet. Nach verschiedenen Anzeichen zu urteilen, waren sie nicht sehr umfassend und sehr einfacher Natur. Auf keinen Fall darf man annehmen, daß sie bereits alles enthielten, was später die Evangelien als Lehre Jesu hinstellten.

Wenn wir zur Not als wahrscheinlich annehmen dürfen, daß Jesus gelebt hat und gekreuzigt wurde, wahrscheinlich wegen eines Aufstandsversuchs, so ist das so ziemlich alles, was wir von ihm wissen. Was über seine Lehre berichtet wird, ist so wenig bezeugt, so widerspruchsvoll und dabei so wenig originell, sind so schr allgemeine Sittensprüchlein, die damals in vieler Leute Munde waren, daß daraus nicht das mindeste mit Sicherheit auf Jesu wirkliche Lehre zurückzussühren ist. Wir wissen über diese gar nichts.

Um so mehr haben wir das Recht, uns die Anfänge der christlichen Gemeinden etwa nach den Anfängen der sozialistischen Vereinigungen vorzustellen, mit denen sie auch sonst zahlreiche Ahnlichseiten ausweisen. Bliesen wir auf diese Ansänge, so sinden wir nirgends eine übermächtige Persönlichseit, deren Lehre für den weiteren Verlauf der Bewegung maßgebend wird, sondern ein chaotisches Gären, ein unssicheres, instinktmäßiges Suchen und Tasten zahlreicher Proletarier, von denen keiner den anderen erheblich überragt, die alle im großen und ganzen von denselben Tendenzen getrieben werden, im einzelnen aber oft auf die größten Abs

fonderlichkeiten kommen. Ein solches Bild bieten zum Beisspiel die Anfänge der proletarisch-sozialistischen Bewegung in den dreißiger und vierziger Jahren des neunzehnten Jahrshunderts. So hatte der Bund der Gerechten, der spätere Rommunistendund, schon eine erhebliche Laufdahn hinter sich, ehe Marx und Engels ihm mit dem Rommunistischen Manissest eine bestimmte theoretische Grundlage verliehen. Und dieser Bund selbst wieder war nur die Fortsetzung noch früherer proletarischer Strömungen in Frankreich und Engeland. Ohne Marx und Engels wäre seine Lehre noch lange im Stadium des Gärungsprozesses geblieben. Die beiden Bäter des Rommunistischen Manisestes aber konnten ihre überragende und bestimmende Position nur gewinnen dank ihrer Beherrschung der Wissenschaft, die ihre Zeit bot.

Nichts deutet darauf hin, im Gegenteil, es wird direkt ausgeschlossen, daß an der Wiege des Christentums eine wissenschaftlich tiefer gebildete Persönlichkeit gestanden wäre. Bon Jesus wird ausdrücklich gesagt, er habe an Bildung seine Genossen, die einsachsten Proletarier, nicht überragt. Nicht auf sein überlegenes Wissen, sondern auf seinen Märtyrertod und seine Auserstehung weist Paulus hin. Dieser Tod war es, was tiesen Eindruck auf die Christen machte.

Dem entspricht auch die Art des Lehrens im ersten Jahrhundert des Christentums.

Die Apostel und Propheten geben keine bestimmte Lehre wieder, die sie von anderen überkommen haben, sie sprechen, wie sie der Geist treibt. Die verschiedensten Anschauungen werden laut, Zank und Streit erfüllt die ersten Gemeinden.

Paulus schreibt an die Korinther:

"Das aber kann ich nicht loben, daß eure Zusammenfünfte nicht zum Guten, sondern zum Schlimmen führen. Fürs erste höre ich, daß es Zwistigkeiten (σχίσματα) bei euch gibt, wenn ihr Versammlung haltet, und zum Teil glaube ich das. Es muß verschiedene Richtungen unter euch geben, damit die Echten (δόκεμοι) unter euch offenbar werden."
(1. Korinther 11, 17, 18.)

Diese Notwendigkeit der verschiedenen Richtungen, Särefien (Paulus gebraucht dafür das Wort alokoels) innerhalb der Gemeinde sah die spätere offizielle Kirche durchaus nicht ein.

Im zweiten Jahrhundert hört das unbestimmte Suchen und Tasten auf. Die Gemeinde hat eine Geschichte hinter sich. Und im Laufe dieser Geschichte haben sich bestimmte Glaubenssätze durchgerungen und Anerkennung bei der großen Masse der Genossen erlangt. Jest dringen aber auch die Gebildeten in die Gemeinde ein, die einerseits die Geschichte der Bewegung und deren Glaubenssätze, die ihnen mündlich mitgeteilt werden, schriftlich sixieren und damit vor weiteren Umwandlungen bewahren; die andererseits die naive Lehre, welche sie vorsinden, auf die freilich recht geringe Höhe des Wissens ihrer Zeit erheben, sie mit ihrer Philosophie erstüllen, dadurch auch für die Gebildeten schmackhaft machen und gegen die Einwände der heidnischen Kritis wappnen wollen.

Wer jest als Lehrer in der chriftlichen Gemeinde auftreten wollte, mußte über ein bestimmtes Wissen versügen. Die Apostel und Propheten konnten nicht mehr mit, die einfach über die Sündhaftigkeit der Welt gedonnert und deren baldigen Zusammenbruch geweissagt hatten.

So wurden die armen Teufel von Aposteln und Kropheten von allen Seiten bedrängt und eingeengt. Ihre Zwergsbetriebe mußten schließlich dem ungeheuren Apparat der christlichen Bureaufratie unterliegen. Sie verschwanden. Die Lehrer aber wurden ihrer Freiheit beraubt und dem Bischof untergeordnet. Bald wagte in der Gemeindeversammlung, der Kirche*, niemand mehr zu reden, dem nicht der Bischof dazu die Besugnis erteilt hatte. Das heißt niemand außer der vom Bischof dirigierten Gemeindebureaufratie, dem

^{*} Ecclesia, ἐχχλησία, heißt ursprünglich die Volksversammlung.

Klerus*, ber sich immer mehr von der Masse der Genossen, ben Laien**, absonderte und über sie erhob. Das Bild vom Hirten und der Herde bürgert sich ein, und zwar wird unter der Herde eine solche geduldiger Schase verstanden, die sich widerstandslos treiben und scheren lassen. Der Oberhirt aber ist der Bischof.

Der internationale Charafter der Bewegung trug noch weiter dazu bei, die Macht des Bischofs zu steigern. Ehebem waren es die Apostel gewesen, die den internationalen Zusammenhang der einzelnen Gemeinden durch ihr stetes Wandern aufrechterhalten hatten. Je mehr das Aposteltum zurücktrat, desto wichtiger wurde es, andere Mittel des Zussammenhaltens und der Verständigung der Gemeinden zu sinden. Tauchten Streitfragen auf oder wurde ein gemeinssames Vorgehen oder eine gemeinsame Regelung in irgend einer Angelegenheit ersorderlich, dann traten jetz Kongresse von Delegierten der Gemeinden zusammen, Provinzials, aber auch schon Reichskongresse, seit dem zweiten Jahrhundert.

Anfangs dienten diese Zusammenkünste bloß der Besprechung und Verständigung. Sie konnten nicht Beschlüsse mit zwingender Gewalt fassen. Jede einzelne Gemeinde fühlte sich souverän. Noch Cyprian, in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts, verkündete die absolute Unabhängigkeit jeder Gemeinde. Aber es ist klar, daß die Majorität von vornherein das moralische übergewicht für sich hatte. Nach und nach wurde dies übergewicht zwingend, die Beschlüsse der Majorität erlangten für die Gesamtheit der vertretenen Gemeinden bindende Kraft, diese verschmolzen zu einem einheitzlichen, geschlossenen Körper. Was die einzelne Gemeinde an Bewegungsfreiheit dadurch verlor, gewann die Gesamtheit nun an Kraft.

^{*} Kleros (xlõpos), das Erbe, das Eigentum Gottes, das Volk Gottes, die von Gott Auserwählten.

^{**} Von laos (1205), das Volk.

So wurde die katholische Kirche geschaffen.* Gemeinden, die sich den Beschlüssen der Kongresse (Synoden, Konzilien) nicht fügen wollten, mußten aus dem katholischen Kirchensverband austreten, wurden von der Gemeinschaft ausgeschlossen. Der einzelne aber, der aus seiner Gemeinde aussgeschlossen wurde, fand nun nicht mehr Aufnahme in anderen Gemeinden, er war aus der Gesamtheit der Gemeinden ausgeschlossen. Und die Wirkung der Ausschließung, Extommunikation, wurde jest erheblich härter.

Die Befugnis, Mitglieder, die den Zwecken der Gemeinsschaft widerstreben, aus ihr auszuschließen, war das gute Recht der Kirche, solange sie eine besondere Partei oder Genossenschaft neben vielen anderen Parteien und Genossenschaften innerhalb des Staates bildete, die besondere Zwecke verfolgte. Sie hätte diese ja nicht erreichen können, wenn sie sich des Rechtes begeben hätte, jeden aus ihrer Mitte auszuschließen, der ihnen widerstrebte.

Anders gestalteten sich die Dinge, als die Kirche zu einer Organisation wurde, die den ganzen Staat aussüllte, ja die ganze europäische Gesellschaft, von der die Staaten nur einzelne Teile bildeten. Der Ausschluß aus der Kirche wurde jest gleichbedeutend mit dem Ausschluß aus der menschlichen Gesellschaft, er konnte gleichbedeutend werden mit einem Todesurteil.

Die Möglichkeit des Ausschlusses von Mitgliedern, die die Zwecke der Gemeinschaft nicht anerkennen, ist unerläßelich für die Bildung und das erfolgreiche Wirken von des sonderen Parteien im Staate, also für ein reges und fruchts bares politisches Leben, für eine kraftvolle politische Entwickslung; sie wird dagegen zu einem Mittel, jede Parteibildung

^{*} Katholisch von holos (ölos), ganz, vollständig, und der Präsposition kata (xara), das herab, betreffend, zugehörig bezeichnet. Katholikos heißt das Ganze betreffend, die katholische Kirche also die Gesamtkirche.

zu hindern, jedes politische Leben, jede politische Entwickslung unmöglich zu machen, wenn sie, staat von einzelnen Parteien im Staate, von diesem selbst oder einer Organissation, die ihn ausfüllt, gedraucht wird. Aber es ist eine Sinnlosigseit, wenn man die Forderung der vollen Meinungsstreiheit für alle Mitglieder der Gemeinschaft, die jede demostratische Partei an den Staat stellen muß, auch an die einzelnen Parteien stellt. Eine Partei, die alle Meinungen in ihren Reihen duldet, hört auf, eine Partei zu sein. Der Staat dagegen, der bestimmte Meinungen versolgt, wird dadurch selbst Partei. Was die Demostratie zu sordern hat, ist nicht, daß die Parteien aushören, Parteien zu sein, sondern daß der Staat aushört, Partei zu sein.

Gegen die Exfommunifationen der Kirche läßt sich vom demokratischen Standpunkt dann an sich nichts einwenden, wenn die Kirche nur eine unter mehreren Parteien bildet. Wer nicht an die Lehrsähe der Kirche glaubt, sich ihren Sahungen nicht fügen will, gehört nicht in sie hinein. Die Demokratie hat keine Ursache, von der Kirche Toleranz zu sordern — aber freilich nur dann, wenn die Kirche sich damit begnügt, eine Partei unter vielen anderen zu sein, wenn der Staat nicht für sie Partei ergreift oder gar sich mit ihr identissiert. Hier hat eine demokratische Kirchenpolitik einzusehen und nicht in der Forderung der Duldung Ungläubiger in der Kirche, was nur eine Halbeit und Schwächlichkeit ift.

Aber wenn sich gegen das Exfommunikationsrecht der Kirche, solange sie nicht Staatskirche war, an sich vom demokratischen Standpunkt nichts- einwenden ließ, so doch sehr viel schon in diesem Zeitpunkt in bezug auf die Art und Weise, wie dies Recht gehandhabt wurde. Denn es war nicht mehr die Masse der Genossen, sondern die Bureauskratie, die die Exkommunikation vollzog. Je mehr der einzelne dadurch geschädigt werden konnte, desto mehr wuchs die Macht der kirchlichen Bureaukratie und ihres Hauptes, des Bischofs.

Dazu kam noch, daß er auf den kirchlichen Kongressen der Delegierte seiner Gemeinde war. Die bischöfliche Macht kam ja gleichzeitig mit den Konzilien auf, und so wurden diese von Ansang an Versammlungen der Bischöfe.

Bu dem Ansehen und der Machtfülle, die dem Bischof die Verwaltung des Gemeindevermögens und die Bestellung und Leitung des gesamten administrativen, richterlichen und propagandistisch-wissenschaftlichen Apparates der Gemeindebureaufratie verlieh, gesellte sich jetzt noch die Übermacht des Ganzen, der katholischen Kirche, gegenüber dem Teil, der Gemeinde. Der Bischof stand dieser als Vertreter der Gesamtheit der Kirche gegenüber. Je strammer die Organissation der Gesamtsirche wurde, desto ohnmächtiger die Gemeinde gegenüber dem Bischof, wenigstens dann, wenn dieser die Tendenzen der Majorität seiner Kollegen vertrat. "Durch dies bischössliche Kartell wurden die Laien vollends entsmündiat."*

Nicht mit Unrecht leiteten die Bischöfe ihre Machtsülle von den Aposteln ab, als deren Nachfolger sie sich betrachteten. Jene bildeten wie diese das internationale, zusammenshaltende Element in der Gesamtheit der Gemeinden gegensüber jeder einzelnen unter diesen, und gerade daraus zogen sie einen gewaltigen Teil ihres Einflusses und ihrer Kraft.

Auch der lette Rest der ursprünglichen Demokratie der Gemeinde schwand nun rasch dahin, ihr Recht, die Beamten, die sie brauchte, auch selbst zu wählen. Je größer die Selbständigkeit und die Macht des Bischofs und seiner Leute in

^{*} Harnack, Mission und Ausbreitung des Christentums, I, 870. Harnack führt als Beispiel der großen Macht, die der Bischof über seine Gemeinde erlangt hatte, den Bischof Trophimus an. Mis dieser zur Zeit einer Bersolgung zum Heidentum übertrat, folgte ihm der größte Teil seiner Gemeinde. "Mis er aber sich zurückwandte und Buße tat, da folgten ihm auch die anderen, die alle nicht zur Kirche zurückgekommen wären, wenn sie nicht Trophimus geführt hätte."

ber Gemeinde, besto leichter wurde es ihm, diese zur Erwählung der ihm passenden Leute zu veranlassen. Er wurde tatsächlich derzenige, der die Amter besetze. Bei der Wahl des Bischofs selbst aber hatten, angesichts der Macht des Klerus in der Gemeinde, die von diesem vorgeschlagenen Kandidaten von vornherein die besten Chancen. Schließlich kam es so weit, daß nur noch der Klerus den Bischof wählte, der Masse der Genossen in der Gemeinde verblieb bloß das Kecht, diese Wahl zu bestätigen oder abzulehnen. Aber auch das wurde immer mehr eine reine Formalität. Die Gemeinde sah sich schließlich zur bloßen Hurracanaille degradiert, der der Klerus den von ihm erwählten Bischof präsentierte, damit sie ihm begeistert zujuble.

Damit war die demokratische Organisation der Gemeinde völlig vernichtet, der Absolutismus des Klerus besiegelt, seine Umwandlung aus einem demütigen "Knecht der Knechte Gottes" in ihren unumschränkten Herrn vollendet.

Es war selbstverständlich, daß das Vermögen der Gemeinde nun tatsächlich das Bermögen ihrer Verwalter wurde, freilich nicht ihr persönliches Vermögen, sondern das der Bureaufratie als Korporation. Das Kirchengut hörte auf, Gemeindeeigentum der Genossen zu sein, es wurde das Eigentum des Klerus.

Diese Umwandlung fand eine mächtige Unterstützung und Beschleunigung durch die staatliche Anerkennung des Christentums im Beginn des vierten Jahrhunderts. Aber andererseits war die Anerkennung der katholischen Kirche durch die Kaiser selbst nur die Folge davon, daß die Erstarkung der Bureaukratie und des bischöflichen Absolutismus in ihr bereits zu einer gewaltigen Höhe gestiegen war.

Solange die Kirche eine demokratische Organisation war, stand sie in vollem Gegensatzum Wesen des kaiserlichen Despotismus im Kömerreiche. Dagegen wurde die bischöfeliche Bureaukratie, die das Volk absolut beherrschte und ausbeutete, wohl verwendbar für den kaiserlichen Despotismus.

Er durfte sie aber auch nicht ignorieren, er mußte sich mit ihr abfinden, da sie ihm sonst über den Kopf zu machsen

drohte.

Der Klerus war eine Macht geworden, mit der jeder Beherricher bes Reiches zu rechnen hatte. In den Bürgerfriegen am Unfang bes vierten Sahrhunderts fieate derjenige unter den Thronprätendenten, der fich mit dem firchlichen Klerus alliierte, Konstantin.

Die Bischöfe wurden nun die Herren, die gemeinsam mit ben Kaifern das Reich regierten. Die Kaifer führten oft ben Borfik bei den bischöflichen Konzilien, dafür ftellten fie aber auch die Staatsgewalt den Bischöfen zur Verfügung um die Beschluffe der Konzilien und die Exfommunifationen durchzuführen.

Gleichzeitig erlangte die Kirche jest die Rechte einer juris ftischen Berson, die Bermögen erwerben und erben fonnte (feit 321). Ihr famoser Appetit wurde dadurch sofort enorm gesteigert, das Kirchengut wuchs maßlos. Damit wuchs aber auch die Ausbeutung, die die Kirche übte.

Aus der Organisation eines proletarischen, rebellischen Kommunismus erwuchs die fefteste Stuge bes Despotismus und der Ausbeutung, eine Quelle neuen Despotismus, neuer

Ausbentung.

Die siegreiche chriftliche Gemeinde war in allen Punkten das gerade Gegenteil jener Gemeinde, die von armen Fischern und Bauern Galilaas und Proletariern Jerufalems brei Jahrhunderte vorher begründet worden war. Der gefreuzigte Meffias wurde die festeste Stute jener verkommenen, infamen Gefellichaft, beren völlige Zertrummerung die Meffiasgemeinde von ihm erwartet hatte.

e. Das Klosterwesen.

Benn die fatholische Rirche, namentlich seitdem fie die ftaatliche Anerkennung gefunden hatte, die Tendenzen der ursprünglichen Messiasgemeinde in ihr gerades Gegenteil 31

verwandelte, so geschah dies keineswegs in friedlicher Weise, ohne Widerstreben und Kampf. Die sozialen Zustände, die den urchristlichen demokratischen Kommunismus geschaffen hatten, bestanden ja fort, sie wurden sogar immer quälender und aufreizender, je mehr das Reich verkam.

Wir haben gesehen, wie von Anfang an protestierende Tendenzen gegen die neue Richtung zutage treten. Nachdem diese in der Kirche die herrschende und offizielle geworden ift, die eine andere in der Mitte der Gemeinde nicht bulbet. bilden sich immer wieder neue demokratische und kommunis ftische Sekten neben der katholischen Kirche. So fand zum Beispiel zur Zeit, als diese Rirche von Konftantin anerkannt wurde, in Nordafrika die Sekte der Circumcellionen weite Verbreitung, schwärmerische Bettler, die den Kampf der Donatistensette gegen die Staatsfirche und den Staat auf die Spitze trieben und den Kampf gegen alle Vornehmen und Reichen predigten. Wie in Galilaa zur Zeit Chrifti erhob sich im vierten Jahrhundert in Nordafrika die bäuerliche Bevölkerung voll Verzweiflung gegen ihre Unterdrücker. und das Räubertum gahlreicher Banden war die Form ihres Protestes. Wie ehedem die Zeloten und mahrscheinlich auch die ersten Unhänger Jesu gaben jett die Circumcellionen diefen Banden ein Ziel der Befreiung und ber Abschüttlung jealichen Joches. Mit äußerster Kühnheit stellten sie sich sogar den kaiserlichen Truppen zum Gesecht, die Hand in Sand mit tatholischen Geiftlichen ben Aufstand niederzuwerfen suchten, der sich jahrzehntelang behauptete.

So wie dieser Versuch scheiterte auch jeder andere einer fommunistischen Erneuerung der Kirche, mochte er friedlicher oder gewalttätiger Natur sein. Sie scheiterten alle an densselben Ursachen, die den ersten schließlich in sein Gegenteil umgewandelt hatten und die ebenso fortwirkten, wie das Bedürfnis nach solchen Versuchen fortwirkte. Wenn dies Bedürfnis durch die steigende Not verstärkt wurde, so ist nicht zu vergessen, daß gleichzeitig auch die Mittel der Kirche

ftiegen, einen immer größeren Teil des Proletariats durch ihre Unterstützungsanstalten vor den schlimmsten Aufreizungen der Not zu bewahren, aber auch in Abhängigseit vom Klerus zu bringen, zu korrumpieren, jeden Enthusiasmus und jeden höheren Gedanken in ihm zu ersticken.

Als die Kirche Staatsfirche wurde, ein Wertzeug des Despotismus und der Ausbeutung, wie es so fraftvoll und riesenhaft in der Geschichte noch nicht bestanden hatte, schien das Ende aller kommunistischen Tendenzen in ihr vollends besiegelt. Und doch sollten sie gerade aus dem Staats-

firchentum wieder neue Kraft saugen.

Bis zu ihrer staatlichen Anerkennung war die Verbreitung des christlichen Gemeindelebens im wesentlichen auf die großen Städte beschränkt gewesen. Nur dort konnte es sich in den Zeiten der Versolgungen behaupten. Auf dem flachen Lande, wo jeder einzelne leicht zu kontrollieren ist, können geheime Organisationen nur bestehen, wenn sie von der ganzen Bevölkerung getragen werden, wie das zum Beispiel bei den irischen Geheimbünden der letzten Jahrhunderte der Fall war, die sich gegen das englische Joch richteten. Die soziale oppositionelle Bewegung einer Minderheit sand disher auf dem flachen Lande die größten Schwierigkeiten. Dies gilt auch für das Christentum in den ersten drei Jahrshunderten.

Die Schwierigkeit seiner Ausdehnung auf dem flachen Lande schwand, als das Christentum aufhörte, eine oppositionelle Bewegung zu sein und staatlich anerkannt wurde. Bon da an stand der Organisation christlicher Gemeinden auch auf dem flachen Lande nichts mehr im Wege. Drei Jahrhunderte lang war das Christentum — gleich dem Judentum — fast ausschließlich eine städtische Religion gewesen. Nun erst begann es auch eine Religion der Bauern zu werden.

Mit dem Chriftentum kamen auch deffen kommuniftische Tendenzen auf das flache Land. Hier fanden fie aber ganz andere, weit günftigere Bedingungen als in der Stadt, wie wir schon bei der Betrachtung des Essenismus gesehen haben. Dieser erwachte sosort wieder zu neuem Leben in christlicher Form, sobald die Möglichkeit offener kommunistischer Organisation auf dem flachen Lande gegeben war, ein Zeichen, welch starkem Bedürfnis er entsprach. Genau um dieselbe Zeit, in der das Christentum staatlich anerkannt wird, im Ansang des vierten Jahrhunderts, entstehen die ersten Klöster in Agypten, denen bald andere in den verschiedensten Teilen des Reiches folgen.

Dieser Art Kommunismus legen die kirchlichen und staatlichen Machthaber nicht nur nichts in den Weg, sie begünstigen sie sogar, wie auch den Machthabern Frankreichs und Englands in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die kommunistischen Experimente in Amerika nicht unangenehm waren. Es war für sie nur von Borteil, wenn die unruhigen kommunistischen Agitatoren der Großstädte sich in Einöden von der Welt absonderten, um dort friedlich ihren Kohl zu bauen.

Ungleich den kommunistischen Experimenten der Oweniten, Fourieristen und Cabetisten in Amerika gediehen aber die Experimente des ägyptischen Bauern Antonius und seiner Jünger auf das glänzendste, ebenso wie im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert die mit diesen sehr verwandten bäuerlichen kommunistischen Kolonien in den Vereinigten Staaten. Man führt das gern darauf zurück, daß sie von religiösem Enthusiasmus durchdrungen waren, der den Anhängern des modernen Utopismus sehle. Ohne Religion kein Kommunismus. Aber derselbe religiöse Enthusiasmus, der die Klostermönche beseelte, hatte auch in den großstädtischen Christen der ersten Jahrhunderte gelebt, und doch waren deren kommunistische Experimente weder durchgreisend noch von langer Dauer gewesen.

Die Ursache des Gelingens hier, des Scheiterns dort liegt nicht in der Religion, sondern in den materiellen Bestingungen.

Den kommuniftischen Experimenten des großstädtischen Urchriftentums gegenüber besaßen die Klöster oder die kommunistischen Kolonien in der Wildnis den Vorteil, daß die Landwirtschaft die Vereinigung des Betriebs mit der Familie fordert und Landwirtschaft in großem Maßstab, zusammen mit industriellem Betrieb, bereits möglich geworden war, ja einen hohen Grad der Entwicklung in der "Dikenwirtschaft" ber Großgrundbesitzer erlangt hatte. Dieser Groß= betrieb der Difenwirtschaft war jedoch auf der Sklaverei aufgebaut gewesen. In ihr fand sie die Grenze ihrer Broduktivität, aber auch ihrer Eriftenz felbst. Mit der Sklavenzufuhr mußte auch der Großbetrieb des Großgrundbefigers verschwinden. Die Klöster nahmen ihn wieder auf und setten ihn fort, ja konnten ihn höher entwickeln, da sie an die Stelle der Arbeit von Sflaven die freier Genoffen fetten. Angesichts des allgemeinen Berfalls der Gesellichaft wurden schließlich im verkommenden Reiche die Klöfter die einzigen Stätten, Die Die letten Refte Der antifen Technif erhielten und durch die Sturme der Bölferwanderung bindurchretteten, ja in manchen Punkten vervollsommneten.

Abgesehen von den Einwirfungen des Orients, namentlich der Araber, waren es die Klöster, von denen der Aufstieg der Kultur in Europa während des Mittelalters zuerst

ausging.

Die genossenschaftliche Produktionsweise des Alosters war den ländlichen Produktionsbedingungen des ausgehenden Altertums und beginnenden Mittelalters vortrefflich ans gepaßt. Daher ihr Erfolg. In den Städten wirkten das gegen die Produktionsbedingungen der genossenschaftlichen Arbeit entgegen, konnte der Kommunismus nur als reiner Kommunismus des Genießens erstehen, es ist aber die Weise der Produktion, nicht die der Verteilung oder des Konsums, die in letzter Linie den Charakter der gesellsschaftlichen Beziehungen bestimmt. Erst auf dem flachen Lande, in den Klöstern, erhielt die vom Christentum urs sprünglich erstrebte Gemeinsamkeit der Konsummittel in der Gemeinsamkeit der Produktion eine dauernde Grundlage. Auf ihr waren die Genossenschaften der Essener zu einer Jahrhunderte langen Blüte gelangt, die nur durch die gewaltsame Vernichtung des jüdischen Gemeinwesens und nicht durch innere Gründe zum Welken kam. Auf ihr baute sich nun das mächtige Gebäude des christlichen Mönchsewesens auf, das sich dis heute erhalten hat.

Warum aber sind die Rolonien des modernen, utopi= stischen Kommunismus fehlgeschlagen? Sie waren auf ähnlicher Grundlage aufgebaut wie der klösterliche, aber die Produktionsweise hat sich seitdem völlig geändert. Un Stelle der zersplitterten Alleinbetriebe des Altertums, die den Individualismus in der Arbeit entwickeln, dem städtischen Arbeiter genoffenschaftliches Zusammenarbeiten erschweren, ihm in der Produktion anarchistisches Fühlen beibringen, finden wir heute in der städtischen Industrie gewaltige Riesenbetriebe, in denen jeder einzelne Arbeiter nur ein Rädchen bildet, das mit zahllosen anderen zusammenzuwirken hat. Die Gewohnheiten des genoffenschaftlichen Zusammenarbeitens, der Disziplin bei der Arbeit, der Unterordnung des einzelnen unter die Bedürfnisse der Gesamtheit treten da an Stelle des anarchiftischen Empfindens des Alleinarbeiters.

Aber nur in der Produktion.

Anders im Konsum.

Die Lebensverhältnisse waren ehedem für die Masse der Bevölkerung so einsach und gleichmäßig, daß daraus auch eine Gleichmäßigkeit des Konsums und der Bedürsnisse entstand, die eine ständige Gemeinsamkeit des Konsumierenskeineswegs unerträglich machte.

Die moberne Produktionsweise, die alle Bolksschichten und Nationen durcheinander würfelt, die Erzeugnisse der ganzen Welt in den Handelszentren zusammenbringt, ununterbrochen Neues schafft, ununterbrochen neue Methoden der Befriedigung der Bedürfnisse, ja neue Bedürfnisse selbst erzeugt, führt damit auch in die Masse der Bevölkerung eine Verschiedenartigkeit der personlichen Neigungen und Bedürfnisse ein, einen "Individualismus", wie er ehedem nur in den reichen und vornehmen Klassen zu finden war. Also auch eine Mannigfaltigfeit des Konsumierens, das Wort im weitesten Sinne des Genießens genommen. Die gröbsten, materiellften Mittel des Konsums, Effen, Trinken, Kleidung, unterliegen freilich vielfach in der modernen Produktionsweise der Uniformierung. Aber es gehört jum Wefen diefer Produktionsweise, daß sie den Konsum selbst der Massen nicht auf folche Mittel beschränkt, daß sie auch in den arbeitenden Maffen ein wachsendes Bedürfnis nach Kulturmitteln, wiffenschaftlichen, fünstlerischen, sportlichen und anderen hervorruft, das sich immer mehr differenziert und in jedem Individuum in anderer Weise zutage tritt. Damit verbreitet fich der Individualismus des Genießens, der bisher ein Privilegium ber Besitzenden und Gebildeten mar, auch in den arbeitenden Klaffen, zunächft der Großftädte, von denen er in die übrige Bevölkerung allmählich eindringt. Go fehr der moderne Arbeiter fich der Disziplin beim Zusammenwirken mit seinen Genoffen fügt, die er ja als notwendig anerkennt, jo fehr bäumt er sich gegen jede Bevormundung seines Konsumierens, seines Genießens auf. Auf biesem Gebiet wird er immer mehr Individualift ober, wenn man will. Anarchist.

Man sieht jetzt, wie sich der moderne städtische Proletarier in einer kleinen kommunistischen Kolonie der Wildnis fühlen muß, die im Grunde nichts anderes ist als ein landwirtschaftlicher Großbetrieb mit angehängten Industriebetrieben. Wie schon mehrsach erwähnt, hingen bisher in diesem Produktionszweig Betrieb und Haushalt aufs engste zusammen. Das war ein Vorteil für den christlichen Kommunismus, der von der Gemeinsamkeit des Konsumierens ausging. In den klösterlichen Anstalten aufsdem

flachen Lande wurde dieser Kommunismus dadurch gezwungen, sich mit dem Kommunismus des Produzierens zu verbinden, was ihm eine ungemeine Widerstandsfraft und Entwicklungsfähigkeit verlieh.

Der moderne utopistische Kommunismus, der von der Gemeinsamkeit des Produzierens ausging und in ihr eine sehr solide Grundlage fand, ward dagegen durch die enge Berbindung von Konsum und Produktion in seinen kleinen Niederlassungen gezwungen, dem Kommunismus der Produktion den des Konsums hinzuzusügen, der auf ihn unter den gegebenen gesellschaftlichen Einflüssen wie Sprengpulver wirken, ewigen Zank, und zwar widerlichsten Zank um Kleinigkeiten hervorrusen mußte.

Nur Bevölkerungselemente, die vom modernen Kapitalismus unberührt geblieben waren, weltfremde Bauern, konnten im neunzehnten Jahrhundert noch im Bereich der modernen Zivilifation kommuniftische Kolonien erfolgreich gründen. Ihre Religion hängt mit ihrem Erfolg nur insosern zusammen, daß religiöser Enthusiasmus als gesellschaftliche Erscheinung, nicht als individuelle Absonderlichkeit, heute nur noch bei höchst rückständigen Bevölkerungsschichten zu finden ist.

Für moderne, großindustrielle Bevölkerungsschichten ist der Kommunismus des Produzierens nur noch durchführbar auf einer so hohen Stufenleiter, daß damit ein sehr weitzgehender Individualismus des Genießens — das Wort im weitesten Sinne genommen — vereinbar ist.

Nicht der Kommunismus des Produzierens scheiterte in den nichtreligiösen kommunistischen Kolonien des vorigen Jahrhunderts. Diesen Kommunismus praktiziert das Kapital seit langem in der erfolgreichsten Weise. Was scheiterte, war der Kommunismus der Uniformierung des persönlichen Konsums, die dem modernen Wesen so sehr widerstrebt.

Im Altertum und auch im Mittelalter war bei der Bolksmaffe von einer Individualisierung der Bedürfnisse

noch nichts zu spüren. So fand der klösterliche Kommunismus daran keine Schranke, und er gedieh um so eher, je mehr seine Betriedsweise die sonst herrschende überragte, je größer seine wirtschaftliche Überlegenheit. Rusinus (345 bis 410), der 377 selbst ein Kloster auf dem Slberg bei Jerusalem gründete, behauptet, daß in Agypten auf dem Lande in den Klöstern fast ebensoviel Menschen lebten wie in den Städten. Wie viel man auch davon als Übertreibung einer frommen Phantasie abziehen mag, auf jeden Fall deutet es auf eine Menge von Mönchen und Nonnen hin, die außerordentlich schien.

So wurde durch das Klosterwesen der kommunistische Enthusiasmus im Christentum neu belebt, und er sand darin eine Form, die nicht gezwungen war, als ketzerische Opposition gegen die herrschende kirchliche Bureaukratie aufzutreten, sondern sich mit dieser sehr wohl abzusinden wußte.

Aber auch diese neue Form des chriftlichen Kommunissmus konnte nicht zur allgemeinen Form der Gesellschaft werden, auch sie blieb auf einzelne Schichten beschränkt. Daher mußte auch der neue Kommunismus stets wieder in sein Gegenteil umschlagen, und zwar um so eher, je größer seine wirtschaftliche überlegenheit war. Um so mehr erhob er durch sie seine Teilnehmer zu einer Aristokratie, die über die andere Bevölkerung emporragte und sie schließslich beherrschte und ausbeutete.

Der flösterliche Kommunismus konnte schon deshalb nicht allgemeine Form der Gesellschaft werden, weil er zur Durchschrung der Gemeinsamkeit des Haushalts, auf der er beruhte, die She ausschließen mußte, wie es vor ihm die Effener und nach ihm im vorigen Jahrhundert die relisgiösen kommunistischen Kolonien in Nordamerika taten. Wohl bedurste das Gedeihen des gemeinsamen Haushalts nur des Ausschlusses der Ginzelehe; eine Art Gemeinschaftsehe hätte sich damit gar wohl vertragen, wie ebenfalls verse

schiedene der letztgenannten Kolonien zeigen. Aber diese Art des Berhältnisses der Geschlechter widersprach doch zu sehr dem allgemeinen gefellschaftlichen Empfinden des ausgehenden Altertums, als daß sie Anerkennung und offene Brattizierung hätte finden können. Und in dem allgemeinen Ragenjammer jener Zeit war die Enthaltung von jedem Genuß, die Astese, ein viel näher liegender Ausweg und ein folder, der noch den Glorienschein besonderer Beiligkeit um diejenigen webte, die derartige Enthaltung übten. Durch das Rölibat verurteilte sich das Klosterwesen aber von vornherein dazu, auf eine Minorität beschränkt zu bleiben. Wohl konnte diese Minorität zeitweise sehr anwachsen, wie der oben angeführte Sat des Rufinus zeigt, aber felbft bessen unzweifelhafte übertreibung wagt nicht, die klösterliche Bevölkerung als die Mehrheit hinzustellen. Und der klösterliche Enthusiasmus der Agypter zur Zeit des Rufinus legte fich bald.

Je mehr sich der klösterliche Kommunismus bewährte und befestigte, defto mehr mußte ber Reichtum des Alosters wachsen. Der flösterliche Großbetrieb lieferte bald die besten Produkte und auch die billigsten, da dank dem ge= meinsamen Haushalt seine Produktionskoften gering waren. Wie die Dikoswirtschaft des Großgrundbesitzers produzierten die Klöster fast alles selbst, was sie an Nahrungsmitteln und Rohmaterial brauchten. Ihre Arbeitskräfte zeigten sich dabei weit eifriger, als die Sklaven des Großgrundbesitzers gewesen waren, denn es waren ja die Genossen, die den gangen Ertrag ihrer Arbeit felbst erhielten. Aberdies umfaßte jedes Kloster so zahlreiche Arbeitsfräfte, daß es für einzelne seiner Arbeitszweige die besonders dazu tauglichen auswählen, also eine weitgehende Arbeitsteilung durchführen konnte. Endlich besaß das Kloster, dem einzelnen menschlichen Individuum gegenüber, eine ewige Eristenz. Erfindungen und Geschäftsgeheimniffe, die sonft leicht mit dem Erfinder und seiner Familie untergingen, gelangten im Kloster zur Kenntnis zahlreicher Genossen, die sie den nachkommenden überlieserten. Außerdem aber war das Kloster als ewige Persönlichkeit besreit von den zersplitternden Folgen des Erbrechts. Es konzentrierte nur Eigentum, ohne es durch Vererbung jemals teilen zu müssen.

So wuchs der Reichtum eines jeden Klosters und der Bereinigungen von Klöstern unter einheitlicher Leitung und einheitlichen Sahungen, der Mönchsorden. Sobald aber ein Kloster reich und mächtig geworden war, vollzog sich in ihm derselbe Prozeß, der sich seitdem bei mancher anderen kommunistischen Bereinigung wiederholt hat, wenn sie nur ein Stückchen der Gesellschaft umfaßte, wie man das heute noch bei gedeihenden Produktivgenossenschaften beobachten kann. Die Besiher der Produktivnsmittel sinden es jeht bequemer, statt selbst zu arbeiten, andere für sich arbeiten zu lassen, wenn sie die nötigen Arbeitskräfte sinden: besitzslose Lohnarbeiter, Sklaven oder Hörige.

Wenn das Klosterwesen in seinen Anfängen den kommunistischen Enthusiasmus im Christentum neu belebte, so senkte es doch schließlich in dieselbe Bahn ein, die vor ihm der Klerus der Kirche eingeschlagen hatte. Es wurde gleich diesem zu einer Ausbeutungs- und Herrschaftsorganisation.

Freilich zu einer Herrschaftsorganisation, die sich nicht immer zu einem willenlosen Werkzeug der Lenker der Rirche, der Bischöse, herabdrücken ließ. Ofonomisch unabhängig von diesen, an Reichtum mit ihnen wetteisernd, gleich ihnen international organisiert, waren die Klöster imstande, den Bischösen entgegenzutreten, wo niemand anderer es wagen durste.

Dadurch haben sie mitunter geholfen, den bischöflichen Despotismus etwas zu mildern. Aber auch diese Milderung des Despotismus sollte schließlich in ihr Gegenteil umschlagen.

Nach der Spaltung der Kirche in eine morgenländische und eine abendländische wurde in jener der Kaiser der Oberherr der Bischöse. In dieser gab es keine Staatsgewalt, die sich über das ganze Bereich der Kirche erstreckt hätte. Daher war es hier der Bischof von Rom, der zusnächst den Borrang vor den anderen Bischösen erhielt, dank der Bedeutung seiner Diözese, der aber diesen Borrang im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zu einer Oberherrschaft über die anderen Bischöse ausdildete. Bei diesem Kampse gegen die Bischöse sand er eine mächtige Stütze in den Mönchsorden. Wie die absolute Monarchie der Neuzeit emporwuchs aus dem Klassenkampszwischen Feudaladel und Bourgeoisie, so die absolute Monarchie des Papstes aus dem Klassenkampszwischen der bischöslichen Uristofratie und den Mönchen, den Besitzern der klösterlichen Großbetriebe.

Mit der Befestigung des Papsttums ist die aufsteigende Entwicklung der Kirche vollendet. Bon da an bedeutet jede weitere Entwicklung in Staat und Gesellschaft für sie einen Niedergang, wird die Entwicklung ihr Feind und sie der Feind jeder Entwicklung, wird sie eine durch und durch reaktionäre, die Gesellschaft schädigende Einrichtung.

Auch nachdem sie sich in das Gegenteil ihres Anfangs verkehrt hatte, eine Herrschafts- und Ausbeutungsorganifation geworden war, vermochte sie eine Zeitlang noch Großes zu leiften. Aber mit den Kreuzzügen hatte die Kirche für die Menschheit alles getan, was sie zu tun vermochte. Ihre Leiftung, seitdem sie Staatsreligion ge= worden, bestand darin, daß sie die Reste antiker Kultur rettete und weiterentwickelte, die sie porfand. Aber als sich auf der von ihr geretteten und erhöhten Grundlage eine neue, der antiken weit überlegene Produktionsweise, die des Kapitalismus entwickelte und damit die Vorbedingung eines allumfassenden Kommunismus der Produktion erstand, da konnte die katholische Kirche nur noch als Hindernis des gesellschaftlichen Fortschritts wirken. Aus dem Kommunismus hervorgegangen, zählt sie zu den erbittertsten Feinden des modernen Kommunismus.

Wird nicht dieser Kommunismus nun seinerseits dieselbe Dialektik entwickeln, die der christliche durchmachte, und seinerseits ebenfalls zu einem neuen Ausbeutungs- und Herrschaftsorganismus umschlagen?

Diese Frage bleibt uns noch zu beantworten übrig.

6. Christentum und Sozialdemokratie.

Die berühmte Einleitung, die Engels zu der Neuausgabe der Marxschen Schrift "Die Klassenkämpse in Frankreich 1848 bis 1850" im März 1895 versaßte, schließt mit sol-

genden Ausführungen:

"Es sind nun fast aufs Jahr 1600 Jahre, da wirtschaftete im römischen Reich ebenfalls eine gefährliche Umsturzpartei. Sie untergrub die Religion und alle Grundlagen des Staates; fie leugnete geradezu, daß des Kaifers Wille das höchfte Geset, sie war vaterlandslos, international, sie breitete sich aus über alle Reichslande von Gallien bis Usien und über die Reichsgrenzen hinaus. Sie hatte lange unterirdisch, im verborgenen gewühlt; sie hielt sich aber schon seit längerer Zeit stark genug, offen ans Licht zu treten. Diese Umfturzpartei, die unter dem Namen der Christen bekannt war, hatte auch ihre starke Vertretung im Seer; ganze Legionen waren chriftlich. Wenn fie zu den Opferzeremonien der heidnischen Landesfirche fommandiert wurden, um dort die Honneurs zu machen, trieben die Umstürzlersoldaten die Frechheit so weit, daß fie zum Protest besondere Abzeichen — Kreuze — an ihre Helme steckten. Selbst die üblichen Kafernenschuhriegeleien der Vorgesetzten waren fruchtlos. Der Kaiser Diokletian konnte nicht länger ruhig zusehen, wie Ordnung, Gehorsam und Bucht in seinem Seere untergraben wurden. Er griff energisch ein, weil es noch Zeit war. Er erließ ein Sozialisten-, wollte fagen Chriftengesetz. Die Versammlungen der Um-

ftürzler wurden verboten, ihre Saallokalitäten geschloffen oder gar niedergeriffen, die chriftlichen Abzeichen, Kreuze usw., murden verboten, wie in Sachsen die roten Schnupftucher. Die Christen wurden für unfähig erklärt, Staatsämter zu bekleiden, nicht einmal Gefreite sollten sie werden dürfen. Da man damals noch nicht über so aut auf das Ansehen der Berson' dreffierte Richter verfügte, wie Herrn v. Röllers Umsturzvorlage sie voraussett, so verbot man den Christen furzerhand, sich vor Gericht ihr Recht zu holen. Auch dieses Ausnahmegesetz blieb wirkungslos. Die Chriften riffen es zum Hohn von den Mauern herunter, ja, sie sollen dem Raiser in Nikomedien den Balaft über dem Kopf angezündet haben. Da rächte sich dieser durch die große Christen= verfolgung des Jahres 303 unserer Zeitrechnung. Sie war die lette ihrer Art. Und sie war so wirksam, daß siebzehn Sahre später die Armee überwiegend aus Chriften bestand und der nächstfolgende Selbstherrscher des gesamten Kömerreichs. Konstantin, von den Pfaffen genannt der Große, das Chriftentum proflamierte als Staatsreligion."

Wer Engels kennt und diese letzten Zeilen seines "politischen Testaments" mit den Anschauungen vergleicht, die er sein ganzes Leben hindurch verfolgte, kann nicht im Zweisel darüber sein, was er mit diesem humorvollen Vergleich sagen wollte. Er wollte auf die Unaufhaltsamkeit und Raschheit des Vordringens unserer Bewegung hinweisen, die unwiderstehlich gemacht werde namentlich durch die Zusahme ihrer Anhänger in der Armee, so daß sie bald auch den stärksten Selbstherrscher zur Kapitulation zu zwingen vermöge.

Es spricht aus dieser Schilderung vor allem der kraftvolle Optimismus, der Engels bis an sein Lebensende beseelte.

Aber man hat sie auch anders gebeutet, da sie sich ansschließt an Ausführungen, die dartun, daß unsere Partei augenblicklich beim gesetzlichen Weg am besten gedeihe. Es

hat Leute gegeben, die daraus herauslasen, daß Engels in feinem politischen Testament seine ganze Lebensarbeit verleugnet und den revolutionären Standpunkt, den er zwei Menschenalter lang vertreten, schließlich als verkehrt hinge= geftellt habe. Diefe Leute schloffen, Engels fei zu der Erkenntnis gekommen, daß der Marriche Gedanke, die Gewalt sei die Geburtshelferin jeder neuen Gesellschaft, sich nicht länger aufrechterhalten lasse. Bei dem Vergleich zwischen Chriftentum und Sozialdemokratie legten die Ausleger dieser Art den Nachdruck nicht auf die Unwiderstehlichkeit und Raschheit des Vordringens, sondern darauf, daß Konstantin das Christentum freiwillig als Staatsreligion anerkannte, daß diese ohne jede gewaltsame Erschütte= rung des Staates in durchaus friedlicher Weise durch ein Entgegenkommen der Regierung zum Siege gelanate.

So meinten sie, müsse und werde auch die Sozialdemostratie siegen. Und unmittelbar nach Engels Tode schien in der Tat diese Erwartung schon in Erfüllung zu gehen, insdem Herr Waldeck-Rousseau in Frankreich als neuer Konstantin auftrat und einen Bischof der neuen Christen, Herrn Millerand, zu seinem Minister machte.

Wer Engels kennt und unbefangen beurteilt, weiß, daß es ihm niemals einfiel, seine revolutionäre Vergangenheit abzuschwören, daß der Schlußpassus seiner Einleitung also nicht in dem Sinne ausgelegt werden darf, der eben gefennzeichnet wurde. Aber man muß zugeden, daß dieser Passus nicht sehr deutlich gesaßt ist. Von Leuten, die Engels nicht kennen, aber die meinen, unmittelbar vor seinem Tode habe ihn ein plöglicher Zweisel an der Zweckmäßigkeit seiner ganzen Lebensarbeit ersaßt, kann die Stelle, für sich allein betrachtet, wohl so ausgelegt werden, als sei der Weg zum Siege, den das Christentum zurücklegte, vorbildlich für den Weg zum Ziele, der der Sozialdemokratie bevorsteht.

Märe das Engels' wirkliche Meinung gewesen, dann hätte er über die Sozialdemokratie nichts Schlimmeres sagen können, dann hätte er nicht den kommenden Triumph, sondern das völlige Unterliegen des großen Zieles prophezeit, dem die Sozialdemokratie dient.

Es ist bezeichnend, daß die Leute, die den fraglichen Passus für sich ausbeuten, an allem Großen und Tiesen bei Engels verständnislos oder mißtrauisch vorbeigehen, das gegen Säte mit Begeisterung aufnehmen, die, wenn sie wirklich das enthielten, was hineingelegt wird, durch und durch versehlt wären.

Wir haben gesehen, daß das Christentum erst zum Siege gelängte, als es sich in das gerade Gegenteil seines ursprünglichen Wesens verwandelt hatte; daß im Christentum nicht das Proletariat zum Siege gelangte, sondern der es ausbeutende und beherrschende Klerus; daß das Christentum siegte nicht als umstürzlerische, sondern als sonservative Macht, als neue Stühe der Unterdrückung und Ausbeutung; daß es die kaiserliche Macht, die Sklaverei, die Besitzlosigsfeit der Massen und die Konzentration des Reichtums in wenigen Händen nicht nur nicht beseitigte, sondern bessetztigte. Die Organisation des Christentums, die Kirche, siegte dadurch, daß sie ihre ursprünglichen Ziele preisgab und deren Gegenteil versocht.

Wahrlich, wenn der Sieg der Sozialdemokratie sich in gleicher Weise vollziehen sollte, wie der des Christentums, dann wäre das ein Grund, nicht der Revolution, sondern der Sozialdemokratie abzuschwören, dann gäbe es vom proletarischen Standpunkt keine schärfere Anklage gegen die Sozialdemokratie, dann wären die Attacken der Anarchisken gegen sie mur zu sehr berechtigt. In der Tat hat der Versuch des sozialistischen Ministerialismus in Frankreich, der auf dürgerlicher wie sozialistischer Seite die christliche Mesthode der Verstaatlichung des Christentums von Anno dazumal nachzuahmen versuchte — kurioserweise zur Bekämpfung

3

des Staatschriftentums von heute —, nichts anderes zur Folge gehabt, als ein Erstarken des halbanarchistischen, antisozialdemokratischen Syndikalismus.

Aber zum Glück ist die Parallele zwischen Christentum und Sozialbemokratie in diesem Zusammenhang vollständig versehlt.

Wohl ist das Christentum in seinem Ursprung eine Bewegung der Besitzlosen, gleich der Sozialdemokratie, und haben daher beide vieles miteinander gemein, was auch im vorstehenden mehrfach hervorgehoben wurde.

Engels hat darauf ebenfalls kurz vor seinem Tode hinsgewiesen in einem Artikel "Zur Geschichte des Urchristenstums" in der "Neuen Zeit",* der bezeugt, wie sehr sich Engels damals mit dem Gegenstand beschäftigte, so daß ihm die Parallele in seiner Einleitung zu den "Klassenkämpsen in Frankreich" nahelag. Er schreibt dort:

"Die Geschichte des Urchristentums bietet merkwürdige Berührungsvunkte mit der modernen Arbeiterbewegung. Wie diese war das Christentum im Ursprung eine Bewegung Unterdrückter: es trat zuerst auf als Religion der Sklaven und Freigelassenen, der Armen und Rechtlosen, der von Rom unterjochten oder zersprengten Bölfer. Beide, Chriftentum wie Sozialismus, predigen eine bevorftehende Erlösung aus Knechtschaft und Elend; das Christentum setzt diese Erlösung in ein jenseitiges Leben nach dem Tode in den Himmel, ber Sozialismus in diese Welt, in eine Umgestaltung der Gesellschaft. Beide werden verfolgt und gehett, ihre Unhänger geächtet, unter Ausnahmegesetze gestellt, die einen als Feinde des Menschengeschlechts, die anderen als Reichsfeinde, Feinde der Religion, der Familie, der gesellschaft= lichen Ordnung. Und trot aller Verfolgungen, ja fogar fiegreich gefördert durch sie, dringen beide fiegreich, unaufhaltsam vor. Dreihundert Jahre nach seinem Entstehen ist

^{*} XIII, 1, S. 4 ff., im September 1894. Kautsty, Der Ursprung des Christentums.

das Christentum anerkannte Staatsreligion des römischen Weltreiches, und in kaum sechzig Jahren hat sich der Sozialismus eine Stellung erobert, die ihm den Sieg ab-

folut sicherstellt."

Diese Parallele ist im großen und ganzen richtig, freilich mit einigen Einschränkungen: Das Christentum ist kaum eine Religion der Sklaven zu nennen, für die es nichts getan hat. Andererseits war die Erlösung aus dem Elend, die das Christentum verkündete, anfangs sehr materiell, auf dieser Welt, nicht im Himmel gedacht. Dieser letztere Umstand vermehrt aber noch die Ahnlichkeit mit der neueren Arbeiterbewegung.

Engels fährt fort:

"Die Parallele beider geschichtlichen Erscheinungen drängt sich schon im Mittelalter auf, bei den ersten Erhebungen unterdrückter Bauern und namentlich städtischer Plebejer.... Sowohl die französischen revolutionären Kommunisten, wie namentlich Weitling und seine Unhänger, berusen sich auß Urchristentum, lange bevor Ernest Kenan sagte: Wollt ihr euch eine Vorstellung von den ersten christlichen Gemeinden machen, so seht euch eine lokale Sektion der Internationalen Urbeiterassoziation an.

"Der französische Belletrist, der auf Grundlage einer, selbst in der modernen Journalistik beispiellosen Ausschlachtung der deutschen Bibelkritik den kirchengeschichtlichen Roman "Origines du Christianisme" anfertigte, wußte selbst nicht, wieviel Wahres in obigem Worte lag. Ich möchte den alten "Internationalen" sehen, der zum Beispiel den sogenannten zweiten Brief an die Korinther lesen kann, ohne daß wenigstens in einer Beziehung alte Wunden bei ihm aufbrechen."

Engels verfolgt dann noch eingehender den Vergleich zwischen dem Urchristentum und der Internationale, unterssucht aber nicht den weiteren Verlauf der Entwicklung des Christentums wie der Arbeiterbewegung. Der dialektische Umschlag des ersteren beschäftigte ihn nicht, und doch hätte

er, wenn er ihm nachgegangen wäre, auch Keime zu einem ähnlichen Umschlagen in der modernen Arbeiterbewegung entdecken können. Wie das Christentum, muß auch diese in ihrem Wachstum sich ständige Organe schaffen, eine Art Berufsbureaukratie in der Partei wie in den Gewerkschaften, ohne die sie nicht auskommt, die für sie eine Notwendigkeit ist, die immer mehr anwachsen und immer wichtigere Funktionen erhalten muß.

Diese Bureaukratie, zu der man im weiteren Sinne nicht bloß die Berwaltungsbeamten rechnen darf, sondern auch Redakteure und Abgeordnete, wird sie sich im weiteren Berlauf der Entwicklung nicht auch, wie der Klerus mit dem Bischof an der Spike, zu einer neuen Aristokratie ausebilden? Zu einer Aristokratie, die die arbeitende Masse belden? Zu einer Aristokratie, die die arbeitende Masse berricht und ausbeutet und die schließlich die Kraft erringt, mit der Staatsgewalt als ebenbürtige Macht zu verhandeln, die aber auch das Bedürsnis hat, nicht sie umzuwälzen, sondern sich ihr einzugliedern?

An diesem Endergebnis wäre nicht zu zweiseln, wenn die Parallele genau stimmte. Aber zum Glück ist das nicht der Fall. So viele Ahnlichkeiten es auch zwischen Christentum und moderner Arbeiterbewegung geben mag, so gibt es doch auch Unterschiede zwischen ihnen, und zwar solche fundas mentaler Natur.

Bor allem ist das Proletariat heute ein ganz anderes als das der Ansänge des Christentums. Wohl ist die herkömmsliche Anschauung übertrieben, als habe das freie Proletariat damals ausschließlich aus Bettlern bestanden, als seien die Sklaven die einzigen Arbeiter gewesen. Aber gewiß ist es, daß die Sklavenarbeit auch die freien, arbeitenden Proletarier, die meistens Heimarbeiter waren, korrumpierte. Das Ideal des arbeitenden Proletariers ging damals ebenso wie das des Bettlers dahin, eine arbeitslose Existenz auf Rosten der Reichen zu gewinnen, die das nötige Quantum Produkte aus den Sklaven herausschinden sollten.

Auch war das Christentum in den ersten drei Jahrbunderten eine ausschließlich städtische Bewegung, die städtischen Proletarier hatten aber in jener Zeit insgesamt, auch die arbeitenden, für den Bestand der Gesellschaft wenig zu bedeuten, deren produktive Grundlage noch fast ausschließelich die Landwirtschaft bildete, mit der sehr wichtige Industrieszweige verbunden waren.

Alles das bewirkte, daß die Hauptträger der chriftlichen Bewegung, die städtischen freien Proletarier, arbeitende wie faulenzende, nicht die Empfindung hatten, die Gesellschaft lebe von ihnen; daß sie alle den Drang hatten, ohne Gegensleiftung von der Gesellschaft zu leben. In ihrem Zukunftss

staat spielte die Arbeit keine Rolle.

Damit war von vornherein gegeben, daß troh allen Klassenhasses gegen die Reichen das Streben, deren Gunst und deren Freigebigkeit zu gewinnen, immer wieder durchbrach und die Hinneigung der kirchlichen Bureaukratie zu den Reichen in den Massen der Gemeinde ebensowenig dauernden Widerstand fand, wie die Aberhebung dieser Bureaukratie selbst.

Die ökonomische und moralische Verlumpung des Proletariats im Kömerreich wurde aber noch vermehrt durch die allgemeine Verlumpung der ganzen Gesellschaft, die immer mehr verarmte und verkam, deren Produktivkräfte immer mehr abnahmen. So ergriffen Hoffnungslosigkeit und Verzweislung alle Klassen, lähmten ihre Selbsttätigkeit, ließen sie alle Kettung nur von außerordentlichen, übernatürlichen Mächten erwarten, machten sie zur willenlosen Beute jedes schlauen Betrügers und jedes energischen, selbstbewußten Abenteurers, ließen sie jedes selbständige Ankämpsen gegen eine der herrschenden Mächte als aussichtslos aufgeben.

Wie ganz anders das moderne Proletariat! Es ift ein Proletariat der Arbeit, und es weiß, daß auf seinen Schultern die ganze Gesellschaft ruht. Dabei verschiedt die kapitalistische Produktionsweise den Schwerpunkt der Produktion immer mehr vom flachen Lande in die Industriezentren, in denen

das geistige und politische Leben am kräftigsten pulsiert. Deren Arbeiter, die energischsten und intelligentesten von allen, werden jetzt diesenigen Glemente, die das Schicksal

ber ganzen Gesellschaft in ihrer Hand haben.

Dabei entwickelt die herrschende Produktionsweise die Produktivkräfte enorm und vermehrt damit die Ansprüche, die die Arbeiter an die Gesellschaft stellen, vermehrt aber auch ihre Kraft, diese Ansprüche durchzuseten. Hoffnungsfreudigsteit, Zuversicht, Selbstbewußtsein erfüllt sie, wie es vor ihnen schon die aufsteigende Bourgeoisse erfüllte und ihr den Drang einflößte, die Ketten der seudalen, kirchlichen, bureaukratischen Herrschaft und Ausbeutung zu zerreißen, wozu ihr der Aufschwung des Kapitals auch die nötige Kraft verlieh.

Der Ursprung des Christentums fällt zusammen mit dem Zusammenbruch der Demokratie. Die drei Jahrhunderte seiner Entwicklung bis zu seiner Anerkennung sind eine Zeit des beständigen Verfalls aller Reste von Selbstverwaltung, wie sie eine Zeit des beständigen Verfalls der Produktivkräfte sind.

Die moderne Arbeiterbewegung nimmt ihren Ausgang von einem ungeheuren Siege der Demokratie, der großen französischen Revolution. Das Jahrhundert, das seitdem verslossen ist, zeigt bei allen Wechselfällen und Schwankungen doch ein stetiges Fortschreiten der Demokratie, ein geradezu märchenhaftes Anwachsen der Produktivkräfte und eine Zunahme nicht bloß der Ausdehnung, sondern auch der Selbsständigkeit und Klarheit des Proletariats.

Man braucht nur diesen Gegensatz ins Auge zu fassen, um zu erkennen, daß die Entwicklung der Sozialbemokratie unmöglich in denselben Bahnen verlausen kann wie die des Christentums, und daß nicht zu befürchten ist, es werde sich aus ihren Reihen eine neue Klasse von Herrschern und Ausbebeutern entwickeln, die mit den alten Machthabern die Beute teilt.

Wenn im römischen Kaiserreich die Kampsfähigkeit und Kampflust des Proletariats immer mehr abnahm, so steigt sie in der modernen Gesellschaft, die Klassengegensätze verschärfen sich zusehends, und schon daran müssen alle Versuche scheitern, durch Befriedigung seiner Vorkämpser das Proletariat zum Verzicht auf seinen Kampf zu bewegen. Wo solche Versuche gemacht wurden, sahen sich deren Versanstalter stets bald von ihrem Anhang verlassen, mochten sie sich vorher auch noch so sehr um das Proletariat versbient gemacht haben.

Aber nicht bloß das Proletariat und das politische und gesellschaftliche Milieu, in dem es sich bewegt, ist heute von dem der urchristlichen Zeit vollständig verschieden, auch der Charakter des Kommunismus und die Bedingungen seiner Durchführung sind heute ganz andere als damals.

Das Streben nach Kommunismus, das Bedürfnis danach entspringt freilich jett wie früher der gleichen Quelle, der Besitzlosigkeit, und solange der Sozialismus nur Gefühlssozialismus ist, nur Ausdruck dieses Bedürsnisses, äußert er sich auch in der modernen Arbeiterbewegung mitunter in gleichen Bestrebungen, wie zur Zeit des Urchristentums. Die geringste Ginsicht in die ökonomischen Bedingungen des Kommunismus gibt ihm aber in unserer Zeit sofort einen von dem urchristlichen ganz verschiedenen Charafter.

Die Konzentration des Reichtums in wenigen Händen, die im Römerreiche bald Hand in Hand ging mit einem stetigen Abnehmen der Produktivkräfte, an dem sie zum Teil selbst Schuld trug, dieselbe Konzentration ist heute zur Grundlage einer enormen Vermehrung der Produktivkräfte geworden. Wenn die Verteilung des Reichtums damals die Produktivität der Gesellschaft nicht im geringsten geschädigt, eher gefördert hätte, würde sie heute völlige Lahmslegung der Produktion bedeuten. Der moderne Kommunissmus kann heute nicht mehr daran denken, den Reichtum gleichmäßig zu verteilen, er will vielmehr die höchstmögliche Versmehrung der Produktivität der Arbeit und eine gleichmäßigere Verteilung der jährlichen Produkte der Arbeit dadurch anbahnen, daß er die Konzentration des Reichtums auf die

Spitze treibt, ihn aus dem privaten Monopol einiger Kapitasliftengruppen in ein gesellschaftliches Monopol verwandelt.

Dafür muß aber der moderne Kommunismus, will er den Bedürsniffen des durch die moderne Produktionsweise gesschaffenen Menschen entsprechen, den Individualismus des Genießens in vollstem Maße wahren. Dieser Individualismus bedeutet nicht die Absonderung der Individuen voneinander beim Genießen, er kann und wird vielsach auftreten in der Form der Geselligkeit, geselligen Genießens; der Individualismus des Genießens bedeutet auch nicht die Aufhebung des Großbetriebs in der Produktion der Genußmittel, nicht die Ersehung der Maschine durch die Handarbeit, wie manche ästhetische Sozialisten träumen. Aber der Individualismus des Genießens ersordert die Freiheit in der Wahl der Genüße, auch die Freiheit in der Wahl der Genüße, auch die Freiheit in der Wahl der Gesellschaft, mit der man genießt.

Die städtische Volksmasse in der Zeit des Urchristentums kannte dagegen keine Formen gesellschaftlichen Produzierens; der Großbetrieb mit freien Arbeitern existierte in der städtischen Industrie kaum. Wohl aber waren ihr gesellschaftliche, oft von Gemeinde oder Staats wegen festgesetze Formen des Genießens, namentlich gemeinsame Mahlzeiten, wohlvertraut.

So war der urchristliche Kommunismus einer der Berteilung des Reichtums und der Uniformierung des Gesnießens, der moderne ist einer der Konzentration des Reichtums und des Produzierens.

Jener urchriftliche Kommunismus bedurfte zu seiner Verswirklichung nicht der Ausdehnung auf das Bereich der ganzen Gesellschaft. Mit seiner Durchführung konnte schon innershalb der gegebenen Gesellschaft begonnen werden, ja, soweit er es vermochte, dauernde Formen anzunehmen, waren diese von einer Art, die es geradezu ausschloß, daß sie zur allgemeinen Form der Gesellschaft wurden.

Daher mußte der urchriftliche Kommunismus schließlich wieder zu einer neuen Form von Aristofratie führen, und er mußte diese innere Dialektik schon innerhalb der Gesellschaft, die er vorsand, entwickeln. Er vermochte die Klassen nicht aufzuheben, sondern der Gesellschaft schließlich nur ein neues Herrschaftsverhältnis einzuverleiben.

Der moderne Kommunismus hat dagegen bei ber koloffalen Ausdehnung der Produktionsmittel, dem gesellschaftlichen Charafter der Produktionsweise, der weitgetriebenen Konzentration der wichtigsten Objekte des Reichtums aar nicht die Möglichkeit, in geringerer Ausdehnung verwirklicht zu werden, als ber der gesamten Gesellschaft. Alle Bersuche, ihn im Rahmen fleiner Gründungen sozialistischer Rolonien oder Produktivgenoffenschaften schon in der gegebenen Ge= fellschaft durchzuführen, sind fehlgeschlagen. Er kann nicht ins Leben gerufen werden durch Bildung kleiner Vereinigungen innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft, die nach und nach immer mehr anwachsen und diese auffaugen, sondern nur burch Gewinnung einer Macht, die imftande ift, das ganze gesellschaftliche Leben zu beherrschen und umzuwandeln. Diese Macht ist die Staatsgewalt. Die Eroberung der politi= schen Macht durch das Proletariat ift die erste Borbedingung ber Durchführung des modernen Kommunismus.

Solange das Proletariat nicht so weit ist, kann von sozialistischer Produktion keine Rede sein, also auch nicht davon, daß deren Entwicklung Widersprüche zeitigt, die Vernunft in Unsinn und Wohltat in Plage verwandeln. Aber auch wenn das Proletariat die politische Macht erobert hat, wird die sozialistische Produktion nicht mit einem Male als fertiges Ganzes in Erscheinung treten, sondern von da an nimmt nur die ökonomische Entwicklung plöglich eine neue Richtung an, nicht mehr zur Zuspizung des Kapitalismus, sondern zur Ausbildung gesellschaftlicher Produktion. Wann diese so weit sein wird, ihrerseits Widersprüche und Mißstände hervorzurusen, die zu weiterer Entwicklung über sie hinaus in irgend einer noch völlig dunklen Weise führen, das ist heute unabsehdar und braucht uns nicht zu beschäftigen.

Soweit die moderne sozialistische Bewegung verfolgt werden kann, ist es ausgeschlossen, daß sie aus sich Erscheinungen hervordringt, die mit denen des Christentums als Staatsereligion irgend eine Ahnlichkeit haben. Aber damit ist es freilich auch ausgeschlossen, daß die Art und Weise, wie das Christentum zum Siege gelangte, in irgend einer Weise sür die moderne proletarische Emanzipationsbewegung vorbildlich werden kann.

So bequem wie für die Herren Bischöfe des vierten Jahrhunderts wird der Sieg für die Vorkämpfer des Proletariats nicht werden.

Aber nicht bloß für die Zeit dis zu diesem Siege kann man behaupten, daß der Sozialismus aus sich keine Widers sprüche erzeugen wird, die mit denen, in welche das Ehristentum auslief, etwas gemein haben, man kann dass selbe mit großer Sicherheit auch für die Zeit der unabsehs baren Konsequenzen dieses Sieges annehmen.

Denn der Kapitalismus hat die Bedingungen geschaffen, um die Gesellschaft auf eine ganz neue Grundlage zu stellen, völlig verschieden von jeder der Grundlagen, auf denen sie seit der Bildung der Klassenunterschiede stand. Hat bisher jede neue revolutionäre Klasse oder Partei, auch wenn sie viel weiter ging, als das von Konstantin anerkannte Christentum, auch wenn sie vorhandene Klassenunterschiede wirklich beseitigte, doch nie vermocht, alle Klaffen aufzuheben, sondern stets nur neue Klassenunterschiede an Stelle der überwundenen zu setzen, so find heute bereits die materiellen Bedingungen gegeben, alle Klaffenunterschiede zu beseitigen, und das moderne Proletariat wird durch sein Klaffenintereffe getrieben, diese Bedingungen dazu auszunuten, denn es bildet jest die unterste aller Klaffen, im Unterschied zur Zeit des Chriftentums, wo noch die Stlaven unter ihm standen.

Die Klaffenunterschiede und Klaffengegenfätze darf man keineswegs mit den Unterscheidungen zusammenwersen, die

bie Arbeitsteilung zwischen ben verschiedenen Berusen erzeugt. Die Gegensäte der Klassen entspringen drei Urssachen: dem Privateigentum an den Produktionsmitteln, der Wassenstein, der Wissenschaft. Bestimmte technische und soziale Bedingungen erzeugen die Gegensäte zwischen den Besitzern der Produktionsmittel und den von deren Besitz Ausgeschlossenen, dann den Gegensatz zwischen den waffenzeübten Wohlgerüsteten und den Wehrlosen, endlich den Gegensatz zwischen den mit der Wissenschaft wohl Vertrauten und den Unwissenden.

Die kapitalistische Produktionsweise schafft die Vorbedingungen zur Aushebung aller dieser Gegensätze. Sie drängt nicht bloß dazu, das Privateigentum an den Produktionsmitteln aufzuheben, durch die Fülle der Produktivkräfte deseitigt sie auch die Notwendigkeit der Beschränkung der Wehrschaftigkeit und des Wissens auf bestimmte Schichten. Diese Notwendigkeit hatte sich ehedem gebildet, sobald Waffenstechnik und Wissenschaft eine höhere Stuse erreicht hatten, so daß freie Zeit und der Besitz materieller Mittel über den Lebensbedarf hinaus erforderlich waren, die Waffen und das Wissen zu erwerben und sich ihrer erfolgreich zu bedienen.

Solange die Produktivität der Arbeit klein blieb und nur geringe überschüffe lieferte, war nicht jeder einzelne imstande, Zeit und Mittel zu gewinnen, um in der Wehrhaftigkeit oder der Wissenschaft auf der Höhe seiner Zeit zu stehen. Es ersorderte sogar die überschüffe vieler einzelnen, um einen einzigen instand zu setzen, in Wehrhaftigkeit oder Wissenschaft Vollkommenes zu leisten.

Dies war nur erreichbar dadurch, daß wenige viele ausbeuteten. Die erhöhte Wehrhaftigkeit und Intelligenz der wenigen septe sie instand, die wehrlose, unwissende Masse unterdrücken und auszubeuten. Andererseits wurde gerade diese Unterdrückung und Ausbeutung der Masse Mittel, die Wehrhaftigkeit und Wissenschaft der herrschenden Klassen zu steigern.

Nationen, die Ausbeutung und Unterdrückung von sich fern zu halten wußten, blieben unwissend und oft auch wehrlos gegenüber besser bewehrten und mehr wissenden Nachbarn. Die Nationen der Ausbeuter und Unterdrücker siegten dasher im Kampf ums Dasein über jene, die am urwüchsigen Kommunismus und der urwüchsigen Demokratie sesthielten.

Die kapitalistische Produktionsweise hat die Produktivität der Arbeit so unendlich hoch entwickelt, daß diese Ursache der Alassengegensähe nicht mehr besteht. Sie erhalten sich nicht mehr als eine gesellschaftliche Notwendigkeit, sondern nur noch als Folge eines überkommenen Machtverhältnisses, so daß sie aushören, sobald dieses Verhältnis nicht mehr wirkt.

Die kapitalistische Produktionsweise selbst hat dank der großen überschüffe, die sie erzeugt, den verschiedenen Nationen die Mittel geliesert, zur allgemeinen Wehrpflicht überzugehen und damit die Aristokratie des Ariegertums zu überwinden. Sie selbst bringt aber alle Nationen des Weltmarktes in so enge und dauernde Verbindungen miteinander, daß der Weltsriede immer mehr zu einer dringenden Notwendigkeit wird, jeder Weltkrieg als eine ruchlose Torheit erscheint.

Sind mit der kapitalistischen Produktionsweise auch die wirtschaftlichen Gegensätze zwischen den einzelnen Nationen überwunden, dann wird der heute schon von der Masse der Menschen herbeigesehnte ewige Friedenszustand zur Wirklichsteit. Jener Zustand des Bölkerfriedens, den der kaiserliche Despotismus im zweiten Jahrhundert des Christentums für die Nationen am Mittelmeer herbeisührte — der einzige Borteil von Belang, den er ihnen brachte —, ihn wird die soziale Demokratie im zwanzigsten Jahrhundert für die Nationen der Welt begründen.

Damit verschwindet vollends jede Grundlage des Gegensfakes zwischen den Klassen der Wehrhaften und der Wehrlosen.

Nicht minder aber schwinden auch die Grundlagen des Gegensatzes zwischen Gebilbeten und Ungebildeten. Heute schon hat die kapitalistische Produktionsweise die Produktions-

mittel des Wissens durch den Buchdruck ungemein verbilligt und den Massen zugänglich gemacht. Gleichzeitig erzeugt sie eine wachsende Nachsrage nach Intellektuellen, die sie massenhaft in ihren Schulen heranzieht, aber auch um so mehr ins Proletariat heraddrückt, je massenhafter sie auftreten. Dabei hat sie die technische Möglichkeit geschaffen, die Arbeitszeit ungemein zu verfürzen, und einzelne Arbeiterschichten haben schon einige Vorteile in dieser Richtung gewonnen, mehr freie Zeit zu ihrer Bilbung erobert.

Sobald das Proletariat siegt, wird es sofort alle diese Keime zu vollster Entfaltung bringen, alle die Möglichkeiten allgemeiner Bildung der Massen, die die kapitalistische Produktionsweise geschaffen hat, zur herrlichsten Wirklichkeit gestalten.

Ist die Zeit des aufsteigenden Christentums eine Zeit trübsfeligsten geistigen Niederganges, rapider Zunahme der lächerslichsten Unwissenheit und des dümmsten Aberglaubens, so ist die Zeit des Aufsteigens des Sozialismus eine Zeit glänzendster Fortschritte der Naturwissenschaften und raschester Zunahme der Bildung in den von der Sozialdemokratie ersfaßten Volksmassen.

Haffengegensat seine Basis verloren, so verliert sie der aus dem Privateigentum an den Produktionsmitteln hervorgehende, sobald die politische Herrschaft des Proletariats ihre Wirkung übt, und deren Konsequenzen werden sich rasch in einer Abnahme des Unterschieds zwischen Gebildeten und Ungebildeten zeigen, der dann binnen einer Generation verschwunden sein kann.

Damit hört die lette Ursache eines Klafsengegensates oder Klassenunterschieds auf.

So muß die Sozialdemokratie nicht bloß auf ganz anderen Wegen zur Herrschaft kommen als das Chriftentum, sie muß auch ganz andere Wirkungen erzielen. Sie muß jeder Klassenscherrschaft für immer ein Ende machen.

- Sefamt-Ausgabe des literarischen Nachlasses von Karl Mary, Friedrich Engels und Ferdinand Cassalle. Heraussegegeben von Franz Mehring. Erster Band: Bon März 1841 bis März 1844. Zweiter Band: Bon Juli 1844 bis November 1847. Oritter Band: Bon Mai 1848 bis Ottober 1850. Bierter Band: Briefe von Lassalle an Mary und Engels. Alle vier Bände zussammen gebunden in engl. Leinwand 20 Mt.
- Theorien über den Mehrwert. Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marz. Herausgegeben von Karl Kautsty. Erster Band: Die Anfänge der Theorie vom Mehrwert bis Adam Smith. Preis broschiert 5,50 Mt., gebunden 6 Mt. Zweiter Band, erster Teil: David Ricardo. I. Preis broschiert 4,50 Mt., gebunden 5 Mt. Zweiter Band, zweiter Teil: David Ricardo. II. Preis broschiert 5 Mt., gebunden 5,50 Mt.

Briefe und Auszüge aus Briefen von Joh. Phil. Becker, Jos. Dietzgen, Friedrich Engels, Karl Mary u. A. an F. A. Sorge und Andere. XVI und 422 Seiten. Preis broschiert

4 Mit., gebunden 5 Mit.

Die Briefe Mary' und Engels', die sich über einen Zeitraum von 28 Jahren erstrecken, zeigen uns die beiden Altmeister des modernen Sozialismus in ihrer geistigen Werkstatt, wir möchten sagen in Hemdssärmeln. Manches scharfe Wort wird geschrieden, mit und ohne Berechtigung, das bei manchem Ansloß erregen dürste, aber überall bricht verssöhnend die heiße Liebe durch für die arbeitende Klasse, der sie den Wegsweiser schusch das Labhrinth der alten Gesellschaft in eine neuere, besser Zusunft. — Jedem Buche wird die in der Neuen Zeit Nr. 1 und 2 abgedruckte Besprechung von Dr. F. Mehring beigelegt werden.

- Zur Kritik der politischen Ökonomie. Bon Karl Marz. Herausgegeben von K. Kautsky. Dritte, durch eine Einleitung des Berfassers vermehrte Auflage. LII und 203 Seiten 8°. Preis gebunden 2 Mk.
- Revolution und Kontre-Revolution in Deutschland. Bon Karl Marz. Ins Deutsche übertragen von Karl Kautsky. Zweite Auflage. XXXII und 142 Seiten 8°. Preis gebunden 2 Mf.
- Das Elend der Philosophie. Bon Karl Marg. Deutsch von Eduard Bernstein und K. Kantsty. Mit Borwort und Noten von Friedrich Engels. Bierte Auflage. XXXVI und 188 Seiten. Preis gebunden 2 Mt.

- Die Cage der arbeitenden Klasse in England. Bon Friedrich Engels. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen. Zweite Auflage. XXXII und 300 Seiten. Preis gebunden 2,50 Mf.
- Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wiffenschaft. Bon Friedrich Engels. Sechste, unveränderte Auflage. XX und 354 Seiten. Preis gebunden 3 Mf.
- Der Ursprung der Jamilie, des Privateigentums und des Staats. Bon Friedrich Engels. Zehnte Auflage. XXIV und 188 Seiten. Preis gebunden 1,50 Mf.
- Ludwig Jeuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. Bon Friedrich Engels. Mit Anhang: Karl Marg über Feuerbach. Bom Jahre 1845. Dritte Auslage. Preis 75 Pfg.
- Karl Mary' Ökonomische Cehren. Gemeinverständlich dargestellt und erläutert von Karl Kautsky. Elfte Auflage. XX und 261 Seiten. Preis gebunden 2 Mk.
- Das Erfurter Programm in seinem grundsätlichen Teil erläutert von Karl Kautsty. Siebte Auflage. VIII und 264 Seiten 8°. Preis gebunden 2 Mt.
- Ethif und materialistische Geschichtsauffassung. Bon Karl Kautsty. VIII und 144 Seiten. Preis gebunden 1,50 Mf.
- Die Geschichte der Deutschen Sozialdemokratie. Bon Franz Mehring. Dritte Auflage. Erster Band: Bis zur Märzrevolution.— Zweiter Band: Bis zum preußischen Verfassungsstreit. — Dritter Band: Bis zum deutsch-französischen Krieg. — Bierter Band: Bis zum Ersurter Programm. — Die neue Ausgabe ist in handlichem Format und auf holzsreiem Papier gedruckt. Alle vier Bände zusammen elegant gebunden 20 Mk.
- Die Cessing-Tegende. Zur Geschichte und Kritit des preußischen Despositismus und der klassischen Literatur. Bon Franz Mehring. Zweite Auflage. Mit einem neuen Borwort. XXXII und 426 Seiten. Preis gebunden 3 Mf.

- Dr. W. Zimmermanns Großer Deutscher Vauernkrieg. Heraussgegeben von Wilhelm Blos. Billige Bolksausgabe. Mit vielen Porträts und historischen Bilbern. Preis gebunden 4 Mk.
- Die Französische Aevolution. Bolkstümliche Darstellung der Ereignisse und Zustände in Frankreich von 1789 bis 1804. Bon Wilhelm Blus. Mit vielen Porträts und historischen Bildern. Preis gebunden 4 Mk.
- Die Deutsche Revolution. Geschichte der deutschen Bewegung in den Jahren 1848/49. Bon **Wilhelm Blos.** Mit vielen Porträts und historischen Bildern. Preis gebunden 4 Mk.
- Geschichte der Französischen Aevolution von 1848 und der Zweiten Republik. Bollstümlich dargestellt von Louis Heriter. Herausgegeben und erweitert von W. Gichhoff und Ed. Bernstein. Mit vielen Porträts und historischen Bildern. Preis gebunden 4 Mk.
- **Geschichte der Kommune von 1871.** Bon Lissagaray. Dritte, issustrierte Ausgabe. XII und 466 Seiten 8°. Preis broschiert 2,50 MK., gebunden 3 MK.

"Liffagarahs Buch ist das klassische Werk über die Pariser Kommune, aus dem man das beste Bild von dieser gewaltigen Bewegung des Proletariats gewinnen kann." ("Berliner Bolks-Tribüne", Nr. 19 vom 9. Mai 1891.)

"Merkvitrdigerweise ist die Exinnerung an die Märzs und Maitage von Paris des Jahres 1871 stark in den Hintergrund gedrängt. Die herrschende Partei in Frankreich spricht nicht gerne davon; ihr hastet noch immer das Blut der Besiegten vom Kirchhof von Satorh an, an das man nicht gerne erinnert sein will. Die Besiegten aber waren teils tot, teils versprengt, teils deportiert, und lange Zeit war ihnen der Weg an die Öfsenklichteit verschlossen, die 1876 der radikale Abgeordnete Lissagarah eine umsassendere Geschichte der Kommune veröffenklichte. Lissagarahs Darstellung des Kommune-Ausstandes, die heute in zweiter Auslage vorliegt, enthält viel neues, stellt manche gemeinhin im Schwunge begriffene unrichtige Annahme richtig und besitzt daher einen historischen Wert." ("Neue Würzburger Zeitung", Nr. 239 vom 15. Mai 1891.)

W. Ciebinechts Volks-fremdwörterbuch. Preis in hübschem Leinwandband 3.20 Mt.

Die Frau und der Sozialismus.

von August Bebel.

Siebenundvierzigste Auflage.

XXVI und 472 Seiten 8°. Preis brofch. M. 2.-, gebd. M. 2.50.

"Das Bebel'iche Buch ist, wenn man von den Schriften eines Karl Mary und Friedrich Engels absieht, das bedeutendste literarische Erzeugnis, welches der deutsche Sozialismus hervorgebracht hat. Wer den Inhalt des Sozialismus und seine Ziele genau kennen lernen will, wird nicht umhin können, sich der Lektüre desselben zu unterziehen, dessen großer Fleiß und firenger, sittlicher Ernft selbst bei den belikatesten Fragen auch seitens des Gegners offen anerkannt werden mussen." Dr. Ludwig Fuld im "Gerichtssal".

"Dieses Buch bilbet eine wertvolle Bereicherung auf bem Gebiete ber betrichen Literatur. Die Aufgabe, welche sich ber Berfasser jur Durchführung bieses Werkes gestellt, hat er in einer allem und jedem entsprechenden glänzenden Weife gelöst."

G. Helmers in ber "Wiener Geschäftszeitung", Nr. 11 vom 8. August 1891.

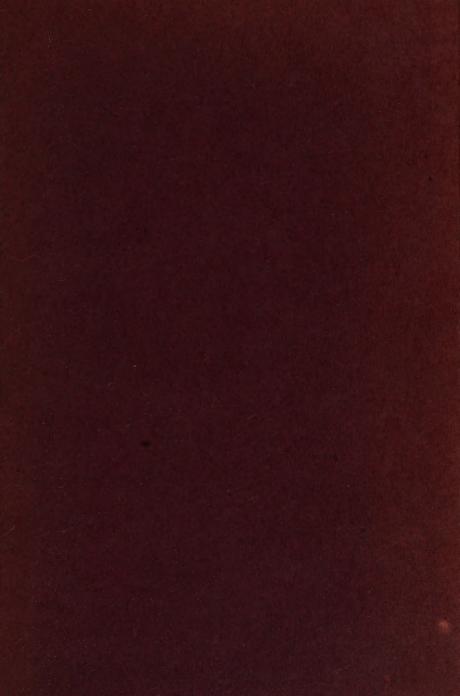
"Bir empfehlen allen Gegnern der Sozialdemokratie und allen Freunden einer sozialen Resorm das gut, gewandt und auch in objektiver Art gesschriedene Buch Bebels; es verbreitet sich über sast alle Kunkte der soziale bemokratischen Forderungen; man lernt die Ziele der Bartet kennen und kann auch kernen, welche Wege zu meiden sind, wenn man an einer gedeihlichen sozialen Resorm mitarbeiten will." "Theologischer Literatur-Bericht."

"Die Frauenfrage wird, wenn darunter bloß die Darstellung der in unserer heutigen Gesellschaft für die Frauenwelt unzweifelhaft vorhandenen Mißstände verstanden ist, kaum in irgend einer anderen bis jest erschienenen Schrift ausführlicher und erschöpfender, auch gründlicher erläutert."

Dr. Maurus in ber "Aritischen Revue aus Desterreich", Heft 14 vom 10. Juni 1891.

"Unsere Aufgabe ist es, das hochbebeutende Wert Bebels in hinsicht auf seinen literarischen Wert zu betrachten, und dieser ist sein geringer. . . Das in überstülle vorhalbene Material ist übersichtlich geordnet und der Gesamteindruck des Wertes ein äußerzt günftiger."

Mar Ofterberg=Berakoff in der "Gesellschaft", Band VII, Heft 7.





BR 129 K35 46259

Kautsky, Karl
Der ursprung des
christentums, eine historische untersuchung.

DATE	ISSUED TO

Kautsky... Ursprung...

THEOLOGY LIBRARY
SCHOOL OF THEOLOGY AT CLAREMONT
CLAREMONT, CALIFORNIA

